Das Unterrichtswerk der Deutschen Lebenskunde

von

Ferdinand DIEPOLD

BAND 4

UNSERE DEUTSCHEN CHARAKTERFEHLER

Unter Mitwirkung von

Gustav G. ENGELKES
Gertrud FINCK
Wilhelm FRONEMANN †
Richard HOYER
Lotte HUWE
Max KEMMERICH
Oswald KRAFT
A.F.KRÜGER
Erich LIMPACH
Theodor SEIDENFADEN



1954

LEBENSKUNDE-VERLAG DIEPOLD

HAMBURG 20

Das Unterrichtswerk der Deutschen Lebenskunde

von

Ferdinand DIEPOLD

BAND 4

UNSERE DEUTSCHEN CHARAKTERFEHLER

Unter Mitwirkung von

Gustav G. ENGELKES
Gertrud FINCK
Wilhelm FRONEMANN †
Richard HOYER
Lotte HUWE
Max KEMMERICH
Oswald KRAFT
A.F.KRÜGER
Erich LIMPACH
Theodor SEIDENFADEN



1954

LEBENSKUNDE-VERLAG DIEPOLD

HAMBURG 20



Wilhelm F R O N E M A N N ,

der Erzieher,Kritiker,Reformer und Jugendschriftsteller,
der Nestor unter den Vorkämpfern für das gute Jugendbuch,
der Fachschaftleiter für Jugendschriftsteller,
das Ehrenmitglied des Westdeutschen Autorenverbandes,

i s t n i c h t m e h r .

Diesem beispielhaften Manne,welcher Volksschullehrer zuerst auf dem Lande,dann in Frankfurt am Main war,galt es zeitlebens als selbstverständliche Grundansicht, daß das Volkstum die Grundlage der Kultur ist. Seit 1911 kämpfte er mit der kraftvollen Zähigkeit seines westfälischen Bauernblutes gegen das Elend im Jugendschrifttum u.schenkte uns eine reiche Fülle bester Volks-und Jugendschriften: Der deutsche Luther 1933,Armin der Cherusker 1934,Sachsenherzog Wittekind 1935,Bundschuh flieg!Bauernkrieg 1936. Ungedruckt blieb sein Werk "Altkönig,Chattenburgen im Römersturm". Aus diesem sandte mir Wilhelm Fronemann als Beitrag für diesen Band 1953 einen größeren Ausschnitt, den ich kürzen sollte. (Er ist zu finden auf den Seiten ab 96.)

Dieser treue Sohn unseres Volkes lebt nicht mehr: Am 31. Mai hörte sein krankes Herz auf, zu schlagen. Wir aber danken ihm für seine Lebensarbeit,indem unser Wirken für das gute Jugendbuch, das artgemäße, von Fremdgeist freie, unentwegt weiter geht.

Hamburg, den 10. August 1954.

gez. Diepold

Titelzeichnung:Alfred Schwenn Schrift und Handdruck:Diepold

MANGELNDER ZUSAMMENHALT
zum Schaden der volklichen Einheit

In der gesamten Natur waltet der Wille zur Mannigfaltigkeit und bewirkt den staunenswerten Reichtum der Erscheinungen.

Dieses Gesetz ist so allumfassend, daß man z.B. an einem Laubbaume, etwa einer Linde, unter den vielen Tausenden von Blättern kaum zwei findet, die sich in allen Einzelheiten vollkommen gleich wären.

Die unendliche Fülle der Schöpferkraft herrscht auch in der Menschheit:

Wie die verschiedenen Völker einander unähnlich sind, so sind auch innerhalb eines Volkes dessen Menschenkinder sich ungleich, insbesondere auf dem Gebiete des Seelischen.

Das gilt in stark ausgeprägtem Maße für uns Deutsche. Im deutschen Menschen liegt ein Sehnen, sich entsprechend den in ihm schlummernden Triebkräften zu entfalten, zu wachsen nach eigenem Gesetz, ein ganz persönliches Eigensein durch das Leben werden zu lassen. Daher der große Reichtum unseres Volkes an eigen- und einzigartigen,in sich feststehenden Persönlichkeiten, welche auf vielen Gebieten des Lebens Höchstwertiges geschaffen und freigebig an Volk und Menschheit verschenkt haben.

Aber bei aller Vielfalt und Unterschiedlichkeit der Deutschen sind sie durch geheimnisvolle seelische Bande miteinander verknüpft zur Einheit eines Volkes.

Wenn bei der Mehrheit unseres Volkeskinder der Wille zum Eigensein und der Wille zur Gemeinsamkeit sich im Gleichgewicht halten, so ist das ein Segen für alle. Dann Heil unserem Volke!

Wo aber das Hinstreben zum Ganzen, zum "Wir" schwächer ist und der Wille zum Eigensein, zum "Ich" überwiegt, dort sprechen wir vom Einzelgänger, von

Eigenbrötelei

Die Ixsteiner Stadtväter

Wenn irgendwo Tollwut ausbricht, dann gibt es Hundesperre mit Maulkorb- und Leinenzwang. Und wenn in einer größeren Landschaft an mehreren Orten solche Tollwutfälle zu verzeichnen sind, dann wird die Hundesperre über die ganze Provinz verhängt.

Das ist nötig zum Schutze der Allgemeinheit.--

Nun mußte im Hartung des Jahres 1954 diese Maßnahme in ganz Oberbayern getroffen werden. Verständnisvoll fügten sich alle Or-

te der unangenehmen Notwendigkeit.

Nur die Stadt Ixstein mußte eine Ausnahme machen. Da sagten nämlich die Stadtväter:"Ja,gut.Die großen Hunde sollen unter die Sperre fallen. Aber nicht auch die kleinen!" Und einer von den Räten, der vermutlich das Gras wachsen hörte, verstieg sich zu folgender Weisheit:

"Ein jeder H_und zahlt Steuer.
Und jeder Steuerzahler hat schließlich das Recht,
das Maul aufzureißen." -

Über diese sehr anfechtbaren Behauptungen schmunzelte man in ganz Deutschland. Jene oberbayerischen Eigenbrötler aber nahm man überhaupt nicht für voll.

Diepold

U n e i n i g k e i t

Ein gefährlicher Feuerwehrhauptmann

In einem oberhessischen Dorfe nördlich vom Vogelsgebirge brach ein Brand aus, und eine Scheune ging in Flammen auf.

Die Feuerwehr rückte zum Löschen heran; und es war eine Selbstverständlichkeit, daß auch von den umliegenden Ortschaften die Männer von der Spritze sich beeilten, um helfen zu können.

Wer aber möchte es für möglich halten, daß vor der brennenden Scheune der einheimische Feuerwehrhauptmann den Nachbarwehren verbot, sich am Löschen zu beteiligen?

Ja, als diese ein so unvernünftiges Verbot nicht beachten wollten, ließ er auf die fremden Feuerwehrleute spritzen; und die Dörfler richteten die Rohre tatsächlich nicht auf die brennende Scheune, sondern auf die hilfebereiten Nachbarn!

Das Gebäude aber ließen sie zur Hälfte niederbrennen. ==

Vorgekommen im Jahre 1951.

Diepold

G e g e n s t ü c k :

Die Schwalben

Es war im Sommer 1942, da kreisten Schwalben friedlich über einem Teich bei der Blumenauer Talsperre.

Plötzlich schoß vom nahen Walde ein Habicht heran und verfolgte einen der lieblichen Schnellsegler. Schon hatte er sein Opfer beinahe erreicht, da geschah etwas Unerwartetes:

Der ganze Schwarm der Schwalben rottete sich zusammen und kam der bedrängten Gefährtin zu Hilfe. Alle stürzten sich mutvoll auf ihren Bedränger, immer und immer wieder.

Schließlich wurde er durch die steten Angriffe der kleinen Vögel ganz entkräftet und fiel ermattet ins Wasser herab, wo er ertrank. So haben kleine Schwalben einen großen Habicht getötet,nur,

weil sie zusammenhielten.

Diepold

Einigkeit macht stark.

Die drei Waldameisen

Im oberpfälzischen Waldgebirge prangten die Fichten und Tannen im Schmuck der hellgrünen Triebe, und in ihrem Schatten schritt rüstig ein einsamer Wanderer.

Er kannte Weg und Steg; denn hier hatte er vor vier Jahrzehnten seine Jugend verlebt. Und wenn sich auch inzwischen das Waldkleid des Gebirges verändert hatte - ihn störte das nicht. Die Berge und Täler waren doch die gleichen geblieben, die granitenen Felsen, die Bäche mit ihren Wasserfällen, das Rauschen der Bäume, der Odem des Bodens.

Das Herz voller Erinnerungen, stieg er vom Fuchsberg hinunter zu den Seewiesen und erkletterte den Seerangenfelsen. Er wanderte weiter auf den Hohenstein, von dem aus er immer die herrliche Fernsicht genossen hatte. Ja, dort vom Norden her, vom Sachsenschlag leuchtete immer noch das Lichtgrün der Buchenbestände herunter! Und im Westen grüßte die steilragende Ruine der Flosenburg. Im Süden aber flog sein Blick zum Fahrenberg mit seiner Wallfahrtskirche, wo ehedem wohl eine altgermanische Thingstätte gewesen sein dürfte.

Von den Altvordern kehrten seine Gedanken zur Gegenwart. Er kannte dieses Volk im Süden und im Norden, in den verschiedensten Berufen und Kreisen; er konnte in dessen Seele lesen; und er liebte es - trotz seiner Schwächen und Fehler; dieses Volk, welches ein Rätsel in sich barg und den anderen Völkern ein Rätsel war.

Er wußte, wie ausdauernd es über die Geheimnisse der Naturkräfte gegrübelt und sie erforscht hat in starkem Wahrheitsehnen. Er kannte seine Gottsucher: Mit welcher Inbrunst hat dieses Volk all die Jahrhunderte hindurch das Göttliche erlebt! Es hatte Sinn für die Wirklichkeit, Reichtum des Geistes, Erfindungsgabe und handwerkliche Geschicklichkeit. Es war voller Tatkraft, Lebensstärke und voll Härte gegen sich selbst. Für die anderen Völker war es aufgeschlossen und hatte Verständnis für deren Eigenart.

Es war reich an wertvollen Einzelpersönlichkeiten. Ihnen aber fehlte die Verbundenheit : Sie waren nicht miteinander zusammengewachsen zur Einheit eines Volkes.

Und unentwickelt war sein Sinn für das eigene Wesen. Da waren seine Augen verhüllt wie mit einer schwarzen Binde. Gerade auf diesem Gebiete war es noch kindhaft unreif, nicht erwachsen, noch nicht erwacht zur Selbsterkenntnis. —

So das Rätsel seines Volkes umsinnend, setzte er sich auf den Stumpf eines gefällten Baumriesen und sog Formen und Farben seiner Jugendheimat in sich ein. Fliegen summten das Lied des Frühsommers; der Specht hämmerte; der Kuckuck rief seine endlose Reihe, und im Himmelsblau kreiste ein Bussard in gelassener Ruhe.

Da fiel sein Blick auf den Waldboden vor seinen Füßen, und er

bemerkte, wie eine große Waldameise sich abmühte. Sie wollte ein Stückchen Holz zum Bau ihres Volkes schleppen; doch ihre Kräfte reichten nicht aus: Sooft sie es auch mit ihren Kieferzangen erfaßte - immer wieder entfiel es ihr. Es war zu groß.

Da kam zufällig eine andere Ameise des Weges. Die sah das vergebliche Mühen der Gefährtin; flugs eilte sie fort, eine Dritte zu holen. Und nun griffen alle drei zu, schoben und zogen und zerrten am Holze, und siehe! Mit gemeinsamer Kraft ging es vorwärts, immer ein Stückchen weiter, hin zum großen Haufen der andern.

Lange schaute der Einsame dem Tun der drei Ameisen zu. Da sagte er halblaut vor sich hin:

"Ja, wenn die Deutschen das fertig brächten, auch so den Gemeinschaftssinn zu pflegen! Gemeinschaftsgeist in sich zu entwickeln!

"Doch sie haben nicht einmal ein treffendes Wort für solche Geisteshaltung.

"Wenn sie lernen würden, alle zusammen am gleichen Strange zu ziehen! - Doch dieser Ausdruck stammt von den Zugtieren!

"Wenn sie Korpsgeist hätten und sich solidarisch fühlten mit dem andern! - Doch das sind Fremdwörter, entlehnt von glücklicheren Völkern.

"Wenn sie untereinander kameradschaftlich wären! - Doch das gibt's nur unter Soldaten und Berufs-'Kollegen'.

"Wahrlich, die Deutschen haben nicht einmal ein treffendes Wort, eben, weil sie die Gesinnung nicht haben.

"Werden sie diese überhaupt noch bekommen?" So fragte er sich und stützte den Kopf auf die Hand. Sein Blick ging in die Ferne.

Und ging hinein in die tiefste, verschwiegenste Seele dieses Volkes, das bei lebendigem Leibe zerschnitten worden war.

Dessen Augen hatten keine Tränen, und sein Mund öffnete sich nicht, sein Los zu beklagen. Es hatte keine Klagemauer, und es wollte auch keine.

Der Wanderer aber sah, daß viele von diesem Volke nun den Blutsbruder neben sich suchten, daß sie die Augen für ihn öffneten und sich freuten an seinem Anderssein;

daß viele aus innerer Reife und einem Müssen heraus mit anderen zusammenwachsen wollten zum "Wir", zum V o l k , um dieses Stück Natur zu schaffen, dieses Ewige, Heilige; denn sie erkannten:

Das ist die Aufgabe, die uns gestellt ist und die wir zu lösen haben! --

Und er sah das andere:

Viele aus diesem Volke hatten ihr Grüblertum nach innen, nach dem eigenen Ich hin gewendet; sie wollten sich klar werden über Wesen und Geheimnis ihres Volkes.

Aus dessen brennender Herzenswunde war dieses Sehnen herausgewachsen, in aller Stille und Heimlichkeit; es war nicht hörbar und nicht sehbar; aber es war d a , und es war zukunftsträchtig,

dieses Neue, was werden wollte. ---

Froh stand er auf und weitete seine Brust. Seine Augen erglänzten, und er legte wie einst sein Vater die Hände als Schallrohr vor den Mund, und dann ließ er , wie Vater ehedem, halb rufend halb singend, sein "Holdrio- ho- hoo !" über das stille Waldtal erschallen. Eine Weile wartete er, dann zählte er langsam: eins,zwei,drei,vier,fünf: Fünfmal wurde sein Ruf von den Hängen und Baumwänden zurückgetragen,zu ihm zurück.

Seine Augen wurden licht: Vater hatte ihm nicht sagen können, daß dies Wort der Beiname des germanischen Asen Thor gewesen war. Er aber war ein Wissender. Und so rief er ein zweites Mal Thors Namen über das Waldgebirge hin, und fünfmal kehrte der Widerhall zu ihm zurück: ho-hoo! - ho-hoo! laut, schwächer, verklingend...

Ihm aber war es, wie wenn das der Zuruf wäre von den Schwestern und Brüdern in den Alpen und im Schwarzwald und von den Ufern des Rheines und von den Küsten der Nord- und der Ostsee und von jenseits der Elbe!

Da ließ er ein drittes Mal den alten Asennamen erschallen, noch lauter, noch dringlicher, als Weckruf zur Volkwerdung, und er wußte, daß dieser Ruf aufgenommen und weitergetragen würde von Mund zu Mund, von Seele zu Seele:

HOLDRIO- HO-.HOO ...

Diepold

Es gilt heute mehr denn je, Brücken von Mensch zu Mensch zu schlagen, über alles Trennende hinweg das Gemeinsame zu finden, zu vertrauensvollem Gespräch und zur Zusammenarbeit zu gelangen.

Burkhart Schomburg

Wann naht die Zeit, wo, ohne viel Erklären,
die Deutschen wieder zueinander finden,
wo sie erfühlen, daß sie sich gehören,
weil jedes Herz die gleiche Sprache spricht?

Anneliese Laube

(Aus "Der Sternbergkreis")

-+-

R e c h t h a b e r e i

Der Hundesteuerprozeß

Eine Zuckerfabrik am Niederrhein hatte einen Nachtwächter,und dieser einen Hund. Wenn der alte Mann in der Dunkelheit seinen Rundgang über das Fabrikgelände machte, war Asso sein Begleiter und Beschützer. Und der war ein sehr tüchtiger Wachhund: Nicht weniger als drei Einbrecher nahm er fest und legte ihnen das

H_andwerk.

Für diesen Wachhund brauchte sein Herr nur die halbe Steuer zu zahlen. -

Da kam eines Tages das Finanzamt zu der Anschauung, daß Asso nicht mehr als Wachhund gelten könne und daß darum für ihn die volle Hundesteuer in Höhe von 40 Mark je Jahr gezahlt werden müsse.-Der Nachtwächter legte Einspruch ein; das Amt wies ihn zurück.

So kam es zu einem langwierigen Rechtsstreit:

In diesem behauptete das Finanzamt, die Fabrik werde besser durch die Polizei bewacht als durch Asso. Demgegenüber konnte der Wächter mit Recht darauf verweisen, daß die Schutzleute nur auf der Straße ihren Dienstgang machen, doch nicht auf dem Fabrikgelände; und hier wache eben er, zusammen mit seinem Asso!

Das Finanzamt weigerte sich, diesen Sachverhalt anzuerkennen.

Darum ging die Klage weiter: ging an das Verwaltungsgericht, ging an das Oberverwaltungsgericht. Dieses aber gab dem Nachtwächter recht: Asso habe als ein Wachhund zu gelten. -

Die Deutschen sind nun mal gründlich; und so wollten die Richter beiläufig wissen, wie hoch sei dort überhaupt die Hundesteuer. Und da stellte sich heraus, daß das Finanzamt viel zu viel gefordert habe: nicht 40 Mark, sondern höchstens 24 dürfe es einheben! Mithin hatte Assos Herrchen nur 12 Mark jährlich zu zahlen.

Das Finanzamt aber mußte allen Hundebesitzern die zuviel gezahlten Hundesteuern zurückgeben.

Diepold

Die gesperrte Ausfahrt

In einer norddeutschen Großstadt gibt es eine Straße namens Kupferdamm. Hier gehört das Haus Nr.77 dem Kaufmann Karl Spring; er wohnt dort seit vielen Jahren. In seinem Anwesen hat er auch eine Kraftwagenhalle und fährt seit 20 Jahren aus und ein.

Bewußter Kupferdamm ist eine schlechte Straße: Nur eine schmale Fahrbahn ist "befestigt". Ein breiter, unbefestigter Teil liegt zwischen Fahrdamm und dem Anwesen des Herrn Spring; dieser Teil ist nur mit Schotter bedeckt; ein Gehsteig ist überhaupt nicht vorhanden. Das Ganze ist also so schlecht wie eine minderwertige Landstraße in Wildwest.

Im Jahre 1952 erhielt nun Herr Spring ein sehr höfliches Schreiben vom Tiefbauamt des betreffenden Ortsteils, welches ihn aufforderte, seine Garagenausfahrt vom Anwesen bis zur Straße pflastern zu lassen. - Das war Ziffer 1) .

Ziffer 2): Herr Spring schrieb ebenso höflich der Behörde zurück, er sei gerne bereit dazu; zuvor jedoch möge sie einen Bürgersteig bauen, da ein solcher am Kupferdamm vollständig fehle. Ferner wies er darauf hin, daß vor zwei Jahrzehnten, als ihm die Genehmigung zum Bau seines H_auses erteilt wurde, mit keinem Wort die Rede davon war, daß er seine Ausfahrt bis mitten zur Fahrbahn auf eigene Kosten pflastern lassen müsse. Und überdies seien 25 Häuser am Kupferdamm in der gleichen Lage!

3) Das Tiefbauamt schickte die Polizei hin.

4) Es schickte den Wegmeister. - Es ging hin und her:Herr Spring beharrte auf seinem verbrieften Recht.

5) Eines Morgens, als er sich von seiner Gattin verabschiedet hatte und davon_gefahren war, trat ein Schutzmann plötzlich aus dem Gebüsch an seine Frau heran mit den Worten:"Ha! hab ich ihn endlich erwischt! Ihr Mann ist über den Bürgersteig gefahren!" - "Na und - ?" erwiderte abweisend die Frau, "das tut er doch seit 20 Jahren."

6) Trotzdem ließ die Behörde nichts mehr von sich hören.

7) Da, Ende August 1953 fuhr ein Lastwagen des Tiefbauamtes bei dem Springhause vor. Vier Arbeiter stiegen ab und wuchteten eine lange, weißgestrichene Zementsäule herunter, machten genau in der Mitte der Spring'schen Ausfahrt ein tiefes Loch, setzten den Stein ein, rammten ihn fest, kletterten auf ihr Fahrzeug u. brausten davon.

8) Herr Spring konnte also seine Garage nicht mehr benutzen! Als er abends heimkam, mußte er seinen Wagen auf der Straße stehen lassen. Den behördlichen Stein aber, "festgemauert in der Erden", faßte er nicht an. Aber er ging zu seinem Rechtsanwalt.

9) Dieser schlug sich mit den Leuten vom Tiefbauamt nicht lange herum. Sondern er richtete seine Beschwerde an dessen Vorgesetzten und teilte ihm mit, daß Herr Spring durch die Sperrung seiner Ausfahrt einen erheblichen Schaden erleide: er werde seinen Wagen in der Stadt unterstellen und jeden Tag mit einem Mietwagen hin und herfahren: alles auf Kosten des Tiefbauamts. Außerdem setzte er sich mit einer großen Zeitung ins Benehmen; und diese brachte das Verhalten des Tiefbauamtes in die Öffentlichkeit und gab ihm einen ordentlichen Hieb mit folgendem Satz: "Der Stein soll dem Kaufmann klarmachen, daß es oft nicht gut ist, mit Behörden Kirschen zu essen." Das stand am 27.August 1953 in der Presse.

IO) Schon am 2.September brachte das gleiche Blatt die kurze vielsagende Meldung:"Der Stein ist weg. Die Garageneinfahrt ist wieder frei. Gestern holten Arbeiter den Stein ab. Der Friede ist wieder hergestellt." ---

Woraus man sieht, daß auch rechthaberische Behördenangestellte erzogen werden können.

Diepold

Der vierjährige Lanzenstreit

Wenn durch Tiefbauarbeiten die oberen Schichten unseres heimatlichen Bodens aufgewühlt werden, kommen dabei mitunter die wertvollsten Funde aus unserer Vorgeschichte ans Tageslicht.

So hat man in dem nördlich vom Harz gelegenen Eisengebiet von Salzgitter alte Schlackenhalden auf ihren Eisengehalt untersucht, um sie noch auszubeuten. Bei dieser Gelegenheit stieß man im Nebelmond 1953 inmitten einer solchen H_alde auf eine Schmiedewerkstatt, in der vor 2000 Jahren einheimische,also germanische Bergleute die Salzgitter-Erze verarbeitet haben. -

Ein anderer Fund wurde gegenüber von Basel,in der äußersten Südwestecke Badens gemacht. In jener Gegend, bei den Orten Istein

und Kleinkems haben unsere Ahnen vor vier Jahrtausenden den Halbedelstein Jaspis aus den Kalkfelsen gegraben, um ihn dann zu verwenden zur Herstellung von Messern, Sicheln und Bohrern. Diesen Jaspis haben sie nicht nur im Tagbau, sondern auch unter der Erde gewonnen. Sie erleichterten sich die Arbeit, indem sie den Felsen mürbe machten: Zuerst erhitzten sie ihn mit Holzfeuer, dann schreckten sie ihn mit kaltem Wasser ab; so konnte er leicht zerschlagen werden. Hiezu verwendeten sie Kieselsteine aus dem Bette des Rheines, die sie an Stiele banden und als Hammer verwendeten. --

Noch älter, nämlich 12 Jahrtausende sind Steinmesser, Steinbeile und andere Geräte, die zu Beginn des Jahres 1954 auf einer Wiese zwischen Hamburg und Lübeck gefunden wurden. --

Im August 1953 mußte man die Großstädte des Ruhrgebietes besser mit Wasser versorgen und setzte darum in der Gegend von Gelsenkirchen einige Bagger in einer Schicht von Sand, Ton und Kies an, da fanden die Arbeiter einen Stockzahn des Mammuts, der 2,80 Meter lang war, einen Backenzahn, der so groß wie ein Pflasterstein war, und einen Beinknochen, dick wie ein Ofenrohr. Die verständnisvolle Baggerbedienung fand weiterhin den Schädel von einem Rhinozeros, rund einen Meter lang, dazu Knochen von alten und jungen Nashörnern, einem Riesenhirsch und einem Auerochsen. Diese Funde haben ein Alter von etwa 180 tausend Jahren! --

Auch in der Gegend von Freiburg im Breisgau fand man im September 1953 bei Grabungen Skelette von südländischen Tieren, nämlich von Antilopen, Urpferden und Rhinozerossen in übergroßer Anzahl.

So gibt unser Heimatboden da und dort, geheimnisvolle Schätze heraus, die uns in Vergangenheiten zurückführen, die wir uns kaum vorstellen können. --

Ein ganz besonderer Fund wurde im Frühjahr 1949 in einem kleinen Orte bei Verden an der Aller gemacht: Da stieß man in einer Mergelgrube auf Knochenreste und auf einen mehrfach zerbrochenen Stab. Der Leiter des Heimatmuseums von Verden erkannte richtig, daß hier ein Urelefant mit einer Lanze getötet worden sei, und mit den daneben gefundenen Feuerstein-Messern sei das erlegte Tier zerteilt worden. Fachleute bestätigten diese Annahme und schätzten das Alter dieser Lanze auf mindestens 150 ooo Jahre. Es ist dies die älteste Lanze der Menschheit!

Kaum war der wertvolle Fund bekannt worden, da begann der Streit um dessen Besitz, und er dauerte nicht weniger als viereinhalb Jahre:

Sehr schnell erschienen nämlich Beauftragte der Landesregierung in der Stadt Verden, beanspruchten die Lanze für das Landesmuseum in Hannover und verbrachten die Fundgegenstände kurzerhand dorthin.

Die Verdener ließen sich das aber nicht gefallen und erhoben Einspruch. Doch das Kultusministerium wies ihre Beschwerde zurück und behauptete, im Recht zu sein:

Es sei zwar Preußen aufgelöst. Aber trotzdem gelte nach wie vor das Preußische Ausgrabungsgesetz von 1914, demzufolge bei Ausgrabungsfunden an erster Stelle der Preußische Staat erwerbsberechtigt sei: dieses Recht gelte nun eben für das Land Nieder-

sachsen. Mithin gehöre die Lanze nach Hannover.

Doch die Verdener erkannten auch die ministerielle Verfügung nicht an und klagten beim Verwaltungsgericht.

Daraufhin erklärte sich Hannover bereit, die Rechtslage durch die Universität Göttingen prüfen zu lassen.

Diese arbeitete ein juristisches Gutachten aus- das dauerte lang und kostete viel - und in diesem hieß es:
Die Einstellung des niedersächsischen Kultusministeriums sei juristisch nicht zu beanstanden und die Lanze gehöre nach Hannover. Allerdings sei die Frage strittig, ob das Land Niedersachsen an erster Stelle "erwerbsberechtigt" sei. Ob eine Auslieferungspflicht fürdie Stadt Verden bestehe, das könne nur durch den Regierungspräsidenten in Stade festgestellt werden; der sei in dieser Frage zuständig.

So wanderten denn die Akten - sie schwollen immer mehr an - zum zuständigen Regierungspräsidenten nach Stade mit der "Bitte um baldige Erledigung".

Aber auch in Stade wurde der Lanzenstreit nicht "erledigt": Man hoffte dort nämlich, die Meinungsverschiedenheiten in Güte regeln zu können. Und so verstrich ein volles Jahr, aber auch das brachte keinen Fortschritt. Zwar fuhren zahllose Ministerialbeamte von Hannover nach Verden, um die dortigen Behörden zum Nachgeben zu bewegen. Doch die Verdener blieben hart und pochten auf ihr Recht: Die Lanze wurde in ihrer Heimat gefunden,und darum gebühre sie ihnen und gehöre in das Heimatmuseum.

Endlich, anfangs September 1953, entschied der Kultusminister Richard Voigt: Verden solle den wertvollen Fund in seine Obhut nehmen.-Diesem Manne gebührt das Verdienst, den vierjährigen Lanzenstreit beendet zu haben. Damit hat er das Recht der Verdener anerkannt.

Diepold

-+-

U n v e r t r ä g l i c h k e i t

Der Eisenhaken

Mutwillig, wie manche Knaben sind, nahm im Erntemond 1953 ein Elmshorner Junge einem spielenden Mädchen den Ball weg; darüber gerieten sie in Streit. - So etwas kommt alle Tage vor.

Da sah das elfjährige Mädchen, daß auf dem Boden ein Eisenhaken lag. Rasch bückte es sich darnach, und sein Jähzorn war so heftig, daß es im Nu das Eisenstück ergriff und es dem zwölfjährigen "Feind" auf den Kopf schlug. --

Der Junge erlitt eine schwere Kopfverletzung und mußte ins Krankenhaus verbracht werden.

Diepold

Der Grenzapfel

So, wie bei einem Grundstück die Grenze auf dem Boden verläuft, so verläuft sie auch in der Luft. - Dieser Rechtssatz gilt für al-

le Bäume, die zu nahe an der Grenze stehen. Wenn also von einem Obstbaum Äste über den Zaun ragen, so gehören die daran wachsenden Früchte rechtlich dem Nachbarn. Und wenn so ein Grenzapfel herunterfällt und der Nachbar nimmt ihn an sich, so ist das einwandfrei.

Und so steckte im August 1953 in dem holsteinischen Kaltenkirchen ein Kleingärtner einen solchen Grenzapfel ein. Darüber ergrimmte der Besitzer des Baumes so sehr, daß er dem anderen heftige Vorwürfe machte. Der blieb ihm nichts schuldig, wie man so sagt. Von Worten kam es zu Taten: beide rissen Zaunlatten ab und schlugen mit diesen aufeinander los.

Sie schlugen so lange zu, bis einer von ihnen blutend auf dem Boden lag; erst dann konnten vernünftige Männer die Streithähne trennen.

Den strittigen Apfel aber hatten längst Kinder verzehrt.- Die ganze Dummheit dürfte wohl ein gerichtliches Nachspiel gehabt haben. Aber so geht es, wenn man sich nicht vertragen kann, dann kommt es sogar wegen eines lächerlichen Apfels beinahe zu "Mord und Totschlag".

Diepold

Friede ernährt, Unfriede verzehrt.

Ein überflüssiger Hauskrieg

Der Hausbesitzer Eisenreich hatte für den Freitag den Maurer bestellt und für den Sonnabend die Heizungsmonteure: es sollte im Keller die Heizung überholt werden.

Den Kellerschlüssel aber hatte augenblicklich eine Mieterin, Frau Meta Lampert, in Händen; sie hatte ihre Wäsche eingeweicht und alles für den Waschtag vorbereitet. --

Am Freitag morgens forderte der Hausbesitzer von ihr den Kellerschlüssel; durch die Wohnungstüre, ohne zu öffnen, gab sie ihm zur Antwort: "Nein, ich gebe den Schlüssel nicht her!"

Der Hauswirt glühte vor Zorn. Spornstreichs rannte er aufs Gericht, um gegen die widerspenstige Mieterin eine sogenannte einstweilige Verfügung zu erwirken, daß sie den Schlüssel herausgeben müsse.

Es kam der Sonnabend und mit ihm die Heizungsmonteure, nicht aber der Kellerschlüssel. - Da trafen sich Hausbesitzer und Mieterin auf der Straße: wieder forderte er den Schlüssel. "Jetzt habe ich keine Zeit!" rief sie und stürmte fort, auch aufs Gericht, um nun ihrerseits eine einstweilige Verfügung zu beantragen, wonach sie den Schlüssel behalten dürfe.

Erst mittags kam sie zurück. Die Facharbeiter hatten lange Zeit gewartet, dann zogen sie ab. Die versäumte Zeit ging natürlich auf Rechnung des Hauswirtes. --

In diesem Wettstreit von einstweiligen Verfügungen obsiegte Frau Meta, und der Hausbesitzer erhielt ein gerichtliches Schreiben zu sehen, wie er es nicht gerade gewünscht hatte. Er "kochte" vor Wut, und er suchte, wie er dieser Frau eines "auswischen" könne.

Und siehe da! Frau Meta und ihr Mann hatten vor Gericht die

eidesstattliche Erklärung abgegeben, sie hätten keine Ahnung gehabt, wofür H_err Eisenreich den Keller_schlüssel gewollt habe; er habe mit ihnen nicht gesprochen.

"Da ist was gelogen!" triumphierte der Unterlegene, "endlich hab ich sie!" Und nun hängte er ihnen einen langwierigen Prozeß an den Hals, der Frau und auch ihrem Manne(damit dieser nicht als Entlastungszeuge für seine Ehefrau auftreten könne) und ließ einen ganzen Schwarm von Belastungszeugen gegen sie aufmarschieren.

Gleichzeitig wurden die beiden wegen falscher eidesstattlicher Versicherung angeklagt. - "So,nun hatten sie's!"

Also mußte das alte Ehepaar auf der Anklagebank Platz nehmen: das war Schande genug. Wieder marschierten die Zeugen alle auf; nochmal wurden die verworrenen,undurchsichtigen "Probleme" der eingeweichten Wäsche, der Heizungsreparatur und des Zementeimers durchgekaut, mit echt deutscher Gründlichkeit der ganze lächerlich kleine Krimskram.

Der Staatsanwalt vertrat die Ansicht, die beiden hätten bewußt das Gericht angelogen, und beantragte die Mindeststrafe von je einem Monat Gefängnis, die er aber in Hinsicht auf das hohe Alter der Angeklagten und ihre bisherige Unbescholtenheit in eine Geldstrafe umgewandelt wissen wollte: 90 Mark für die Ehefrau und 60 Mark für den Mann.

Der Amtsgerichtsrat hingegen konnte nicht die Überzeugung gewinnen, daß die beiden das Gericht bewußt angelogen hätten, und meinte, vielleicht hätten sie sich im entscheidenden Punkte verhört und hätten sich im Rechte gefühlt. Und nun zog er den Hausbesitzer zur Rechenschaft:"Warum haben Sie Ihrem Mieter nicht einen kleinen freundlichen Brief unter die Türe geschoben, in dem Sie ihn von den notwendigen Arbeiten am Heizungskessel unterrichteten?"

Herr Eisenreich wußte darauf keine Antwort;er schwieg verlegen. Mit strafendem Tone fuhr der Vorsitzende fort:"Auf solch einfache Weise hätten Sie den ganzen Berg von Prozessen und diesen häßlichen Hauskrieg mit all diesen schikanösen Quälereien verhindern können!" Die beiden Angeklagten aber sprach er frei, mangels Beweises, unter Überbürdung der Kosten auf die Staatskasse. -

Die beiden alten Leutchen tauschten die Wohnung und zogen anderswohin. Später wurde auch der andere Prozeß eingestellt: er endete mit einem Vergleich; die Kosten wurden auf die beiden streitenden Parteien verteilt.

So machen sich viele Menschen das Leben zur Qual.

Diepold

Besser ein magerer Vergleich als ein fetter Prozeß.

Man muß nicht nach jeder Mücke schlagen.

G e g e n s t ü c k:

Der kleine Friedensbote

Ein Gerber und ein Bäcker waren einmal Nachbarn, und die gel-

be und die weiße Schürze vertrugen sich aufs beste. Wenn dem Gerber ein Kind geboren wurde, wurde der Bäcker der Pate. Wenn der Bäcker in seinem Obstgarten an Stelle eines ausgedienten Invaliden eines jungen Stämmchens bedurfte, ging der Gerber in seine Baumschule und hob den Schönsten aus, den er darin hatte, eine Pflaume oder einen Apfel oder eine Birne oder eine Kirsche, je nachdem er auf diese oder jene Stelle gesetzt werden sollte. Zu den Festtagen kam die Bäckerin, welche keine Kinder hatte, mit einem großen Korbe zu den Nachbarsleuten hinüber und teilte unter die kleinen Patenkinder aus. Je mehr sich diese über die reichen Spenden freuten, desto näher rückten sich die Herzen der beiden Frauen. -

Aber ihre Männer hatten jeder einen Hund: Der Gerber als Jagdliebhaber einen großen, braunen Fèldmann, und der Bäcker einen kleinen, schneeweißen Mordax. Beide meinten, die besten und schönsten Tiere ihrer Art zu haben.

Da geschah es eines Tages, daß Mordax ein Kalbsknöchlein gegen den Feldmann behauptete. Vom Knurren kam es zum Beißen, und ehe sich der Bäcker von seiner grünen Bank vor dem Hause erheben konnte, lag sein Hündlein mit zermalmtem Genick vor ihm, und der Feldmann lief mit dem eroberten Knochen und mit eingezogenem Schweife davon.

Sehr ergrimmt und entrüstet, warf der Herr des Ermordeten dem Raubmörder einen gewaltigen Stein nach. Aber was half's? Die Handgranate flog nicht dem Hunde an den Kopf, sondern dessen Besitzer durch das Fenster. Ohne zu fragen, woher der Schuß gekommen sei, riß der Gerber den zertrümmerten Fensterflügel auf und fing an zu schimpfen. Der Nachbar mit der weißen Schürze blieb nichts schuldig; Kinder und Leute liefen zusammen. Der Bäcker verließ den Kampfplatz zuerst, aber nur, um seinen Nachbarn beim Gericht zu belangen. Die Sonne ging über dem Zorne der beiden Männer unter, und bald darauf wurden sie vor Gericht geladen. Der Gerber wurde verurteilt, den totgebissenen Mordax mit einem Reichstaler zu büßen. Der Bäcker mußte für den zertrümmerten Fensterflügel nicht viel weniger bezahlen und sich mit seinem Widersacher in die aufgelaufenen Gerichtskosten teilen. — —

Von nun an war zwischen den beiden Sippen eine große Kluft befestigt. Hinüber und herüber über die Gasse flog kein freundliches Wort mehr. Ging die Gerberin ihren Weg links, so nahm die Nachbarin ihren Weg rechts. Saß der Bäcker im Wirtshause in der großen Stube, so nahm der Gerber seinen Platz im Nebenstübchen. Für die Kinder des Gerbers gab die Frau Patin nie mehr etwas ab.-

So ging es fast drei Jahre.

Einmal, am Ende des dritten, setzten sich der Gerber und seine Frau nachmittags an den Tisch, um ihren Kaffee zu trinken. Aber als die Gerberin die Tischlade herauszog, war kein Wecken zum Einbrocken darin. Ihr kleiner Helm, der neben ihr auf den Zehen stand und auch hineinschaute, rief sogleich: "Mutter, einen Groschen! Ich hole das Brot." Dann sagte er zum Vater: "Heute aber laufe ich nicht lange herum; wenn es beim Torbäcker kein Brot gibt, gehe ich wieder einmal zum Herrn Paten hinüber." Der Gerber sagte nicht ja und nicht nein darauf und ließ den Knaben ziehen. Im ersten Brotladen hatten aber die Wecken schon alle ihre Käufer gefunden, und Helm kam wieder zum Tore herein, laut singend, daß es die ganze Gasse hören konnte: "Heute geh ich zum Herrn Paten! Heute geh' ich zum Herrn Paten!" Ungehalten über den

argen Schreihals, wollte sein Vater ihm wehren. Aber ehe er noch das verquollene Fenster aufbringen konnte, war der kleine Sänger schon drinnen und - kehrte nach einigen Augenblicken als Friedensbote wieder zurück. Er hatte einen geschenkten Eierring in der H_and und rief, über die Schwelle in die Stube hereinstolpernd:"Der Herr Pate läßt Vater und Mutter recht schön grüßen, und ich soll bald wieder kommen."

Noch an dem nämlichen Abende wechselten die Nachbarsleute einige freundliche Worte über die Gasse; am folgenden saßen die weiße und die gelbe Schürze wieder auf der grünen Bank beisammen; am dritten zeigten die Frauen einander die Leinwand, zu der sie in den bösen drei Jahren oft mit ihren Tränen über den unseligen Zwist den Faden genetzt hatten.

Karl Stöber

-+-

Mangelndes Zusammengehörigkeitsgefühl

Abenteuer in der Herberge zu Witzenhausen

So mir's recht gedenkt, war es im Ernting 1779, als ich mit einem guten Kameraden, einem Schreinergesellen aus Holstein, die Werra hinab gen Münden zog. Der Fluß hat gar friedliche, liebliche Ufer: niedrige Berge, aber hier ein Wäldchen, dort eine Wiese, eine Burg, ein Dorf. In einem schönen Land ist der Wandersmann leicht guter Dinge. Darum plauderten wir recht vergnüglich, sangen, pfiffen und schritten im Takt drauf los, als wir am schönsten Sommermorgen das Städtchen Witzenhausen erreichten....

(Wir gingen nach der Schlosserherberge dort, diese führt als Zeichen einen großen Schlüssel über der Haustür.)

Nur wer rechtschaffen gewandert ist, weiß, wie süß die Einkehr schmeckt; wenn man vor der Haustür zuerst forschend in die Tasche fühlt, ob da auch noch Kreuzer genug beisammen sind, einen guten Trunk zu zahlen, dann mit stolzer Zuversicht eintritt, den schweren Tornister abwirft und auf der Ofenbank die müden Glieder dehnt:es geht nichts über dies erkämpfte Behagen.

Das sollten wir nicht lange schmecken. --

In der Herberge war eine seltsame Bewegung.

Der Herbergsvater und seine Frau gingen in der Stube auf und ab, ratlos, wie es schien, zuweilen halblaut miteinander streitend. Dabei warfen sie häufig bald zornige, bald ängstliche Blikke auf zwei Frauenspersonen, die in dem hintersten Winkel der Stube saßen, von allen Gästen gemieden, von allen argwöhnisch beobachtet.

Dort aber gewahrte ich ein echtes braunes Zigeunermädchen, schöner, als ich je eines bei dieser Rasse gesehen. Um das pechschwarze Haar hatte sie ein feuerfarbenes Tuch wie einen Turban geschlungen, während arme Lumpen ihren Körper deckten. Ein älteres Weib ihres Stammes saß neben ihr. Wir hatten kaum Platz genommen, da erhob sich das alte Zigeunerweib. "Kocht uns eine Sup-

pe!!" rief sie befehlend. Man kehrte sich nicht an ihren Ruf.

"Ich gebe Euch einen guten Rat fürs Vieh!" fügte sie nach einer Pause einschmeichelnd hinzu.

Aber die Wirtsleute blinzelten gegeneinander und taten, als ob sie nichts gehört hätten.

Das alte Weib merkte das und mochte leicht den Sinn erraten. "Wir haben Geld!" rief sie hastig, "wir bezahlen so gut wie andere Leute." Und bei diesen Worten zog sie ein ledernes Beutelchen und ließ der Reihe nach wohl zehn blanke Taler durch die knochigen Finger gleiten.

Aber die Wirtin faßte sich ein Herz und sagte:"Ihr könnt hier ausruhen und, wenn Ihr wollt, auch in unserem Stall schlafen; aber Essen und Trinken haben wir nicht für Euch."

"Das sind böse Leute," sprach die Zigeunerin zu uns herüber, "und uns hungert gar sehr, junger Bursche." Hierauf begann die Alte mit dem Mädchen rasch und heftig in ihrem Rotwelsch zu sprechen.

Ich ging zur Wirtin und fragte sie, warum sie denn den Weibern fürs Geld nichts zu essen geben wolle, da sie ihnen doch, was viel mehr sei, eine Schlafstätte angeboten habe.

Die Wirtin gab zur Antwort:"Man weiß nicht, ist es schlimmer, grob sein oder freundlich sein gegen dieses Volk. Sind wir ihnen grob, dann verhexen sie uns das Vieh; sind wir ihnen freundlich, dann stehlen sie uns die Herberge aus. Wo aber ein Zigeuner schläft, da stiehlt er nie; dagegen, wo er ißt oder trinkt, beraubt er den Wirt. Wäret Ihr nicht von heute, junger Freund, dann wüßtet Ihr wohl, daß auf weit und breit kein Mensch diesem Volke etwas zu essen gibt, und zeigte die Frau gleich ebenso viele Goldstücke, als sie vorhin gestohlene Taler gezeigt hat." --

Ein Handwerksbursche, der schon oft Hunger gelitten, weiß, daß der Hunger auf der Wanderschaft ein doppelt bitteres Kreuz ist. Darum, als die Wirtin mir und meinem Kameraden den Tisch deckte, konnte ich's doch nicht übers Herz bringen und nickte die Zigeunerinnen herbei, daß sie mit uns essen sollten.

Sie waren auch nicht träge, die Einladung anzunehmen. Aber nun hättest du die Wirtin sehen müssen! Wütend kam sie herbeigesprungen und riß uns samt den Weibern die Schüssel weg u.rief: "Ihr seid so wenig wert, daß Ihr etwas zu essen kriegt wie das Zigeunervolk; denn Ihr wollt sie zum Diebstahl in meinem Hause verleiten." Und zu gleicher Zeit faßte mich der Herbergsvater bei der Halsbinde.

Da aber sprang mein Kamerad auf wie der gehörnte Siegfried im Heldenbuch und brüllte den uralten Kriegsruf der Handwerksburschen, wenn's zum Prügeln geht:"Auf ihn, er ist von Ulm!" und hobelte, als der tapferste Schreinergesell, den Herbergsvater mit seinen beiden Fäusten ab.

Die andern Leute aus der Schenkstube aber sprangen dem Wirt zu Hilfe.

Hei, wie schlugen wir da drein und zeigten dem Gesindel, daß ein deutscher Handwerksbursche nicht bloß mit dem Hut in der Hand, sondern auch mit den Fäusten fechten kann.

Aber bald war ich Hammer und Amboß zugleich, allmählich mehr Amboß als Hammer, und nach acht Minuten standen wir beide unter dem großen Schlüssel vor der Haustür und die Zigeunerweiber mit

uns. Und auf meinen zerrissenen Rock deutend, von dem die Fetzen abfielen, und auf meine blutende Nase, rief mir der Herbergsvater höhnend aus dem Fenster nach:"Wo man haut, da fallen Späne."

So zogen wir fürbaß, und schon kam mir die Reue, daß ich den Burgfrieden der Herberge gebrochen hatte.

Die Alte bot uns zum Danke, gleichsam als Feldzulage nach bestandener Schlacht, ein Stück Geld an. Wir nahmen's aber nicht, obgleich es eine gar verlockend glitzernde,funkelneue Münze war.
Da trat das braune Mädchen zu mir, drückte mir die Hand, schaute mich mit den großen schwarzen Augen durchdringend an u. flüsterte mir ein paar Worte ins Ohr.
Die hab' ich nicht verstanden. -

Die Alte fragte, wohin wir unseren Weg zu nehmen gedächten.
Der Holsteiner aber sprach:"Ich will Euch mit einem Zigeunerspruch antworten: Wir gehen, wohin uns unsere große Zeh' weist! Euch aber bitte ich, lasset die Eurige nach einer anderen Weltgegend schauen. Denn prügeln ließen wir uns wohl für Euch; aber Kameradschaft mit Euch machen, mögen wir nicht."
So trennten wir uns.

Mein Kamerad aber rieb sich im Marschieren noch lange den Rücken, den ihm die wuchtigen Fäuste der Witzenhäuser braun und blau geschlagen; und wir schritten aus im Takte der Verse, die er dazu sang:

"Können wir uns nicht vertragen,
So tun wir uns brav schlagen
Und alles mit der Hand.-
Das ist der Handwerksstand."

Wilhelm Heinrich Riehl

Es ist eine der traurigsten,dabei gefährlichsten deutschen Eigenschaften, daß wir aus eitler selbstgefälliger Sucht, nur ja recht sachlich und vorurteilsfrei zu erscheinen, wenn es sich um die Sache des eigenen Volkstums handelt, der Gefühlsstimme, die hier so oft allein das Richtige trifft, Schweigen gebieten und viel lieber zu Ungunsten des Deutschtums die Wahrheit mit Füßen treten, als auch hier in höherem Sinne gerecht zu sein.

Gustav Kossinna(1858-1931)

Der Deutsche hat kein Volksgefühl.

Ludendorff

—+—

G e g e n s t ü c k :

Vorbildliche Kameradschaft

Ein Gendarmerie-Beamter wurde nach dem Kriege zu vielen Jahren Zuchthaus verurteilt, die er in einer deutschen Strafanstalt abzubüßen hatte. Wegen seiner guten Führung wurde er im Juli

1953 begnadigt und vorzeitig entlassen.

Am Tore der Anstalt wartete sein früherer Oberst auf ihn u. nahm ihn mit in die Wohnung, wo er ihn gastlich bewirtete, bis sein Zug in die Heimatstadt abging.

Dort besuchten ihn am anderen Tage seine Vorgesetzten, und zwar als dreiköpfige Abordnung sämtlicher Kameraden, und überreichten ihm zur Ehrung einen Blumenstrauß. Sie machten ihm die dienstliche Mitteilung, daß er wieder, nach wie vor, in seiner Dienststellung sei, erteilten ihm einen Monat Erholungsurlaub, der nicht auf den Jahresurlaub anzurechnen war, und verständigten ihn davon, daß ihm für über zwei Jahre die Hälfte des ihm zustehenden Dienstgehaltes sofort nachbezahlt werde; weitere 4000 Mark werde er später erhalten.

Nach Erledigung dieser beruflichen Angelegenheiten verblieben die drei Vorgesetzten noch mehrere Stunden bei ihm in kameradschaftlicher Unterhaltung.

Nach einer Beamtenzeitschrift

Deutsche!

M i t e i n a n d e r !

Nicht gegeneinander!

Ernst Moritz Arndt

"Der Danke für das Gehilfe"

Es war im Scheiding 1953. Da fuhren zwei Brüder, die in den zwanziger Jahren standen, auf ihrem Motorrad nach Hannover.

Sie hatten halb Europa hinter sich: hatten Deutschland durchquert, Italien, Frankreich und Spanien kennengelernt und befanden sich nun auf der Heimreise. Reich an vielen, schönen Eindrücken und Erlebnissen freuten sie sich jetzt auf das Wiedersehen mit ihrer Heimat: Es waren zwei junge Norweger.

Aber da, vor Hannover, versagte das Kraftrad. Der eine der Brüder, ein Autoschlosser, suchte nach dem Schaden. Seine Miene verdüsterte sich: "Es fehlt am Motorgetriebe. Da kann uns nur ein Ersatzteil helfen!"

Doch nirgends gab es Ersatzteile für das ausländische Motorrad. Und betrübt standen sie an der Straße nach Hamburg bei einer Raststätte.

Einem Fernlaster erzählten sie in gebrochenem, doch verständlichem Deutsch von ihrem Mißgeschick: gutmütig nahm er sie mitsamt ihrem Rad mit nach Hamburg. - Unterwegs fiel ihm ein: "In Hamburg-Barmbek gibt es eine Zahnradfabrik! Vielleicht können Euch die helfen?"

Und so schoben die zwei Norweger in der fremden Großstadt ihr Fahrzeug hin zu jener Fabrik. Gefällige Schutzleute und hilfreiche Fußgänger wiesen sie richtig hin.

Dort hieß es: "Vorrätig haben wir kein Zahnrad für Ihr Modell; es müßte eines eigens angefertigt werden: das können wir machen; kostet etwa 36 Mark."

Was blieb den beiden Norwegern übrig? Schweigend zogen sie ihre dünn gewordenen Brieftaschen und legten das Geld zusammen: Es ging noch. Freilich, viel blieb ihnen dann nicht mehr übrig!

Da kam der Betriebsleiter zufällig über den Hof und erfuhr von dem Mißgeschick der beiden hochgewachsenen+Männer.+blonden

"Kinners," sagte er, "steckt Euer Geld wieder weg! Völkerverständigung ist uns mehr wert."

Und nun sprach der Buchhalter. Er war im Kriege in Norwegen gewesen. "Wenn Ihr wieder in Eurer Heimat seid, fahrt mal nach Solheim, kauft ein paar Blumen und legt sie auf ein Grab meiner gefallenen Kameraden im deutschen Soldatenfriedhof! Und vielleicht könnt Ihr uns noch ein paar Bilder von unseren Soldatengräbern machen lassen? Da wären wir Euch herzlich dankbar."

Das war im Herbst gewesen. --

Kurz vor der Weihenacht traf ein Brief bei der Zahnradfabrik ein. In dem hieß es:

"Wir sind spät, aber wir kommen gut. Wir sind die Motorsyklisten, ja. Das Zahnrad pässt ausgezeichnet, und das Motorrad geht wie eine uhr. Wir fährten aus Hamburg am mitwock abend, und in Bergen am samstag.

"Letzte samstag im september wir sind in Solheim gewesen,mit eine Blumen. Wir haben etwas bilder fotografieren. Die bildern ist unklar, aber hoffentlich können Sie sehen und wiedererkennen Solheim.

"Wir senden eine Bild Euch, wie eine erinnerung und danke für das gehilfe. Wir wünschen eine gute weihnacht, und die besten wünsche für das neu-jahr. Gebr. Samucken."

Nach einer Zeitung

--+--

Die Jungen wider die Alten

Den Gegensatz zwischen Jungen und Alten hat es, wie folgende Erzählungen zeigen, in unserem Blute immer gegeben. Heute ist er leider besonders vertieft, da unser junges Geschlecht in sehr schmerzlicher Weise das Opfer der Verhältnisse geworden ist.

Dieser Gegensatz liegt uns - leider - im Blute und erklärt sich dadurch, daß der deutsche Mensch durch die in ihm gären Kräfte getrieben wird, sich zur starken,eigengesetzlichen und selbstverantwortlichen Persönlichkeit zu entfalten.

Das stark ausgeprägte Eigensein verleitet überdies den jungen Menschen zu vorschnellem,nicht immer gerechtem Urteil über die Alten, das nicht durch Erfahrung geklärt ist.

Verständnis der Alten für die Eigenart der Jungen, Verständnis der Jungen für die Alten wäre nötig, damit die Kluft zwischen den Geschlechterreihen gemildert werde:
Es wäre dies zum Besten des Volksganzen und unserer Zukunft. (Andere Völker sind nicht in dieser Weise belastet; es ist

dies ein Vorteil für sie!)
Doch gilt auch hier das indische Wort:
Erkenntnis ist Erlösung.

Diepold

Hildebrand und Hadubrand

Als Dietrich von Bern nach langem Aufenthalte bei König Etzel in die Heimat zurückkehrte, eilte der alte Meister Hildebrand dem Könige voraus, voll Verlangen, seine Gattin Ute und den Sohn zu sehen, der bei seinem Auszuge ins Hunnenland das Licht der Sonne noch nicht geschaut.

Schon erblickte er von fern die Zinnen seiner Burg, als ihm ein stattlicher Ritter entgegenritt, auf mutigem Schimmel, in weißer Rüstung; die Burg von Bern mit vergoldeten Zinnen führte er im Wappen. Hadubrand war es, Hildebrands Sohn!

Kampfgerüstet hielten beide ihre Rosse an.

Hildebrand - er war der hehrere Mann - fragte den Recken:"Wer ist dein Vater oder von welchem Geschlechte bist du? Wenn du mir e i n e n nennst, kenne ich die anderen; kund ist mir alles Erdenvolk."

Hadubrand antwortete:"Das sagten mir unsere Mannen, alte und erfahrene, die längst von hinnen fuhren, daß Hildebrand mein Vater hieß; ich heiße Hadubrand. Ostwärts zog Hildebrand mit Dietrich und vielen seiner Recken ins Elend. Schutzlos ließ er im Lande die Gattin; nie schaute ich meines Vaters Antlitz. Der Helden wertester war er bei Dietrich. Stets stand er an des Heervolkes Spitze, stets allzu lieb war ihm der Streit; kund war er kühnen Recken; nicht wähne ich, daß er noch das Leben habe."

"Thor ruf' ich zum Zeugen," versetzte Hildebrand, "daß du noch nie so nahe verwandtem Manne warest." Vom Arme zog er gewundene Goldringe, die ihm der König der Hunnen gegeben, und bot sie Hadubrand zum Geschenk.

Hadubrand entgegnete:"Mit dem Ger soll man Gabe empfangen; Schwertspitze wider Schwertspitze. Du bist, alter Hunne, übermäßig schlau; du lockst mich mit deinen Worten, willst mich mit deinem Speere werfen; in Trug und Arglist bist du gealtert. Seefahrer kündeten mir, die von Osten über das Meer kamen,daß Kampf meinen Vater hinwegnahm; tot ist Hildebrand, Heribrands Sohn."

"Wehe nun, waltender Gott!" rief Hildebrand aus. "Wehschicksal geschieht! Wohl manchen Winter und Sommer wallte ich fern der Heimat; stets stand ich in der Schar der Kämpfer; nun soll mich mein leiblicher Sohn mit dem Schwerte hauen, oder ich soll ihm zum Mörder werden. Der sei der Feigste, der dir nun den Kampf weigerte, da dich so sehr gelüstet nach feindlichem Zusammenstoß. Versuche nun jeder, wem es beschieden sei, heute der Kampfgewänder verlustig zu gehen oder diese Brünnen beide zu besitzen."

Da ließen sie zuerst ihre Eschenspeere schmetternd dreinsausen, daß sie in den Schilden standen.

Dann schritten sie gegeneinander und hieben so heftig aufeinander mit den Schwertern, daß ihre Schilde zerspalten wurden.

Mit gewaltigem Schlag schlug Hildebrand Hadubrands Brünne entzwei und ihm eine tiefe Wunde in den Schenkel.

Hadubrand sprach:"Nimm hin mein Schwert, ich will es dir über-

geben, weil ich nicht länger dir standhalten kann;den bösen Feind hast du in deiner Hand!" und streckte ihm das Schwert entgegen.

Der Alte wandte den Schild weg und streckte die Hand vor, um Hadubrands Schwert zu ergreifen; da hieb Hadubrand verstohlen nach seiner Hand. Zornig schwang der Alte den Schild empor und rief:"Ein Weib lehrte dich diesen Schlag!" Dann stürzte er sich mit solcher Wucht auf Hadubrand, daß dieser zu Boden fiel.

Ingrimmig rief Hadubrand aus:"Ewige Schande ist's mir,von dir altem Graubart besiegt zu werden!"

Hildebrand aber setzte ihm die Schwertspitze vor die Brust u. rief:"Willst du dein Leben behalten, so sage mir stracks, ob du wirklich Hadubrand bist, Hildebrands Sohn! Ich bin Hildebrand."

"Bist du Hildebrand, mein Vater, so bin ich Hadubrand, dein Sohn," versetzte der Jüngling.

Da sprang Hildebrand schnell auf, hob den Besiegten in die Höhe und küßte ihn.

Mit freudigem Stolze betrachtete Hildebrand seinen stattlichen Sohn, Hadubrand seinen schwertgewaltigen Vater.

Dann bestiegen sie ihre Rosse; froh führte Hadubrand den wiedergekehrten Vater zu Ute, seiner Mutter. Sie ging ihnen entgegen; als sie Hadubrands Rüstung von Blut rot sah, rief sie aus: "Mein Sohn, wer schlug dir solche Wunde?"

"Gern will ich diese Wunde ertragen," rief Hadubrand aus,"obgleich sie gar tief ist! Hildebrand schlug sie mir, mein Vater; hier steht er vor dir."

Freudentränen entquollen Frau Utes Augen, als sie das hörte; froh eilte sie auf Hildebrand zu und schlang glückselig beide Arme um den Hals des Gatten, den sie schon längst als tot beweint hatte. Dann verband sie mit kundiger Hand sorgsam des Sohnes Wunde.

Adolf Lange

E c k e

Zu Köllen am Rheine war Ecke, ein jugendlicher Held, desgleichen weit und breit kein zweiter zu finden war. Ein Riese an Wuchs, verfügte er über außergewöhnliche Kräfte; dazu war er ein unvergleichlicher Schnell-Läufer. Und berühmt war sein Schwert Eckesachs.

Held Ecke besiegte die tüchtigsten Männer der Rheinfranken. Da forderten ihn die kampferprobtesten Recken der Friesen und Sachsen, der Burgunder und Alemannen zum Strauße; doch alle mußten den Wagemut mit ihrem Leben büßen. Ecke aber freute sich,daß er überall als der Gewaltigste gerühmt wurde. -

Da kehrten andere von weiter Fahrt zurück; die sagten:"Du bist stärker als wir. Doch Dietrich von Bern ist dir überlegen. Dietrich von Bern ist der größte Held aller Germanen."

Die Rede verdroß den jungen Ecke; drum wollte er mit dem Berner kämpfen. Alle Welt sollte ihn als den Besieger des großen Königs rühmen.

Darum suchte er den hehren Ostgotenherrscher auf und fand ihn schließlich allein in der einsamen Bergwelt der Alpen. Unverzüg-

lich forderte er ihn zum Kampf; doch Dietrich lehnte ab. Ecke wiederholte dringlicher sein Begehr. Da verwies der gereifte Mann dem Jüngling mit ernsten Worten seine Streitsucht:

"Die Römlinge sind dir zu gering," sagte er. "Einen ebenbürtigen Gegner findest du nur unter deinen Blutsbrüdern. Darum ziehst du von Land zu Land, und was ist das Ergebnis deiner Ruhmsucht? - Überall fällst du den stärksten Mann, den größten Helden germanischen Blutes! Siehst du denn nicht, daß wir Germanen von tückischen Feinden überall umlauert sind? Sie warten darauf, daß wir ihnen eine Schwäche zeigen, daß sie über uns herfallen und uns vertilgen. Werde mein Waffengefährte, Ecke! Solange wir einig sind, bleiben wir stark."

Doch der König redete tauben Ohren. "Das sind Ausflüchte, erhabener Herrscher! Meine Meinung ist: In deiner Jugend wärst du der größte Held; jetzt bangst du um deinen Ruhm. Das macht dich feige." So stichelte Ecke.

Bei seiner Ehre angegriffen, blieb dem König nichts übrig als der Waffengang. Er tat es mit schwerem Herzen; denn ihn dauerte das junge Blut. Ecke aber freute sich; nun war doch Aussicht vorhanden, daheim in Köln seinen Freunden und Neidern Dietrichs Schwert und seinen Hengst Falke als Siegespreis vorzuweisen.

Der Junge wollte, daß der Kampf sofort stattfinde; aber Dietrich weigerte sich:"Es geht gen Abend," sagte er, "und in der Dunkelheit kann auch ein Schwächling durch List siegen."

So mußte sich Ecke zum Morgen gedulden. Einstweilen aber teilten die beiden Kämpen ihren Abendimbiß und teilten sich in die Nachtwache. Jeder vertraute dem andern sein Leben an. Ecke durfte als Erster den Schlaf genießen; Dietrich meinte gutmütig: "Das Alter braucht nur wenig Schlaf." - Bald war der Rheinfranke entschlummert, und der große König betrachtete mit Wehmut seine schönen Züge, die kraftvollen Glieder. "Vielleicht ist er morgen schon tot?" dachte er. "Schade um den herrlichen Helden! Unselig ist die Kampfgier unserer Jugend."

Gedankenvoll wachte Dietrich von Bern bis nach Mitternacht; dann erst weckte er den jungen Helden und ließ sich von dem seinen Schlaf behüten. Am nächsten Morgen teilten sie wieder wie treue Freunde die Speisen. Doch dann ging es zum Kampf auf Leben und Tod.

Bald merkten beide, daß Ecke der Stärkere war. Ungestüm bedrängte er seinen Gegner. Dietrich aber verlor die umsichtige Ruhe nicht; er war ja geschickter und kampferfahrener. Bald hatten sich beide beträchtlich verletzt, und Blut floß aus mancherlei Wunden.

Dennoch blieb Ecke der tollkühne Draufgänger, der den König in die Abwehr drängen wollte. Aber gerade deswegen gelang es dem überlegt kämpfenden Theoderich, dem Jüngling einen so schweren Hieb zu versetzen, daß er in die Kniee sank. Die Scham verdoppelte Eckes Eifer, und mit einem gewaltigen Streich spaltete er dem Berner den Schild, daß der ohne Schutz stand und zurückgedrängt werden konnte.

Nun mußte auch Dietrich ohne Schonung,mit vollem Einsatz kämpfen, und nach kurzer Zeit zwang er den Jüngeren zu Boden. Großmütig bot er ihm Waffenstillstand, bot er ihm Blutsbrüderschaft

an. Eckes Ehrgeiz war gekränkt: er lehnte ab.

Gleichwohl hörte der Ostgotenherrscher nun auf, zu kämpfen. Aber Ecke stürzte sich auf ihn und begann das Ringen von neuem. Noch einmal überwältigte Dietrich den jungen Riesen und forderte ihn auf, sich zu ergeben. Vergebens versprach er ihm Schonung des Lebens, wenn er das Schwert abgebe. Umsonst. Ecke trotzte und stürzte sich erneut in den Kampf. Da blieb dem König nichts anderes übrig, als dem auf ihn Eindringenden den Todesstreich zu versetzen.

Groß war Theoderichs Trauer über den frühen Tod des Helden. Ehrenvoll bestattete er den Gefallenen in vollem Waffenschmucke. Nur den Eckesachs nahm er an sich; das war altes Siegerrecht. Und doch mochte er nicht sich der berühmten Waffe zu freuen: ohne Zeugen hatte der Kampf stattgefunden, und den edlen König bedrückte die Sorge, man könne glauben, er habe als feiger Mörder den Jüngling im Schlafe erschlagen.

Diepold

Des jungen Blücher Starrsinn und vergebliche Reue

Gotthold Leberecht von Blücher, Königlich Preußischer General-Feldmarschall, geboren am 16. Dezember 1742, gestorben am 12. September 1819, war das neunte Kind eines kurhessischen Rittmeisters außer Diensten. Seine Wiege stand in Rostock. Die wirtschaftliche Lage seines Elternhauses war recht angespannt.

15 Jahre alt, trat der Junge bei den schwedischen Husaren ein. Mit diesen nahm er am siebenjährigen Krieg gegen Preußen teil. Er tat das bis 1760. Dann wurde er durch das Preußische Husarenregiment von Belling in Ehren gefangen genommen.

Er wechselte in die Dienste Friedrichs des Großen hinüber und bewährte sich in mehreren Gefechten wie auch in der letzten Schlacht des Krieges bei Freiberg. Schon 1761 wurde er Premierleutnant. —

Das Einerlei des Friedens lag ihm weniger. Da sein Säbel lokker saß und er es sich sogar einmal einfallen ließ, seinen Regiments-Kommandeur, den ihm väterlich gesonnenen General von Belling, zu einem Duell zu fordern, versetzte man ihn strafweise nach Neu-Stettin.

Die Zeit dort bekam ihm nicht sonderlich. Hier blühten seine zwei Leidenschaften auf: Die Liebe zum weiblichen Geschlecht u. die zum Spiel. Nicht wenig trug zur ersteren seine imposante Erscheinung mit der Adlernase und den sieghaften dunklen Augen bei. Das andere, das Glücksspiel, währte so lange, als er Geld besaß. War es verspielt, so hatte es keinen Einfluß mehr auf seine frohe Laune. Blücher war und blieb ein guter Verspieler.

Er brachte es 1771 bis zum Stabsrittmeister, entpuppte sich aber unter dem Nachfolger des Generals von Belling immer mehr als Sorgenkind. Unter anderem schätzte man wenig seinen häufigen Verkehr in polnischen Familien. Auch schlug er einmal aus falschem Patriotismus einen katholischen Geistlichen lendenlahm. —

Kein Wunder, daß ihm sein Kommandeur das Jahr darauf die Führung der Schwadron versagte und den dienstjüngeren Herrn von Jägersfeld damit beauftragte.

Blücher glaubte, das mit seiner Ehre nicht vereinbaren zu können, und schrieb an den Großen König:"Da der Herr von Jägersfeld weiter keine Verdienste hat, als daß er der Sohn des Markgrafen von Schwedt ist, so bitte ich Eure Majestät um meinen Abschied."

Friedrich antwortete:"Der Rittmeister von Blücher hat so lange Arrest, bis er sich eines anderen besinnt."

Neun Monate lang blieb dieser unerschütterlich bei seinem Entschluß, den Dienst zu quittieren.

Dann erteilte ihm der König im Januar 1773 den Abschied mit den Worten:"Der Rittmeister von Blücher ist hiermit entlassen und kann sich zum Teufel scheren!"

Blücher tat das, was man in solchen Fällen tat, sofern man konnte: Er wurde Landwirt, ermöglicht durch die Mittel seiner Frau, und war als solcher hervorragend tüchtig. Seine Sturm-und Drangperiode war vorläufig beendet. Er wurde sparsam, lebte einfach und ging in seinem neuen Beruf auf. —

Doch nicht so ganz, wie es scheint. Er kam von der Armee und damit von seiner wahren Berufung nicht los.

Ganze elfmal hat Blücher in den Jahren von 1778 bis 1785 den Großen König um Wiederverwendung gebeten! Umsonst. Entweder wurden seine Gesuche, die gar manchmal nach Notschreien klangen, überhaupt nicht beantwortet oder abgelehnt.

Erst der Tod des Königs (1786) öffnete Blücher wieder die militärische Bahn. Den Feldzug am Niederrhein 1793/94 machte er mit Auszeichnung mit. Sein Stern stieg nunmehr hoch. Noch im gleichen Jahr wurde er Oberst und Kommandeur "seiner" roten Husaren. 1801 wurde er Generalleutnant. Er war damals 51 Jahre alt. Und von diesem Jahre ab trat er langsam im politischen Leben der Nation hervor.

Max Kemmerich

Der Vater

"Mit meinem alten Herrn ist nicht auszukommen," beklagte sich ein junger Mann bei dem englischen Dichter Mark Twain.
"So etwas Überlebtes gibt es ein zweites Mal bestimmt nicht wieder!"

Mark Twain klopfte dem Heißsporn gutmütig auf die Schulter u. sagte:
"Geben Sie die Hoffnung nicht auf!
"Als ich 15 Jahre alt war, hatte ich einen s o altmodischen Vater, daß es nicht auszuhalten war.
"Als ich aber dann 21 Jahre war, staunte ich, was der alte Herr alles dazu gelernt hatte."

Unbekannt

Kinder und Eltern

Ich las einmal ungefähr folgenden Gedanken:
Solange die Kinder klein sind, sind ihnen die Eltern das Ideal und Vorbild, zu dem sie aufschauen in bedingungsloser Ehr-

furcht und liebender Verehrung.

Wächst der Junge heran, dann weiß er sehr bald vieles besser als die Mutter, und das Ei ist immer klüger als die Henne.
Auch dem Vater möchte er gerne über den Kopf wachsen, der -nach seiner Ansicht- doch etwas rückständig ist und mit der neuen Zeit nicht recht mitkommt.

In den zwanziger Jahren entfernen sich die Kinder weiter von den Eltern.
Die Tochter allerdings kehrt eher zu ihnen zurück, zumal wenn sie heiratet und+Mutter wird. +selbst

Beim Sohn dauert es länger; der muß sich im Leben erst die "Hörner abstoßen", muß vom Leben erzogen werden.

Der deutsche junge Mann ist von großem Tatendrang und ist strebsam; er kennt aber die Gesetze des Lebens nicht. Das bringt ihm Mißerfolge, Enttäuschungen und Nackenschläge. Diese tun ihm bei seinem stark ausgeprägten Ehr- und Selbstgefühl weh.

Das ist dann der Zeitpunkt, in dem mancher Sohn zu den Eltern zurückfindet, um sich Rat bei ihnen zu holen.

Allmählich unternimmt er nichts Wichtiges mehr, ohne sich mit den lebenskundigen Eltern vorher zu beraten, und es dämmert ihm die Erkenntnis: Was ist der Vater doch für ein gescheiter Mann! Und wie weise ist die Mutter!

Wenn dann die Jungen selbst Kinder aufziehen, ihnen zuliebe die Nachtruhe opfern und auf so vieles,vieles Verzicht leisten-- erst dann verstehen sie: Was haben doch unsere Eltern Großes geleistet unsertwegen!

So führt das Leben mit seinen Geheimnissen doch letzten Endes vielfach die Kinder zu ihren Eltern wieder zurück und wirkt ausgleichend, versöhnend, mildernd und glättend.

Diepold

+

Schweigen ist Gold!

Der bejahrte König Haakon von Norwegen pflegt häufig ganz allein durch die Straßen seiner Hauptstadt Oslo spazieren zu gehen.

Vor einiger Zeit wurde er in einem öffentlichen Park von zwei Mädchen erkannt. Ehrfurchtsvoll grüßten sie den Monarchen.

Aber kaum war er vorübergegangen, da sagte das eine zum andern: "Donnerwetter, der ist aber alt und faltig im Gesicht!"

König Haakon wandte sich um und sagte gütig lächelnd:"Ja, das wahr. Aber er hat noch gute Ohren."

Beschämt schlichen sich die Mädchen davon.

Zeitung

Die olle Kiste

Es war vor Weihenacht 1953, da hantierte vor einem großen, hellbeleuchteten Schaufenster ein alter Herr mit einem sonderbaren dreibeinigen Gestell herum, rückte es hin, rückte es her,bis er anscheinend zufrieden war. Dann schraubte er eine sehr große,

altertümliche Kamera auf, deckte ein schwarzes Tuch über sich u. das Gerät und begann durchzusehen. -

Ein Junge, der dabei stand, verfolgte alle Bewegungen des alten Herrn, schüttelte den Kopf über das Getue, und schließlich entfuhr ihm die geringschätzige Frage:"Was ist das für 'ne olle Kiste?"

Der Photograph tat, wie wenn er nichts gehört hätte. Erst nach einiger Zeit unterbrach er seine Tätigkeit. Nun trat er forsch auf den Jungen zu und fragte mit scharfer Betonung:"So, und du Kleiner, was hast du vorhin gemeint?"

"Nun ja, was das für ein altmodisches Zeug ist?" antwortete, verlegen werdend, der Junge.

"Schau du nur erst mal, ob aus dir überhaupt etwas wird! Hier urteilst du über Dinge, die du nicht verstehst," sagte zurechtweisend der Alte. -

Da trat aus dem Geschäft ein vornehmer Herr heraus und begrüßte voller Hochachtung den Photographen.

Es war Hans Breuer, Deutschlands erster Bildberichter, dessen Gewerbeschein aus dem Jahre 1897 stammte. Von ihm ließen sich der große Bismarck und alle bedeutenden Persönlichkeiten vor u. nach 1900 photographieren.

Diepold

Unbelehrbare Besserwisser

I.

Im Sommer 1940 machten vier Wiener eine Paddelbootfahrt auf der Donau. Mit der Bahn reisten sie über Passau und Regensburg nach Ingolstadt, setzten sich hier in die Boote und fuhren stromabwärts.

Sie grüßten die grünen Bergwälder des Jura, bestaunten seine senkrecht abfallenden Steilwände, besichtigten den herrlichen Rundbau der Befreiungshalle, und oberhalb Regensburg kehrten sie ein.

Sie kamen mit dem leutseligen Wirt ins Gespräch und plauderten von ihrer geplanten Weiterfahrt. Da machte sie der Mann auf die gefährlichen Strudel unterhalb der Steinernen Brücke in Regensburg aufmerksam und wies mit Nachdruck darauf hin, daß alle Paddler oberhalb aussteigen, diese gefährliche Stelle umgehen und erst unterhalb wieder weiterfahren.

Froh gestimmt, bestiegen die vier ihre Boote und genossen inmitten der plätschernden Wellen das eindrucksvolle Bild der altertümlichen Stadt, fuhren unter zwei Brücken hindurch und näherten sich bereits den mächtigen Bogen der Steinernen Brücke. Und weil bisher die Fahrt so glatt von statten ging, meinten sie: "Wir sind ja erfahrene Paddler. Da werden wir die Steinerne Brükke auch schnell hinter uns haben!" Und mit kraftvollen Ruderschlägen fuhren sie auf die Brückenjoche zu.

Doch unterhalb der Brückenpfeiler gerieten die Boote in Strudel und kenterten. Alle vier wurden von den reißenden Fluten fortgerissen.

Nur ein 36jähriger Studienrat konnte sich schwimmend ans Land retten. Die anderen drei wurden abgetrieben.

Von Donauschiffen sprangen einige Mann ins Wasser und brachten sie ans Ufer: Doch lebten nur noch zwei von ihnen. Bei einer Frau wurden zwar Wiederbelebungsversuche mehrere Stunden lang fortgesetzt, sie waren aber erfolglos.

Die froh begonnene Fahrt hatte ein trauriges Ende genommen.

Diepold

II.

Nicht allein auf Alpengipfel!

Am 7. im Scheiding des Jahres 1932 kehrte Margarete Hattan aus Sachsen im Unterkunftshaus am Karwendel ein. Sie machte ins Gästebuch ihren Eintrag mit dem Woher und Wohin und sagte dem Wirt, sie wolle auf den Gipfel. Der Mann warnte sie: sie solle doch nicht allein auf die Höhe steigen, sondern sich anderen anschließen.

Sie hörte nicht auf ihn und wurde seitdem nicht mehr gesehen.

Die Männer der Bergwacht suchten lange und umfangreich nach ihr: Die Sächsin war und blieb vermißt.

+

Am 11. August 1938 stieg ein 24jähriger Schwabe zum Gipfel des Wörner auf, ganz allein, ohne Begleitung.

Auch er kehrte nicht mehr zurück.

Lange andauerndes Suchen blieb ohne jedes Ergebnis.-

An jenem Abend haben starke Nebel den Wörner verhüllt: wahrscheinlich hat der junge Mann dadurch die Ortung verloren u. ist in einen Abgrund gestürzt, oder er wurde durch eine Steinlawine verschüttet.

+

Am 20. Juli 1940 machte ein 19jähriger aus Essen von einer Hütte des Alpenvereins aus einen Aufstieg auf einen Bergesgipfel, allein, trotz der Warnung.

Auch er ward nie mehr gesehen.

Die Nachforschungen zeitigten keinen Erfolg.

Diepold

Nachtrag: Das Unglück vom Dachstein Seite 146.

G e g e n s t ü c k :

Auf der Elbinsel

Von Blankenese, einem Ortsteil Hamburgs, kann man mit einem Motorboot nach einer kleinen, schilfbewachsenen Insel fahren.

Eine frohe Gruppe junger Menschen ließ sich an einem Sommertage übersetzen. Dort vergnügten sie sich mit Schwimmen, Sandburgenbauen, Ballwerfen, Springen usw.

Als sie wieder einmal ins Wasser gingen, wollte einer - er stammte aus Süddeutschland - nach einer anderen Seite weiter in den Strom hinausschwimmen und unterhielt sich mit einem einheimischen Freunde über die Flußströmung: Ob man auch in diese Richtung schwimmen könne?

"Hin wohl. Aber nicht mehr zurück," antwortete der. "Hier ist die Strömung zu stark. Sie treibt den Schwimmer von unserer Insel weg. Er könnte nur in Richtung auf Blankenese schwimmen; aber das ist zu weit: da versagen die Kräfte."

Der Süddeutsche ließ sich belehren.
Seine Urlaubsreise verlief ungetrübt.

Diepold

Der alte Schuster

Es war in einem kleinen hessischen Landstädtchen, in dem ich meine schönste Jugendzeit verlebte.
Dort wirkte nicht weit von der Stätte, wo mir die Grundlagen des Wissens für mein späteres Leben beigebracht werden sollten, ein alter Schuster. Er hauste mit seiner Frau und seinen drei Söhnen in einem alten Fachwerkhaus und übte inmitten seiner mittelalterlich anmutenden Werkstatt eine weit größere Anziehungskraft auf mich aus, als alle Bildungsstätten der Welt. Und vielleicht hat mein häufiges Hocken auf dem Schusterschemel mir manchen tieferen Einblick in das wahre Leben vermittelt, als es die beste Schule je vermocht. Daß ich daneben mit Pfriem und Schusterhammer umzugehen lernte, auch das hat mir in meinem späteren Leben keineswegs geschadet.

Der alte Schuster war ein Original, wie sie leider immer seltener werden in unserer schnellebigen Zeit. An einem seltsam verbogenen Drahtgestell trug er eine Brille auf der starken Nase, in die er unvorstellbare Mengen von Schnupftabak stopfte. Mit seiner Frau, die seiner philosophischen geistigen Regsamkeit keineswegs gewachsen war, verband ihn sein ausgesprochener Hang zu gutem Essen, das sie mit viel Geschick bereiten konnte. Seinen Söhnen gegenüber war er ganz patriarchalischer Hausvater. Er hielt auf strengste Ordnung,und selbst im Hinblick auf seinen Ältesten, der schon reichlich erwachsen war, saß ihm das Handgelenk verdammt locker. Mir gegenüber wahrte er eine wohlwollend herablassende Duldsamkeit, wohl,weil ihm meine Fähigkeit, seinen Erzählungen stundenlang lauschen zu können, schmeichelte.

Geschichten erzählen, ja, das konnte er. Wenn die Schusterkugeln den Raum magisch erleuchteten, den ein herber Ledergeruch angenehm erfüllte, wenn der Pfriem leise durch die Schuhe knirschte und die Holznägel mit gedämpftem Hammerschlag ohne umzuknicken in die Sohlen getrieben wurden, - dann kam die Stunde, da aus dem alten Schuster die ganze tiefe Weisheit eines einfachen,unverbildeten Menschen sprach, der, zum Schauen begabt,die kleinen Erlebnisse seines Lebens wundersam zu beseelen vermochte. Ob es sich um seine Wanderjahre handelte, die ihn für die Verkehrsverhältnisse um die Mitte des 19. Jahrhunderts seltsam weit in Deutschland umhergetrieben hatten, um seine Soldatenzeit vor dem Siebziger Kriege oder um den deutsch-französischen Krieg selbst - immer wob der belebende Hauch des Urwüchsigen und Echten um seine Worte und ließ langsam die Laute der Arbeit in dem kleinen Raum verstummen. Wie oft hat man mich in später Abendstunde gewaltsam aus dem Bannkreis dieser Erzählungen heimwärts holen müssen, wo die lebendigen Gestalten, die der Schuster in meine Phantasie beschworen, noch lange meinen Traum belebten.

Wie oft habe ich mir den Arm auf hartem Leder müde geklopft, und wie oft aß ich mit der Schustersippe im wahrsten Sinne des Wortes aus einer Schüssel, da es keine Teller gab. Und daß es für mich damals nichts Schöneres geben konnte, als einmal Schu-

ster zu werden, das brauche ich wohl nicht besonders zu erwähnen.

Dann kamen jene düsteren Tage, da der alte Schuster plötzlich sehr krank wurde und sich mir das Reich meiner Sehnsucht jäh verschloß. Einmal noch durfte ich kurz an seinem hochgewölbten, karierten Bette sitzen, - seltsam erstaunt und erregt über den auf einmal so schweigsam gewordenen bleichen Mann - bis mir eines Morgens sein jüngster Sohn raunend und geheimnisvoll zuflüsterte, daß sein Vater in der Nacht gestorben sei.

Als die Beerdigung vorüber war, habe ich mich in der Dämmerung mit einigen dürftigen Blumen auf den Friedhof geschlichen, die ich mit leisem Schauern auf den hohen Hügel legte. Auf dem Heimweg habe ich dann still vor mich hingeweint - Kindertränen, die aus dem tiefen Quell des Unterbewußten flossen.

Heute weiß ich, ich weinte um einen großen Lehrmeister, der mich das Erzählen lehrte; und in meinem Herzen trage ich unverlierbar die ehrende Erinnerung an den schlichten alten Schustermeister.

Erich Limpach

(Aus "Das Herz verweilt,Erzählungen".Bezug über "Freundeskreis des Dichters Erich Limpach,16)Wiesbaden,Postschließfach 127)

-+-

Gegenseitige Vernichtung

Germanen wider Germanen

Nach der denkwürdigen Schlacht im Teutoburger Walde (im Jahre 9 unserer Zeitrechnung) räumten die Römer das Gebiet zwischen Rhein-Ems-Elbe, befestigten dafür aber um so stärker die Rhein-Donau-Grenze von der Nordsee bis zum Schwarzen Meer.

Dieser römische Druck lastete schwer auf den germanischen Stämmen. Sie vermehrten sich; der gerodete Boden aber reichte nicht aus. Zwar drängte die geballte Volkskraft gewaltsam über die Grenze: ab 166 überfluteten immer wieder germanische Scharen mit dem Schwerte in der Hand die römischen Befestigungslinien und drangen in Frankreich und Oberitalien ein.

Doch das Kräfteverhältnis war für sie ungünstig: Auf der Römerseite war eine einheitlich geschlossene Macht; auf der Germanenseite verzettelte man sich, war zersplittert und gespalten. Dieser Mangel an Zusammenhalt kostete viel germanisches Blut!

Unsere Vorfahren erreichten nur das eine, daß einzelne kleinere Stämme von den Römern innerhalb ihrer Grenzen aufgenommen wurden, doch nicht als freie Besitzer eigenen Bodens, sondern nur als Pächter, die den Grundherren Kriegsdienste leisten mußten.

Ja, sie scheuten sich nicht, für die Feinde ihres Volkstums gegen das eigene Blut zu kämpfen, und sie verteidigten als wehrhafte Grenzposten römischen Boden gegen die germanischen Bluts-

brüder, statt gemeinsame Sache gegen gemeinsame Feinde zu machen.

Nur ganz allmählich, erst infolge der schweren Schicksale erstarkte das Bewußtsein der Volkseinheit, wuchs das Gefühl der Zusammengehörigkeit in den germanischen Männern. Und während bislang Sippen und Stämme nur zu oft untätig zugesehen hatten, wie Blutsbrüder von den Römern niedergehauen wurden, schlossen sich nunmehr Germanen zwischen Rhein und Donau zu Stämmen zusammen und die Stämme zu größeren Verbänden, wenigstens für die Kampfzeit, unter einheitlicher Führung. So erklärt sich auch der Name Alemannen.

Dagegen wurden die innerhalb der römischen Reichsgrenzen aufgenommenen Germanen die zuverlässigsten Stützen dieses morschen und hinsiechenden Reiches. Sie leisteten ihnen nicht nur Kriegsdienste, sondern stellten Rom auch die obersten Beamten und Minister und verteidigten es gegen germanische Bruderstämme in blinder Heldenhaftigkeit.

So war im Jahre 401 römischer Kriegsminister der Germane Stilicho,aus dem hervorragenden Stamme der Wandalen; dieser rettete "in Treuen" das italische Reich und besiegte im Jahre 410 den Westgotenkönig Alarich. Drei Jahre später vernichtete er andere germanische Scharen, die unter ihrem Führer Radagais in Italien eingefallen waren.

So konnten die Römer ihre Kriege gegen die Germanen führen - mittels Germanen! --

Besonders tragisch gestaltete sich germanisches Schicksal um 450.
In dieser Zeit standen ostgermanische Stämme, wie z.B. die Ostgoten, unter der Herrschaft der aus Asien nach Europa hereingebrochenen mongolischen Hunnen.Als im Jahre 450 deren König Attila(oder Etzel) einen gewaltigen Kriegszug die Donau aufwärts nach Frankreich unternahm, mußten ihm germanische Stämme Heeresfolge leisten.
Aber auch auf Seite der in Frankreich regierenden Römer standen Germanen.
Es kam zur Schlacht auf den sogenannten Katalaunischen Feldern (ostwärts von Paris) im Jahre 451:
Auf Seite der Hunnen und auf Seite der Römer kämpften germanische Stämme;
und alle hielten "die Treue": die einen den Römern, die anderen den Hunnen.
"In Treue" zu den Feinden unseres Blutes vernichteten sie sich gegenseitig.
Nur dem eigenen Blute hielten sie keine Treue:

Todesmutige Kampfeshelden! Doch das Denken war ihnen gelähmt, und ihr Blut sprach nicht:

Wir gehören zusammen!

Diepold

Tod im Odenwald

Im Odenwald so eichengrün
will schon der Morgen tagen;
es jagen dort viel Helden kühn;
das Hifthorn hör ich klagen.

Jung Siegfried, der den Bären zwang,—
o lechze nicht nach kühlem Trank!
Das Hifthorn hör ich klagen,
wild lacht der grimme Hagen.

Das helle Sonnenlicht verlischt,
der Tronjer sinnt Verderben.
Das Hifthorn klagt, das Eisen zischt..
jung Siegfried liegt im Sterben.

O sinke, Nacht! O Hifthorn, klag
zur schlimmen Sonnenwende!
Im Odenwald vor Tau und Tag
Held Siegfried fand sein Ende.

Lotte Huwe

Der Giftkelch

Wenn im Mittelalter ein deutscher Kaiser gestorben war, stritten die Fürsten, welche nach altem Gesetze den Nachfolger zu wählen hatten, vielfach um den, der die Würde erben sollte. Und als im Jahre 1347 Ludwig der Bayer starb, hub sogleich das Spiel an. Denn ein Teil der Fürsten hatte, getrieben vom Papste, schon zu Ludwigs Lebzeiten den Markgrafen Karl von Mähren gewählt und zu Bonn am Rheine gekrönt.

Die Freunde des Toten mochten ihn aber nicht und ernannten den Grafen Günther von Schwarzburg, einen verläßlichen Mann u. unerschrockenen Krieger, zum deutschen König. Das geschah am 1. Januar des Jahres 1349 zu Frankfurt. Am 30. Januar wählten sie ihn daselbst, und die Kurfürsten verkündeten:"Wir erklären für gültig und machen bekannt die Kur des edlen Herrn Günther, Grafen von Schwarzburg, wiederholend und mit einem Eide bekräftigend, daß wir keinen würdigeren Kaiser kennen und daß keinerlei Versprechen,Geschenke und Angelobungen uns zu seiner Erwählung bewogen haben!"

Gleich hernach sollte der Gewählte zu Frankfurt einziehen.

Doch der Rat verschloß ihm die Tore. Es sei, sagte er, herkömmlich, daß die Stadt bei strittiger Wahl zweier Kaiser keinem den Einzug zu gewähren brauche; wer zuerst komme, müsse - so bestimme das Gesetz - sechs Wochen und drei Tage vor der Stadt auf seinen Gegner warten; dann habe das Schwert zwischen ihnen zu entscheiden; der Sieger dürfe in die Stadt und werde - wiederum nach altem Gesetze - zu Frankfurt gekrönt!

Der Main war zugefroren. Die Bäume starrten kahl und schwarz. Und Wege und Felder jenseit der Ringmauer lagen frostig. Doch trotz der Kälte harrte Günther von Schwarzburg mit seinen Getreuen; und oft klang aus den Zelten der Ruf:"Es lebe das Reich! Glück dem neuen König! Heil Günther!" --

Frankfurt war freie Reichsstadt, und seine Bürger hingen an ihren Rechten. Die Erzbischöfe von Köln und Mainz aber,die als Kurfürsten nach der Wahl in Frankfurt blieben, verstanden es, den Rat zu bereden, daß Günther der rechtmäßige König sei: er werde das Reich gegen den Günstling des Papstes zu schützen wissen!

Da öffneten die Frankfurter, sieben Tage nach der Wahl, die

Tore, woraufhin Günther die Zelte verbrennen ließ und am sechsten Februar vor den Seinen einritt.

Reihen bewaffneter Stadtritter säumten den Weg. Der Bürgermeister empfing ihn mit den festlich gekleideten Ratsherren.Die Priester der Stadt kamen im Schmuck ihrer goldenen und silbernen Gewänder. Ein Adliger, der alles Volk um Haupteslänge überragte, schritt mit der Reichsfahne vor dem Königszuge. Die Glokken läuteten. Und die Orgel spielte.

Der König ritt auf seinem Schimmel, den eine purpurne Satteldecke schirmte, bis an den Kirchhof. Er stieg ab, ging in die Kirche und setzte sich auf den Thronsessel vor dem Altare.Rechts und links von ihm ließen die Erzbischöfe von Köln und Mainz sich im Festgewande nieder: die mächtigsten Kurfürsten des Reiches. Sie sangen die Gebete, die den Schutz des Ewigen für den Schirmer der Hoheit erbaten.

Nach dem letzten Vers des Liedes kniete der König, woraufhin der Erzbischof von Mainz ihn mit geweihtem Wasser besprengte u. ihn, unterstützt durch den Kölner Erzbischof, auf den Altar hob. Es war ein gewaltiges Bild, zu sehen, wie der König da stand,umgeben vom Kranze der brennenden Kerzen, und den Choral anstimmte, der singt:"Herr Gott, dich loben wir!" Die Orgel fiel ein,u. alle,die in die Kirche geströmt waren, sangen mit. Sobald das Lied verklang, stieg der König vom Altare und reichte jedem der geistlichen Chorherren, die an den Stufen warteten, das Opfergeld: die herkömmliche Gabe des Gekrönten.

Zwei Tage später stand auf dem Römerberge ein hoher Purpurstuhl. Auf ihn setzte der König sich, und dann trat der Erzbischof von Mainz vor ihn, in Gegenwart des Rates und der Bürger den Eid der Huldigung zu leisten.

Nachdem der Erzbischof geschworen hatte, gab er dem König das Reichsschwert. Der König erhob sich gegen die Sonne hin, legte das Schwert quer über die Brust und sprach den Reichseid der Treue zum Volk. Hernach huldigten die Frankfurter dem König, u. es war herrlich, zu sehen, wie sie kamen und ihre Gaben darbrachten. --

Karl aber, der Gegenkönig, hörte nicht auf,sich zu bemühen: er wollte den Gewählten stürzen, wollte nicht nur König der Deutschen, sondern vor allem des Reiches Kaiser werden. Was ihm geraden Weges nicht gelang, versuchte er listig, weshalb Günther von Schwarzburg, ein furchtloser Mann, vorsichtig sein und an geheime Anschläge denken mußte. --

Da überfiel ihn, sobald mit dem Frühling das warme Wetter einsetzte, eine Unpäßlichkeit, die ihm zu schaffen machte. Trotz seinem klaren Geiste fühlte er sich müde und litt zuletzt unter einem Fieber, dessen Ursache er sich nicht erklären konnte. Sein Blut war heiß, und die Tropfen, die ihm von der Stirne fielen, waren eiskalt.

Der König, dem die Reichsstadt wohl gefiel, ließ ihren Arzt kommen, den Meister Freidank von Heringen, einen weitgerühmten Mann. Er besprach sich mit dem König, untersuchte ihn und erklärte, er wolle aus Heilkräutern einen Trank mischen, der ihm helfen werde: in drei Tagen habe er ihn gebraut.

Der Freidank ging und suchte seine Kräuter. Er trocknete,zer-

rieb und mischte sie; und als er den rechten Trunk gefunden zu haben glaubte, goß er ihn in einen goldenen Pokal. Den ließ er in der Werkstatt stehen, damit die Arznei durchgäre. Derweil ging er, sich umzukleiden: gegen Abend wollte er bei dem Kranken sein, damit er vor der Nacht den Trunk zu sich nehme. Daß der Diener, den er zwei Wochen zuvor eingestellt hatte, ein Heimtücker war, wußte er nicht, und so konnte das Grausige geschehen.

Der Meister trug den Pokal gleich einem Heiligtume dem Johanniterkloster zu, wo der König wohnte. Günther von Schwarzburg empfing den Arzt inmitten seiner Herren im Saale. Die Kerzen des Kupferleuchters brannten, und jedes Auge war gespannt.

"Kredenze mir deine Labe!" sprach der König. "Ich warte sehnlich auf sie. Doch - du weißt, wie mein Gegner am Werke, wie tückisch Gift ist. Bevor ich trinke, mußt du den Pokal zur Hälfte leeren: so verlangt es der Treue Gebot!"

Gleich hob der Meister den Pokal.
Er sprach:"Ich trinke auf deutsche Treue und auf deines Hauses Glück!"
Dann trank er und reichte den halbgeleerten Pokal dem König, und auch Günther von Schwarzburg trank.

In dem Augenblick aber, in welchem der König den Pokal geleert hatte, erbleichte der Freidank. Ein Zittern fuhr durch seinen Körper, und er sank zu Boden.

Das selbe geschah dem König.

Da erkannte der Meister, daß der Trunk vergiftet sei.
"Der Diener," sprach er mit sterbender Stimme, "wußte,wo die Phiole mit dem Gift stand. Er tat's, während ich mich umzog."
Dann starb der Freidank.

Günther von Schwarzburg sank in die Arme der nahestehenden Herren.
"Das Gift geht um," sprach er, "aber das Reich,das Reich muß leben! Was soll der Wahlstreit? Ich bitte, gebt meinem Gegner Karl die Stimme: er soll König und Kaiser sein, damit wir eins werden. Ich entbinde die Kurfürsten und die Bürger der Stadt ihres Eides."

Darüber brachen ihm die Augen, und ein Schrecken ging durch die Stadt. Sie bereitete das Begräbnis. Eilboten ritten, Karl von Mähren zu holen, der am Rheine nahe Eltville saß; und er kam und beging die Totenfeier mit.

Zwanzig Reichsgrafen trugen den Sarg mit dem toten König in den Dom, und dort setzte man ihn bei: die Gruft vor dem Hochaltare nahm ihn auf. Alle Kurfürsten und viele der Großen des Reiches waren zugegen. Sie sahen ergriffen, wie Karl dem Heimgegangenen die letzte Ehre erwies.

Niemand weiß, wo man den Meister Freidank begrub. Den Diener, von welchem er gesprochen hatte, fand man nicht mehr:er war am selben Abend entflohen; und es hieß bald, er sei als Gedungener mit heimlichem Auftrage bei dem Freidank eingetreten,irgendwann dem Günther von Schwarzburg durch den Arzt Gift reichen zu lassen.
Drei Jahre nach dem gräßlichen Abend setzten Freunde dem toten König - er war fünfundvierzig Jahre,als er starb - in der

Sankt Bartholomäuskirche ein Denkmal: einen Stein, der inmitten von Heiligenbildern und Wappen einen gerüsteten Reiter darstellt. Über seinem Haupte hielten zwei langbärtige Männer zwei fliegende Blätter, und auf einem von ihnen standen die Worte:

Der falschen Untreue Schande ziemt,
weil durch sie die stete Treue Schaden nimmt!

Theodor Seidenfaden

Gerold und Didde auf dem Blutgerüst

Geschichtliche Erzählung aus dem Jahre 1418

Auf dem Marktplatz in Bremen drängte sich hinter quergehaltenen Hellebarden der Söldner das Volk um das aufgeschlagene Blutgerüst. Heute sollten die Häupter der beiden jungen friesischen Bauernführer fallen, die sich selbst mit Stolz Häuptlinge des Stadlandes nannten. Sie sollten heute ihren Aufstand gegen die Stadt Bremen büßen, nachdem sie vorher schon ihren Vater gedemütigt hatte.

Die Söhne hatten den Vater zu rächen gesucht und mit ihren Bauern und Kriegsleuten einen Überfall auf die Friedeburg gewagt, welche die Hanseaten zu dieser Zeit besetzt hielten, um die Friesen und ihre verwegenen Häuptlinge zu Wasser und zu Lande besser im Zaum zu halten. Der Anschlag der beiden kühnen Jünglinge war mißlungen. Sie wurden gefangen und nach Bremen geführt, wo der Rat sie zum Tode durch das Schwert verurteilte. Dieser Tod durch Henkershand sollte die anderen Häuptlinge einschüchtern und warnen. Eigentlich war es wohl schade um diese beiden kühnen Jünglinge. Man müßte sie zu Freunden haben!- Es genügte schließlich auch, wenn nur einer der beiden Brüder auf dem Markt zu Bremen starb und der andere sich in letzter Minute besann und die Urfehde gegen seine Feinde schwur.

Auf dem Blutgerüst wartete, in seinen roten Mantel gehüllt u. das Haupt von einer Kapuze gleicher Farbe verdeckt, auf sein langes Richtschwert gestützt, der Henker, daß ihm seine Knechte die Hinzurichtenden zuführten.

Und nun waren sie oben angelangt und schüttelten zum letzten Mal die goldblonden Locken in den Nacken. Eine Welle des Unmuts umbrandete das Gerüst, als die beiden edlen Jünglinge auf dem Blutgerüst sichtbar wurden und Didde, als der Jüngere, zuerst vor den Block trat. Diese beiden jungen Menschen waren keine Verbrecher und hatten besseren Tod verdient, weil sie für die Freiheit ihres Volkes gekämpft und gestritten hatten. Es wurde laut um Gnade gerufen; aber die Männer des Rates, welche der Hinrichtung beizuwohnen hatten, verharrten schweigend und ließen sich nicht anmerken, daß sie hier selbst am liebsten Gnade vor Recht ergehen lassen wollten, wenn nicht der Trotz dieser beiden jungen Friesen aus uraltem freiem Bauernblut unbeugsam gewesen wäre. Bremen war gezwungen, hier seine Macht für Recht zu setzen, wenn es sein Ansehen unter den anderen Städten nicht mindern und es seinen Handel künftig nicht mehr gestört sehen wollte. -

Die wohlehrbaren Bremer Frauen und Jungfrauen steckten die Köpfe zusammen und berieten weinend untereinander, wie man die beiden Jünglinge vor dem sicheren Tode im letzten Augenblick doch noch erretten könne. Auch in Bremen galt, wie überall zu

dieser Zeit in den deutschen Landen, das Recht, daß ein zum Tode Verurteilter frei ausgehen konnte, wenn ihn eine ledige Jungfrau vom Gerüst des Henkers herab zum Gemahl erbat.

Angesehene Bürgersfrauen drängten sich zu ihren Männern, von denen einige in der Amtstracht der Ratsherren am Fuße des Blutgerüstes standen. Es wurde lange und heimlich verhandelt.

Oben auf dem Gerüst aber umarmte währenddessen Gerold zum letzten Mal seinen Bruder Didde, der zuerst den Todesstreich empfangen sollte. Die Brüder sahen sich an. Sie hatten einen Vater und eine Mutter gehabt. Sie hatten zusammen um Ehre u. Freiheit gekämpft und wollten nun auch zusammen den Tod erleiden. Stolz blickten sie über die wogende Menge zu ihren Füßen hin u. sahen noch einmal zum Himmel auf, über den die Wolken zogen, frei und ungehindert zur friesischen Küste hin, der Heimat des freien Bauernvolkes am Meer.

Gerold trat zurück. Die Knechte brauchten sich nicht zu mühen. Freiwillig war Didde hingekniet, legte das goldene Gelock aus dem Nacken und das Haupt auf den Block. Und dann fuhr es aus dem H_immel wie ein feuriger Blitzstrahl nieder. Ein blutiges Haupt rollte vor Gerolds Füße.

"Didde,mein Bruder, mein lieber Bruder!" schrie es in Gerold; aber der Schrei löste sich nicht mehr von seinen Lippen, die sich fest zusammenschlossen und ihn in das Herz zurückstießen. Die Städter sollten keine Träne sehen. Nun erst begriff Gerold, wie sehr er den Bruder geliebt, der ihm jetzt für immer entrissen war. O hätte er noch ein Schwert, ihn an den Krämern zu rächen!

Unter den Frauen und Jungfrauen auf dem Markte wurde Weinen und Schluchzen laut. Kaum drängten die Söldner sie jetzt noch von dem Standort der Ratsherren ab, mit denen sie erneut zu verhandeln suchten: Gnade wenigstens für Gerold Lübben!

Da geschah etwas, das die Herzen aller anrührte und die Menge verstummen machte. Noch war das Schwert des Scharfrichters vor dem zweiten Zuschlagen aufzuhalten. Mehr als eine der Bremer Bürgertöchter drängte sich nach dem Standort der Ratsherren.

Die Menge erstarrte in diesem Augenblick und sah, gebannt von Schreck und Mitgefühl, zu dem Blutgerüst hinauf; denn dort hatte Gerold das Haupt seines Bruders ergriffen und küßte es abschiednehmend ein allerletztes Mal.

Als die Ratsherren dies sahen, wurden auch sie von so viel Todesmut und Bruderliebe bis in die Seele erschüttert und winkten dem Henker, in seiner blutigen Arbeit nicht mehr fortzufahren. Sie berieten untereinander, und dann rief ihr Sprecher den tapferen Jüngling auf dem Blutgerüst an:

"Höre, Gerold Lübben, was der Rat der Stadt Bremen dir an der Schwelle des Todes sagen läßt! Wir wissen den freien und tapferen, den getreuen Mann zu schätzen, besonders, wenn er selbst Bürger unserer Stadt würde und ein Vorbild sein könnte. Wir bieten dir Leben und Freiheit, wenn du Bremen die Urfehde schwören und fortan in unseren Mauern leben willst. Eine ehrbare Jungfrau wird dich zum Manne nehmen, auf daß dem alten Gesetz genügt werde und dein Blut sich dem der Geschlechter unserer Stadt vermische. Du kannst nun wählen zwischen unserer Freundschaft, der Liebe einer unbescholtenen Jungfrau, dem Leben in einer reichen

Stadt und - dem Tode von Henkershand, den dein Bruder bereits erlitten hat."

Lauter Beifall stimmte diesem Vorschlag des Sprechers der Ratsherren zu.

Aber oben auf dem Blutgerüst blieb es still. --

Das Schweigen Gerolds breitete sich endlich auch über den ganzen Markt aus. Schweigend wartete auch der Henker, der seinen roten Mantel abgeworfen hatte.

Wohl nie in Gerolds Leben hatte die Sonne so herrlich wie die Verheißung des Lebens geschienen, wie an diesem Tage. Von unten winkten ihm weinende Frauen zu. Eine schöne Jungfrau trat vor und löste vor seinen Augen ihr herrliches Haar, das nun in schimmernder Fülle ihr Gewand überfloß wie eine einzige Lockung des Glücks. Nun winkte ihm eine schmale Hand, die er jetzt nur zu ergreifen brauchte, um diese blutüberströmten Bretter verlassen zu können.

Da sah Gerold noch einmal auf das Antlitz seines Bruders nieder, und ein rasender Zorn, eine unstillbare Verachtung überrannte und erfaßte ihn und stärkte seinen Stolz und seine Kraft.

Was sagten, was wollten diese Krämer da von ihm, die ihm zuerst die Freiheit und dann den über alles geliebten Bruder gemordet? -

- Auf einer friesischen Burg würde nun vergeblich ein junges Mädchen auf seine Rückkehr warten; aber nie in ihrem Leben sollte sie Schlechtes von ihm denken können. Und unter den Dächern der friesischen Höfe sollte man nie anders als mit der größten Achtung von Didde und Gerold Lübben sprechen, die für die Freiheit nicht nur zu kämpfen, sondern auch zu sterben wußten.

Gerold trat an das Geländer des Gerüstes und reckte sich auf. Unter ihm auf dem Markte wurde es totenstill.

"Hört mich an, ihr Krämer! Mein Bruder und ich sind gegen euch in ehrlicher Fehde unterlegen; aber Friesland wird unseren Tod an euch rächen. Glaubt ihr wirklich, daß ein edelfreier Friese, ein Häuptling eines freien Bauernvolkes, hinter steinernen Mauern leben könnte und sich jemals den Pfeffersäcken versippen würde? Ich schenke euch mein Leben, und auf die Töchter eurer Schuster und Schneider verzichte ich, so wahr ich Gerold, der Bruder Didde Lübbens, heiße. Eala frya Fresena!" (=Heil, freies Friesland)

Die Ratsherren wurden abwechselnd rot und blaß vor Zorn über den ihnen von dem jungen Bauernhäuptling öffentlich auf ihrem eigenen Marktplatz angetanen Schimpf. Der mochte ihnen schlimmer erscheinen als der Tod, den Gerold nun unweigerlich erleiden sollsollte. Der Sprecher der Ratsherren winkte dem Henker stumm mit der Hand, der nun auf Gerold zutrat und ihn, nach dem Brauch, zunächst um Verzeihung bat, ehe er seines Amtes waltete.

"Die Verzeihung sei gern gewährt!" lächelte Gerold, als er vor dem Blocke niederkniete. "Ein Trost nur, daß letzthin alle Menschen, Tiere und Pflanzen zum Tode verurteilt sind. Ich grüße dich zum letzten Mal, du freies Land am Meer. Eala frya Fresena!"

Viele Frauen begannen zu weinen. Unten auf dem Marktplatz aber verhüllte eine schöne Jungfrau das Gesicht und das geöffnete Haar wieder mit einem kostbaren Spitzenschleier, als nun auch das Haupt dieses jungen Friesen fiel. Gerold Lübben hatte seinem Bru-

der und seinem Volksstamm die Treue gehalten und war der Lockung des Lebens nicht erlegen. Sein junges, edles Herz kannte keinen Verrat. --

In der Heimat der Brüder aber weckte der Tod der beiden jungen Häuptlinge den Willen der Vergeltung und ließ sogar manche, sonst sich widerstrebende Häuptlinge zusammenfinden. Und bald bekamen es die Bremer auch mit dem tatkräftigen Sibeth Papinga von Rüstringen und Jever zu tun. Eine lange, eine langwierige Fehde kostete die Bürger den Verlust weiterer Güter und vollbeladener Schiffe, kostete sie Ströme von Blut.

Vielleicht, dachte mancher Ratsherr später, wäre es besser gewesen, das Leben der beiden Brüder zu schonen; aber zu allzu vielem Nachdenken blieb weder Zeit noch Gelegenheit mehr. Über die Kaufmannswage mußte ständig das Schwert gehalten werden. Und an Mut fehlte es den Hansen durchaus nicht, wenn es galt, Macht und Ansehen bei jeder notwendig erscheinenden Gelegenheit zu wahren.

Denn in den Adern dieser Kaufherren floß dasselbe Blut des niederdeutschen Volkes, in dem der Verwandtenhaß immer wieder in erbitterter Fehde um die Macht auf den Meeren des Nordens rang.

Gustav G. Engelkes

Die Selbstzerfleischung der Deutschen

Die Deutschen waren nach 1600 in zwei religiös-militärische Bünde gespalten, die sich immer mehr feindlich und drohend gegenüberstanden. Schließlich brach im Jahre 1618 jener unselige Religions-und Bruderkrieg aus.

In diesen Kämpfen zeichnete sich auf Seite des protestantischen Bundes, der sogenanten Union, als kühner Reiterführer Hans Michel Elias von Obentraut aus.

Geboren am 2.Oktober 1574 auf der Burg Stromberg(westlich von Bingen), machte ihm das Studium auf der Heidelberger Universität wenig Freude. Darum trat er in die Dienste des Kurfürsten von der Pfalz. Und als nach 1618 die Spanier in diese einbrachen,verteidigte er seine Heimat mit viel Geschick und kühnem Wagemut gegen die zahlenmäßig weit überlegenen Feinde; ja,es glückte ihm sogar, mit wenigen Reitern eine große spanische Übermacht in die Flucht zu schlagen und reiche Beute zu machen.

Trotz der empfindlichen Schläge, die er den Spaniern versetzte, versagten ihm diese nicht die Achtung und gaben ihm den Namen "Der schreckliche Deutsche Michel".

Als sich das Wüten des dreißigjährigen Krieges dann mehr nach Mittel-und Norddeutschland verlagerte, besiegte er dort in mehreren Schlachten die katholischen Truppen der Bayern und Österreicher unter Tilly, schlug diesen schwer bei Nienburg an der Weser und geriet mit ihm wieder in einen Kampf bei Seelze(westlich von Hannover). Er wurde aber schwer verwundet und starb dann in Seelze am 25. September 1625. Er war einer der tapfersten und gefürchtetsten Heerführer jener Zeit.

Der Überlieferung zufolge besuchte Tilly seinen sterbenden Gegner und erwies ihm die größte Hochachtung. Dabei soll Obentraut ihm dringend ans Herz gelegt haben, den Bruderkrieg zu beenden. Er sprach:"Herr Marschall, brecht den Krieg ab und stellt die deutschen Feindschaften ein! Die innere Feindschaft richtet uns zu Grunde!" --

Aber das geschah nicht. Im Gegenteil, der Krieg weitete sich mehr und mehr aus, wurde immer schlimmer und fand kein Ende mehr. Zwar wurden im Jahre 1641 Friedensverhandlungen eingeleitet,aber ernstlich begannen sie doch erst 1644, dann bedurfte es weiterer 4 Jahre, bis endlich 1648 die Glocken den heiß ersehnten Frieden einläuteten.

Das Ergebnis dieses 30jährigen,unseligen Bruderkrieges aber war folgendes:

> Zwei Drittel unseres Volkes waren hinweggerafft: Die Bevölkerungszahl war von schätzungsweise 18 Millionen(im Jahre 1618) auf schätzungsweise 7 Millionen gesunken,in der Pfalz sogar von einer halben Million auf nur 50 000 Menschen..
>
> Der Wohlstand des vorher blühenden Deutschlands war vernichtet, das wirtschaftliche und kulturelle Leben zerstört. Deutschland war in seiner Entwicklung um ein volles Jahrhundert zurückgeworfen.
>
> Das Volk war zum Teil entartet und verkommen, zum Teil in seiner körperlichen und seelischen Kraft gebrochen.
>
> Unsere Heimat glich einer Wüste, war getränkt mit Blut und Tränen, war zu einem rauchenden,vom Blute des Volkes getränkten, schauerlichen Trümmerfeld geworden. --

Zwar lebt im Bewußtsein des Volkes der 30jährige Krieg als furchtbares Entsetzen fort. Nicht aber ist uns die Tatsache lebendig, daß Deutsche gegen Deutsche gewütet haben in unseligem

B r u d e r h a ß .

Diepold

Degen,Federkiel und Flöte

In dem hohen stillen Zimmer
tropfte noch ein letztes Licht,
warf den matten Kerzenschimmer
auf ein schlummerndes Gesicht.

Mildes Lächeln auf den Wangen,
schlief der König müde ein;
tief in seine Träume klangen
Dichterworte und Schalmein.

An dem Sessel lehnt der Degen,
der sich Schlesien einst erfocht,
mutvoll,ruhmreich und verwegen.
Leise tropft der Kerzendocht.

Auf dem Tische liegt die Flöte,
gern gespielt und viel geliebt,
die des Königs Lust und Nöte

hell in Liedern wiedergibt.

Friedlich schläft das Windgespiel,
und im sandgefüllten Glas
steckt des Königs Federkiel,
noch von frischer Tinte naß.

Plötzlich spricht der blanke Degen:
"Niemals hält ein Feind mich auf,
bin ein Held, kühn und verwegen,
Siegeslorbeer ziert den Knauf.

Trägt mich doch des Königs Rechte,
ihm zur Seite darf ich ruhn,
und er führt mich im Gefechte.
Unvergänglich ist mein Tun." -

"Ei," hört man die Feder sagen,
"jedem ist es nicht beschieden!
Du magst kühne Schlachten schlagen;
ich verkünde Recht und Frieden.

Du bist Wehr in Kriegeszügen,
ich verkünde seinen Geist,
folge seiner Seele Flügen,
die ihn zu den Sternen weist." -

Es wird still. Die Morgenröte
hat die dunkle Nacht besiegt.
Doch nun spricht die kleine Flöte,
die auf Friedrichs Tische liegt:

"Streitet nicht! Wer will entscheiden
zwischen Tat und Ewigkeit?
Über allem Erdenleiden
allgewaltig rinnt die Zeit.

Groß, das weiß ich, seid ihr beide,
Weisheit schenkt ihr ihm und Ruhm,
Glück im Frieden,Trost im Leide
gebt ihr seinem Menschentum.

Doch des Herzens tiefste Nöte,
wenn er einsam mit sich ringt,
teilt er mit der kleinen Flöte,
bis des Kummers Schale springt.

Holz und Kiel in seinen Händen,
Stahl und Silber sind wir bloß,
seine Werke zu vollenden,
und durch ihn nur sind wir groß."

Stille wird's. Da regt sich leise
König Friedrichs Angesicht,
und es webt die Strahlenkreise
rings um ihn das Morgenlicht.

Lotte Huwe

Napoleon und Deutschland

"Gegen Deutschland habe ich vor allem den Blick gewendet. Zwiespalt brauchte ich nicht zu stiften unter ihnen; denn

die Einigung war aus ihrer Mitte längst gewichen. Nur meine Netze brauchte ich zu stellen, und sie liefen wie scheues Wild von selbst hinein. Untereinander haben sie sich selbst erwürgt und glaubten, damit endlich ihre Pflicht zu tun. --

Leichtgläubiger ist kein Volk gewesen, und törichter kein anderes auf Erden. Keine Lüge ist so grob ersonnen worden, der sie nicht in unbegreiflicher Albernheit Glauben beigemessen hätten. --

Die törichte Mißgunst, womit sie sich untereinander angefeindet, habe ich zu meinem Gewinste wohl gehegt. Immer haben sie mehr Erbitterung gegeneinander als gegen den wahren Feind gezeigt."

Napoleon
in seinen "Erinnerungen"

Wie Deutsche gegen Deutsche kämpften.

In der Schlacht bei Dennewitz am 6.September 1813 wurden die Württemberger, welche auf Seite Napoleons kämpften, von den Preußen fast aufgerieben. Darüber meldet ein zeitgenössischer Bericht folgendes:

Das Bataillon des 2.(württembergischen) Regiments hielt unter seinem tüchtigen Führer, dem Obersten Baur, noch fest zusammen. Mit der größten Hingebung bestrebte sich der schon verwundete Baur, in dieser überwältigenden Lage die Ordnung zu erhalten; Offiziere und Unteroffiziere ermahnten zum Widerstand.

Jetzt aber eröffneten die Geschütze der (preußischen) Batterien ihr Kartätschenfeuer auf das geängstigte Regiment; das (preußische) Bataillon Polczinski drang heran und erhielt nur noch einzelne Schüsse aus dem Viereck.

Die äußeren Rotten warfen sich zu Boden, und die Wehrreiter sprengten hinein. Der brave Baur wurde niedergestochen. In einzelne Knäuel geballt, führte das Bataillon den Kampf von Mann gegen Mann noch fort, bis es gänzlich erlag.

Die zähe Ausdauer, mit der es in so verzweifelter Lage sich zur Wehr setzte, hatte den Kampf zur äußersten Wut gesteigert, und schwer nur war den Siegern Einhalt zu tun.

Die Hälfte der Mannschaft deckte mit übereinandergehäuften Körpern den Walplatz. Von 15 Offizieren und 586 Mann kamen nur 70 Versprengte davon, 230 wurden gefangen; 6 Offiziere lagen tot, 8 fielen zum Teil verwundet in die Gewalt der Gegner.--

Vom 7.Regiment, welches 18 Offiziere, 611 Mann stark gewesen war und weniger lang ausgehalten hatte, wurden 400 bis 500 gefangen. 1 Offizier, 81 Mann kamen durch.

Die beiden Fahnen blieben in preußischen Händen; und die württembergische Abteilung fand einen vollständigen Untergang, nicht ohne Ruhm durch den hartnäckig geleisteten Widerstand.

Pfister,
Aus dem Lager des Rheinbundes

G e g e n s t ü c k :

Die vier kunstreichen Brüder

Es war einmal ein armer Mann, der hatte vier Söhne. Wie die herangewachsen waren, sprach er zu ihnen:"Liebe Kinder,ihr müßt jetzt hinaus in die Welt; ich habe nichts, das ich euch geben könnte; macht euch auf und geht in die Fremde, lernt ein Handwerk und seht, wie ihr euch durchschlagt!"

Da ergriffen die vier Brüder den Wanderstab, nahmen Abschied von Vater und Mutter und zogen zusammen zum Tor hinaus. Als sie eine Zeitlang gewandert waren, kamen sie an einen Kreuzweg, der nach vier verschiedenen Gegenden führte. Da sprach der Älteste: "Hier müssen wir uns trennen, aber heut über vier Jahre wollen wir an dieser Stelle wieder zusammentreffen und in der Zeit unser Glück versuchen!" --

Nun ging ein jeder seinen Weg, und dem Ältesten begegnete ein Mann, der fragte ihn, wo er hinauswolle und was er vorhabe. "Ich will ein Handwerk lernen," antwortete er. Da sprach der Mann:"Geh mit mir und werde ein Dieb!" - "Nein," antwortete er, "das ist kein ehrliches Handwerk, und das Ende vom Lied ist,daß einer als Schwengel in der Feldglocke+ gebraucht wird."(+=Galgen)

"Oh," sprach der Mann, "vor dem Galgen brauchst du dich nicht zu fürchten; ich will dich bloß Fingerfertigkeit lehren, daß du ein Zauberkünstler wirst." Da ließ er sich überreden, ward bei dem Manne ein gelernter Zauberkünstler und ward so geschickt, daß er den Leuten beinahe die Nase aus dem Gesichte fortzauberte, ohne daß sie etwas merkten.

Der zweite Bruder begegnete einem Mann, der dieselbe Frage an ihn tat, was er in der Welt lernen wolle. "Ich weiß es noch nicht," antwortete er. - "So geh mit mir und werde ein Sterngucker; nichts besser als das! Es bleibt einem nichts verborgen." Er ließ sich das gefallen und ward ein so geschickter Sterngukker, daß sein Meister, als er ausgelernt hatte und weiterziehen wollte, ihm ein Fernrohr gab und zu ihm sprach:"Damit kannst du sehen, was auf Erden und am Himmel vorgeht, und nichts kann dir verborgen bleiben."

Den dritten Bruder nahm ein Jäger in die Lehre und gab ihm in allem, was zur Jägerei gehört, so guten Unterricht, daß er ein ausgelernter Jäger ward. Der Meister schenkte ihm beim Abschied eine Büchse und sprach:"Die fehlt nicht; was du damit aufs Korn nimmst, das triffst du sicher!"

Der jüngste Bruder begegnete gleichfalls einem Manne, der ihn anredete und nach seinem Vorhaben fragte. "Hast du nicht Lust, ein Schneider zu werden?" - "Daß ich nicht wüßte," sprach der Junge, "das Krummsitzen von morgens bis abends, das Hin- und Herfegen mit der Nadel und das B_ügeleisen will mir nicht in den Sinn." - "Ei was," antwortete der Mann, "bei mir lernst du eine ganz andere Schneiderkunst, die ist sehr ehrenvoll!" Da ließ er

sich überreden, ging mit und ~~und~~ lernte die Kunst des Mannes aus dem ff. Beim Abschied gab ihm dieser eine Nadel und sprach: "Damit kannst du zusammennähen, was dir vorkommt, es sei so weich wie ein Ei oder so hart wie Stahl: es wird ganz zu einem Stück, daß keine Naht mehr zu sehen ist!" ---

Als die bestimmten vier Jahre herum waren, kamen die vier Brüder zu gleicher Zeit an dem Kreuzwege zusammen, herzten sich und kehrten heim zu den Eltern. "Nun," sprach der Vater ganz vergnügt, "hat euch der Wind wieder heim geweht?" Sie erzählten, wie es ihnen ergangen war und daß jeder das Seinige gelernt habe.

Nun saßen sie gerade vor dem Haus unter einem großen Baum; da sprach der Vater:"Jetzt will ich euch auf die Probe stellen und sehen, was ihr könnt!" Darnach schaute er auf und sagte zu dem zweiten Sohne:"Oben im Gipfel dieses Baumes sitzt zwischen zwei Ästen ein Buchfinkennest; sag mir, wieviel Eier liegen darin?" Der Sterngucker nahm sein Glas, schaute hinauf und sagte:"Fünfe sind's!" - Sprach der Vater zum Ältesten:"Hol du die Eier herunter, ohne daß der Vogel, der darauf sitzt und brütet,gestört wird!" Der Fingerkünstler stieg hinauf und nahm dem Vöglein,das gar nichts merkte und ruhig sitzen blieb, die Eier unter dem Leibe weg und brachte sie dem Vater herab. - Der Vater nahm sie, legte an jede Ecke des Tisches eins und das fünfte in die Mitte und sprach zum Jäger:"Du schießest mir mit einem Schuß die fünf Eier in der Mitte entzwei!" Der Jäger legte seine Büchse an und schoß die Eier, wie es der Vater verlangt hatte, alle fünfe,und zwar mit einem Schuß. Der hatte gewiß von dem Pulver, das um die Ecke schießt. - "Nun kommt die Reihe an dich!" sprach der Vater zum vierten Sohn, "du nähst die Eier wieder zusammen und auch die jungen Vögelein, die darinnen sind, und zwar so, daß ihnen der Schuß nichts schadet!" Der Schneider holte seine Nadel und nähte, wie's der Vater verlangt hatte. - Als er fertig war,mußte der Zauberkünstler die Eier wieder auf den Baum ins Nest tragen und dem Vogel, ohne daß der etwas merkte, wieder unterlegen.

Das Tierchen brütete sie vollends aus, und nach ein paar Tagen krochen die Jungen hervor, und hatten da, wo sie vom Schneider zusammengenäht worden waren, ein rotes Streifchen um den Hals. "Ja," sprach der Vater zu seinen Söhnen, "ich muß euch über den grünen Klee loben! Ihr habt eure Zeit wohl benutzt und was Rechtschaffenes gelernt; ich kann nicht sagen, wem von euch der Vorzug gebührt! Wenn ihr nur bald Gelegenheit habt, Eure Kunst anzuwenden, da wird's sich ausweisen!" --

Nicht lange darnach kam großer Lärm ins Land, die Königstochter sei von einem Drachen entführt worden. Der König war Tag und Nacht darüber in Sorge und ließ bekanntmachen, wer sie zurückbrächte, sollte sie zur Gemahlin haben. Die vier Brüder sprachen untereinander:"Das wäre eine Gelegenheit, wo wir uns sehen lassen könnten!"-wollten zusammen ausziehen und die Königstochter befreien. "Wo sie ist, will ich bald wissen!" sprach der Sterngucker, schaute durch sein Fernrohr und sprach:"Ich sehe sie schon, sie sitzt weit von hier auf einem Felsen im Meer, u.neben ihr der Drache, der sie bewacht!"

Da ging er zum König und bat um ein Schiff für sich und seine Brüder und fuhr mit ihnen über das Meer, bis sie zu dem Felsen hinkamen. Die Königstochter saß da, aber der Drache lag in ihrem Schoß und schlief. Der Jäger sprach:"Ich darf nicht schie-

ßen, ich würde die schöne Jungfrau zugleich töten." - "So will ich mein Heil versuchen!" sagte der Fingerkünstler, schlich sich heran und stahl sie unter dem Drachen weg, aber so leis u. behend, daß das Untier nichts merkte, sondern fortschnarchte.

Sie eilten voll Freude mit ihr aufs Schiff und steuerten mit ihr in die offene See; aber der Drache, der bei seinem Erwachen die Königstochter nicht mehr gefunden hatte, flog hinter ihnen her und schnaubte wütend durch die Luft. Als er gerade über dem Schiff schwebte und sich herablassen wollte, legte der Jäger seine Büchse an und traf ihn mitten ins Herz. Das Untier fiel tot herab, war aber so groß und gewaltig, daß es im Herabfallen das ganze Schiff zertrümmerte.

Sie erhaschten glücklich noch ein paar Bretter und trieben auf dem weiten Meer umher. Da war wieder große Not! Aber der Schneider, nicht faul, nahm seine wunderbare Nadel, nähte die Bretter mit ein paar großen Stichen in der Eile zusammen, setzte sich darauf und sammelte alle Stücke des Schiffes. Dann nähte er auch diese so geschickt zusammen, daß in kurzer Zeit das Schiff wieder segelfertig war und sie glücklich heimfahren konnten.

Als der König seine Tochter wieder erblickte, war große Freude. Er sprach zu den vier Brüdern: "Einer von euch soll sie zur zur Gemahlin haben. Aber welcher das ist, macht unter euch aus!"

Da entstand ein heftiger Streit unter ihnen, denn jeder machte Ansprüche:

Der Sterngucker sprach: "Hätt' ich nicht die Königstochter gesehen, so wären alle eure Künste umsonst gewesen: darum ist sie mein!" - Der Zauberkünstler sprach: "Was hätte das Sehen geholfen, wenn ich sie nicht unter dem Drachen weggeholt hätte? Darum ist sie mein!" - Der Jäger sprach: "Ihr wäret doch samt der Königstochter von dem Untier zerrissen worden, hätte nicht meine Kugel es getroffen: darum ist sie mein!" - Der Schneider sprach: "Und hätte ich euch mit meiner Kunst nicht das Schiff wieder zusammengeflickt - ihr wäret alle jämmerlich ertrunken: darum ist sie mein!"

Als die Mutter von dem Streit der vier Söhne hörte, sagte sie: "Ein jeder von euch vieren hat Großes geleistet. Aber die Königstochter habt ihr doch nur deswegen erretten können, weil ihr alle zusammengeholfen habt. Darum gehört sie nicht einem einzelnen von euch, sondern nur euch vieren zusammen. Und weil das nicht möglich ist, darum geht jetzt zum König und erbittet euch eine andere Gnade aus zur Belohnung!"

Den Brüdern gefiel diese weise Entscheidung ihrer lieben Mutter, und sie sprachen: "Es ist besser so, als daß wir uneins werden!" und sie gingen zum König. Der gab jedem von ihnen in seiner Freude ein halbes Königreich zur Belohnung. Und sie lebten mit Vater und Mutter in aller Glückseligkeit und Eintracht, bis sie starben.

Nach den Brüdern Grimm

Sechse kommen durch die ganze Welt

Es war einmal ein Mann, der verstand allerlei Künste; er dien~~diente~~te seinem König im Frieden und im Krieg und hielt sich brav

und tapfer; als aber der Krieg zu Ende war, bekam er den Abschied und drei Heller Zehrgeld auf den Weg. "Wart!" sprach er, "das lasse ich mir nicht gefallen! Finde ich die rechten Leute, so soll mir der König noch seine ganzen Schätze herausgeben!"

Da ging er voll Zorn in den Wald und sah darin einen stehen, der hatte sechs Bäume ausgerupft, als wären's Strohhalme. Sprach er zu ihm: "Willst du mein Diener sein und mit mir ziehen?" - "Ja," antwortete er, "aber erst will ich meiner Mutter das Wellchen Holz heimbringen," und nahm einen von den Bäumen und wikkelte ihn um die fünf andern, hob die Welle auf die Schulter u. trug sie fort. Dann kam er wieder und ging mit seinem Herrn; der sprach: "Wir zwei sollten wohl durch die ganze Welt kommen!"

Und als sie ein Weilchen gegangen waren, fanden sie einen Jäger, der lag auf den Knieen, hatte die Büchse angelegt und zielte. Sprach der Herr zu ihm: "Jäger, was willst du schießen?" Er antwortete: "Zwei Meilen von hier sitzt eine Fliege auf dem Ast eines Eichbaumes, der will ich das linke Auge ausschießen." - "Oh, geh mit mir!" sprach der Mann, "wenn wir drei zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen." Der Jäger war bereit und ging mit ihm.

Und sie kamen zu sieben Windmühlen; deren Flügel trieben ganz hastig herum, und ging doch rechts und links kein Wind, und bewegte sich kein Blättchen. Da sprach der Mann: "Ich weiß nicht, was die Windmühlen treibt; es regt sich ja kein Lüftchen!" und ging mit seinen Dienern weiter. Und als sie zwei Meilen fortgegangen waren, sahen sie einen auf einem Baum sitzen, der hielt das eine Nasenloch zu und blies aus dem andern. "Nun, was treibst du da oben?" fragte der Mann. Er antwortete: "Zwei Meilen von hier stehen sieben Windmühlen; seht, die blase ich an, daß sie laufen." - "Oh, geh mit mir!" sprach der Mann, "wenn wir vier zusammen sind, sollten wir wohl durch die Welt kommen!" Da stieg der Bläser herab und ging mit.

Und über eine Zeit sahen sie einen, der stand da auf einem Bein und hatte das andere abgeschnallt und neben sich gelegt. Da sprach der Herr: "Du hast dir's ja bequem gemacht zum Ausruhen!" - "Ich bin ein Läufer," antwortete er, und damit ich nicht gar zu schnell springe, habe ich mir das eine Bein abgeschnallt; wenn ich mit zwei Beinen laufe, so geht's geschwinder, als ein Vogel fliegt." - "Oh, geh mit mir! Wenn wir fünf zusammen sind, sollten wir wohl durch die Welt kommen!" Da ging er mit.

Und gar nicht lang, so begegneten sie einem, der hatte ein Hütchen auf, hatte es aber ganz auf dem einen Ohr sitzen. Da sprach der Herr zu ihm: "Aber manierlich, manierlich! Häng deinen Hut doch nicht auf ein Ohr! Du siehst ja aus wie ein Hans Narr." - "Ich darf's nicht tun," sprach der andere, "denn setz' ich meinen Hut gerad, so kommt ein gewaltiger Frost, und die Vögel unter dem Himmel erfrieren und fallen tot zur Erde." - "Oh, geh mit uns!" sprach der Herr, "wenn wir sechs zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen!" ---

Nun gingen die Sechse in die Stadt, wo der König hatte bekanntmachen lassen, wer mit seiner Tochter um die Wette laufen wollte und den Sieg davontrüge, der sollte ihr Gemahl werden; wer aber verlöre, müßte auch seinen Kopf hergeben.

Da meldete sich der Mann und sprach: "Ich will aber meinen Diener für mich laufen lassen." Der König antwortete: "Dann mußt du

auch noch dessen Leben zum Pfand setzen, also, daß sein und dein Kopf für den Sieg haften." Als das verabredet und festgemacht war, schnallte der Mann dem Läufer das andere Bein an und sprach zu ihm: "Nun sei hurtig und hilf, daß wir siegen!"

Es war aber bestimmt, daß, wer am ersten Wasser aus einem weitabgelegenen Brunnen brächte, der sollte Sieger sein. Nun bekam der Läufer einen Krug, und die Königstochter auch einen, und sie fingen zu gleicher Zeit zu laufen an. Aber in einem Augenblick, als die Königstochter erst eine kleine Strecke fort war, konnte den Läufer schon kein Zuschauer mehr sehen, und es war nicht anders, als wäre der Wind vorbeigesaust. In kurzer Zeit langte er bei dem Brunnen an, schöpfte den Krug voll Wasser und kehrte wieder um.

Mitten aber auf dem Heimweg überkam ihn eine Müdigkeit, da setzte er den Krug hin, legte sich nieder und schlief ein. Er hatte aber einen Pferdeschädel, der da auf der Erde lag, zum Kopfkissen gemacht, damit er hart läge und bald wieder erwachte.

Indessen war die Königstochter, die auch gut laufen konnte, so gut es ein gewöhnlicher Mensch vermag, bei dem Brunnen angelangt und eilte mit ihrem Krug voll Wasser zurück; und als sie den Läufer daliegen und schlafen sah, war sie froh und sprach: "Der Feind ist in meine Hände gegeben!" leerte seinen Krug aus und sprang weiter. --

Nun wäre alles verloren gewesen, wenn nicht zum guten Glück der Jäger mit seinen scharfen Augen oben auf dem Schloß gestanden und alles mit angesehen hätte. Da sprach er: "Die Königstochter soll doch gegen uns nicht aufkommen!" lud seine Büchse und schoß so geschickt, daß er dem Läufer den Pferdeschädel unterm Kopf wegschoß, ohne ihn zu verletzen.

Da erwachte der Läufer, sprang in die Höhe und sah, daß sein Krug leer und die Königstochter schon weit voraus war. Aber er verlor den Mut nicht, lief mit dem Krug wieder zum Brunnen zurück, schöpfte aufs neue Wasser und war noch zehn Minuten eher als die Königstochter daheim. "Seht ihr," sprach er, "jetzt hab' ich erst die Beine aufgehoben! Vorher war's gar kein Laufen zu nennen."

Den König aber kränkte es, und seine Tochter noch mehr, daß so ein gemeiner, abgedankter Soldat sie davonführen sollte; und sie beratschlagten miteinander, wie sie ihn samt seinen Gesellen los würden.

Da sprach der König zu ihr: "Ich habe ein Mittel gefunden; laß dir nicht bang sein! Sie sollen nicht wieder heimkommen!" und sprach zu ihnen: "Ihr sollt euch nun zusammen lustig machen, essen und trinken!" und führte sie zu einer Stube, die hatte einen Boden von Eisen, und die Türen waren auch von Eisen, und die Fenster waren mit eisernen Stäben verwahrt. In der Stube war eine Tafel mit köstlichen Speisen besetzt, da sprach der König zu ihnen: "Geht hinein und laßt euch wohl sein!"

Und wie sie drinnen waren, ließ er die Türe verschließen und verriegeln. Dann ließ er den Koch kommen und befahl ihm, ein Feuer so lange unter die Stube zu machen, bis das Eisen glühend würde. Das tat der Koch, und es fing an und ward den Sechsen in der Stube, während sie an der Tafel saßen, ganz warm, und sie meinten, das käme vom Essen. Als aber die Hitze immer größer ward u.

sie hinaus wollten, Türen und Fenster aber geschlossen fanden, da merkten sie, daß der König Böses im Sinne gehabt hatte und sie ersticken wollte.

"Es soll ihm aber nicht gelingen!" sprach der mit dem Hütchen, "ich will einen Frost kommen lassen, vor dem sich das Feuer schämen und sich verkriechen soll!" Da setzte er sein Hütchen gerade, und alsobald fiel ein Frost, daß alle Hitze verschwand und die Speisen auf den Schüsseln anfingen zu gefrieren. - Als nun ein paar Stunden herum waren und der König glaubte,sie seien in der Hitze verschmachtet, ließ er die Türe öffnen und wollte selbst nach ihnen sehen. Aber wie die Türe aufging, standen sie alle Sechse da, frisch und gesund, und sagten, es sei ihnen lieb, daß sie herauskönnten, sich zu wärmen; denn bei der großen Kälte in der Stube frören die Speisen an den Schüsseln fest. - Da ging der König voll Zorn hinab zu dem Koch, schalt ihn u.fragte, warum er nicht getan habe, was ihm befohlen worden sei.Der Koch aber antwortete:"Es ist Glut genug da; seht nur selbst!" Da sah der König,daß ein gewaltiges Feuer unter der Eisenstube brannte, und merkte, daß er den Sechsen auf diese Weise nichts anhaben könne.

Nun sann der König aufs neue, wie er die bösen Gäste los würde, ließ den Meister kommen und sprach:"Willst du Gold nehmen u. dein Recht auf meine Tochter aufgeben, so sollst du haben,soviel du willst." - "O ja, Herr König," antwortete er, "gebt mir so viel, als mein Diener tragen kann; so verlange ich Eure Tochter nicht." Da war der König zufrieden, und jener sprach weiter: "So will ich in vierzehn Tagen kommen und es holen." Darauf rief er alle Schneider aus dem ganzen Reich herbei, die mußten vierzehn Tage lang sitzen und einen Sack nähen.

Und als er fertig war, mußte der Starke, welcher Bäume ausrupfen konnte, den Sack auf die Schulter nehmen und mit ihm zu dem König gehen. Da sprach der König:"Was ist das für ein gewaltiger Kerl, der den hausgroßen Ballen Leinwand auf der Schulter trägt?" Er erschrak und dachte:Was wird der für Gold wegschleppen! Da hieß er eine Tonne Gold herbeibringen, die mußten sechzehn der stärksten Männer tragen; aber der Starke packte sie mit einer Hand, steckte sie in den Sack und sprach:"Warum bringt ihr nicht gleich mehr? Das deckt ja kaum den Boden."

Da ließ der König nach und nach seinen ganzen Schatz herbeitragen, den schob der Starke in den Sack hinein, und der Sack ward davon noch nicht zur Hälfte voll. "Schafft mehr herbei," rief er, "die paar Brocken füllen nicht!" Da mußten noch siebentausend Wagen mit Gold in dem ganzen Reich zusammengefahren werden; die schob der Starke samt den vorgespannten Ochsen in seinen Sack. "Ich will's nicht lange besehen," sprach er, "und nehme, was kommt, damit der Sack nur voll wird." Wie alles darin steckte, ging doch noch viel hinein; da sprach er:"Ich will dem Ding nun ein Ende machen; man bindet wohl einmal einen Sack zu, auch wenn er noch nicht voll ist." Dann huckte er ihn auf den Rücken und ging mit seinen Gesellen fort.

Als der König nun sah, wie der einzige Mann den Reichtum des ganzen Landes forttrug, ward er zornig und ließ seine Reiterei aufsitzen; die sollte den Sechsen nachjagen und hatte Befehl, dem Starken den Sack wieder abzunehmen. Zwei Regimenter holten sie bald ein und riefen ihnen zu:"Ihr seid Gefangene! Legt den Sack mit dem Gold nieder, oder ihr werdet zusammengehauen!" -

"Was sagt ihr?" sprach der Bläser, "wir wären eure Gefangene? Eher sollt ihr sämtlich in der Luft herumtanzen!" hielt sich das eine Nasenloch zu und blies mit dem andern die beiden Regimenter an; da fuhren sie auseinander und in die blaue Luft über alle Berge hinweg, der eine hierhin, der andere dorthin. Ein Feldwebel rief um Gnade, er habe neun Wunden und sei ein braver Kerl, der den Schimpf nicht verdiene. Da ließ der Bläser ein wenig nach, so daß er ohne Schaden wieder herabkam. Dann sprach er zu ihm: "Nun geh heim zu deinem König und sag, er solle nur noch mehr Reiterei schicken, ich wollte sie alle in die Luft blasen!" Als aber der König den Bescheid vernahm, sprach er:"Laßt die Kerle gehen! Die haben etwas an sich!"

Da brachten die Sechse den Reichtum fort und versenkten ihn in einen tiefen Bergsee. Sie aber lebten vergnügt bis an ihr Ende. Denn sie hielten immerdar fest zusammen, und niemand konnte gegen sie aufkommen.

Brüder Grimm

Einigkeit,ein festes Band
Hält zusammen Leut und Land.

Die Glieder des Leibes

Die Glieder des menschlichen Körpers wurden einmal überdrüssig, einander zu dienen, und faßten den Vorsatz, dies nicht mehr zu tun.

Die Füße sagten:"Warum sollen wir allein für andere tragen? Schafft euch selbst Füße, wenn ihr gehen wollt!" - Die Hände sagten:"Warum sollen wir allein für andere arbeiten? Schafft euch selbst Hände, wenn ihr welche braucht!" - Der Mund brummte:"Ich müßte wohl ein großer Narr sein, wenn ich immer für den Magen Speisen kauen wollte, damit er nach seiner Bequemlichkeit verdauen möge; schaffe sich selbst einen Mund, wer einen nötig hat!" - Die Augen fanden es gleichfalls sehr sonderbar, daß sie allein für den ganzen Leib beständig Wache halten und für ihn sehen sollten. Und so sprachen auch alle übrigen Glieder des Leibes, u.eins kündigte dem andern den Dienst auf.

Was geschah?

Da die Füße nicht mehr gehen, die Hände nicht mehr arbeiten, der Mund nicht mehr essen, die Augen nicht mehr sehen wollten, so fing der ganze Körper in allen seinen Gliedern an, zu welken und nach und nach abzusterben.

Da sahen sie ein, daß sie töricht gehandelt hatten, u.wurden einig, daß es künftig nicht wieder geschehen sollte. Hinfort diente wieder ein Glied dem andern, und alle wurden wieder gesund und stark, wie sie vorher gewesen waren.

Eintracht bringt Macht.

Heinrich Campe

Die sieben Stäbe

Ein Vater hatte sieben Söhne, die öfters miteinander uneins wurden. Über dem Zanken und Streiten versäumten sie die Arbeit.

Ja, einige böse Menschen hatten im Sinne,sich diese Uneinigkeit zu nutze zu machen, um die Söhne nach dem Tode des Vaters um ihr Erbteil zu bringen.

Da ließ der ehrwürdige Greis eines Tages alle sieben Söhne zusammenkommen, legte ihnen sieben Stäbe vor, die fest zusammengebunden waren, und sagte:"Demjenigen von euch, welcher dieses Bündel Stäbe entzweibricht, zahle ich hundert große Taler bar."

Einer nach dem andern strengte seine Kräfte an; aber jeder sagte nach langem,vergeblichem Bemühen:"Es ist gar nicht möglich."

"Und doch,"sagte der Vater, "ist nichts leichter." Er löste das Bündel auf und zerbrach einen Stab nach dem anderen mit geringer Mühe.

"Ei," riefen die Söhne, "so ist es freilich leicht; so könnte es ein kleiner Knabe!"

Der Vater aber sprach:"Wie es mit diesen Stäben ist, so ist es mit euch, meine Söhne. Solange ihr fest zusammenhaltet, werdet ihr bestehen, und niemand wird euch überwältigen können. Wird aber das Band der Eintracht, das euch verbinden soll, aufgelöst, so geht es euch wie den Stäben, die hier zerbrochen auf dem Boden umherliegen.

Das Haus, die Stadt, das ganze Land
bestehen durch der Eintracht Band."

Christoph von Schmid

Tierfabeln:

Der Löwe und die Stiere

Zwei Ackerstiere ging der Löw' einst an,
sie standen zwei für einen Mann;
da ward nichts draus,
er ging nach Haus, —
bis er sie, jeden einzeln, fand
und überwand.

Mein Vaterland,
Deutschland!

Johann Gottfried Herder

Der Löwe, die Versammlung der Tiere und der Fuchs

Der Löwe. "Ihr Stützen meines Reichs, Genossen meiner Macht!
Ihr Elefanten, Parder, Tiger,
Ihr weisen Räte, tapfre Krieger,
Ihr alle, die ihr drauf bedacht
Mein Ansehn sowie euern Ruhm zu mehren,
Jetzt sollt ihr meinen Rat zum Wohl des Staates hören!

Oft hab' ich königlich die Sachen überlegt,
Die unsre Sicherheit betreffen:
Wie lange soll der Mensch, das schwache Tier, uns äffen,
Der nur durch List die Macht zu Boden schlägt?
Denn seine List allein ist unser Schrecken.
Drum müssen wir durch Macht uns decken;
Wir müssen fest vereint
Zusammen uns zur Hilfe leben;
Das wird uns über ihn erheben.

Sprecht, was ihr hiezu meint!"

Die Versammlung der Tiere. "Ja,Herr, das schützet uns allein!
Wenn wir nur alle einig wären,
Wir würden leicht das Volk der Menschen ganz verheeren."

Der Fuchs. "O freilich, wenn wir einig wären!
Doch wann wird dieses möglich sein?"

Johann Gottlieb Willamov

+

Wenn die Wässerlein kämen zuhauf,
gäb' es wohl einen Fluß;
weil jedes nimmt seinen eigenen Lauf,
eins ohne das andre vertrocknen muß.

Rückert

+

Friesischer Gesandter bei Maria Stuart

Erzählung aus dem Jahre 1557

Im Schlosse zu Edinburg saß die Königin Maria, umstanden von ihren schottischen Edlen und Ratgebern, mit gelassener Würde auf dem Hochsitz der Königshalle.

Maria schlug den Fächer zusammen und berührte damit leicht den Arm des neben ihr stehenden Siegelbewahrers der Krone:

"Der Stadt-Emdische Sekretär Hoitet Tiabern, der den Botschafter der klugen Gräfin Anna von Ostfriesland macht, soll heute mit allen Ehren eines Gesandten zum Empfang meines Antwortschreibens in diese Halle gelassen werden!"

"Der Gesandte ist bürgerlichen Blutes, meine Königin," versetzte der Lord mit verstecktem Widerstand. Aber Maria ließ sich nicht beirren. "Ich hoffe, daß Ihr mich verstanden habt!" betonte sie noch einmal, aber bestimmt ihren Willen. "Die Gräfin von Ostfriesland, der ich sehr wohlgesonnen bin, wird ihren Grund gehabt haben, sich wiederum des klugen Stadtsekretärs zu bedienen, um ihre Botschaft auszurichten. Oder glaubt Ihr, Mylord, daß es dieser klugen und tatkräftigen Regentin an Edelingen oder Häuptlingen gebricht, die wie viele Männer dieses Standes selber meistens nicht einmal zu lesen und zu schreiben vermögen?"

Die meisten Ritter und Lords sahen bei diesen Worten ihrer Königin, die ihren Triumph schnell hinter dem wieder aufgeschlagenen,spielend bewegten Fächer versteckte, finster vor sich nieder. Dieser Hieb ihrer schönen, gebildeten und kunstliebenden Herrin galt auch ihnen. Man konnte ihn nicht mit einem Schwertschlag parieren, sondern mußte ihn schweigend und trotzend einstecken. Manchmal war es doch schwer, daß statt eines schwertgewaltigen Königs die feinen Hände einer Frau das Szepter dieses Landes hielten. Kam man nicht auch diesen Friesen viel zu weit entgegen und beraubte man sich nicht selbst leichtfertig der schönsten und besten Gelegenheit des Beutemachens?

Fast zehn Jahre galt nun schon auf Wunsch der Königin dieser vertragliche Waffenstillstand zwischen Schottland und Ostfriesland, den damals derselbe Sekretär zusammen mit dem Emder Ratsherrn Hero Habben zustandegebracht hatte.

Damals hatten die schottischen Kaper nicht nur den Engländern und Holländern die Schiffe fortgenommen, sondern auch die stets reich beladenen Kauffahrteischiffe, die unter der ostfriesischen Flagge segelten, mit Vergnügen aufgebracht.
Auf diese hübschen Fänge und willkommenen Nebeneinnahmen mußte man leider nach dem Vertrag mit dieser Gräfin Anna verzichten.

Mancher der Lords lächelte in sich hinein. Noch vor Ablauf des zehnjährigen Vertrags hatte man die Händel ohne Wissen Marias heimlich wieder angefangen; aber diese beiden Frauen wollten wohl durchaus keinen Streit miteinander haben.

Natürlich, die Ostfriesen und vor allem auch die Stadt Emden verstanden auch keinen Spaß bei diesem Geschäft. Es mochte dahingestellt sein, ob man es sich leisten konnte, sie zu erbitterten Gegnern auf den Meeren zu haben, die so schon unsicher genug waren. Wenn man die Neutralität gegen die mögliche Beute abwog u. die eigenen Verluste mit einrechnete, mochte es doch sein, daß Marias Politik den klügeren Weg gewählt hatte, wenn er auch leider ein friedlicher war, was diesen alten Haudegen wenig zusagte. -

Eine Bewegung ging durch die Halle. Die dem Hochsitz gegenüberliegende Tür flog weit auf. Der Hofmeister stieß dreimal mit einem Stab auf den Boden:"Der Gesandte der Gräfin Anna von Ostfriesland!" Durch die von Garden aufgehaltenen Türflügel schritt mit dem Anstand des bescheidenen Stolzes der Stadtsekretär Hoitet Tiabern bis nahe vor die Stufen des königlichen Hochsitzes. Dort blieb er stehen, schwenkte grüßend das Barett und neigte sich auf ein Knie. Maria ließ ihm lächelnd ihre Hand zum Kuß.

"Wir haben Euch vor Uns gerufen, Hoitet Tiabern, damit Ihr aus Unserer Hand das Antwortschreiben an die Gräfin Anna von Ostfriesland empfangen sollt. Es ist mein königlicher Wille, daß der Waffenstillstand zwischen Schottland und Eurem Lande unverbrüchlich auch weiterhin gehalten werde. Mir ist an einem ständigen Frieden mit Eurer Herrin, den ostfriesischen Häuptlingen und Edelingen und der mächtigen Stadt Emden sehr gelegen. Wollt Ihr dafür sorgen, daß außer der Gräfin Anna und den maßgeblichen Edelingen auch die Bürgermeister der Stadt Emden das Vertragswerk gegenzeichnen werden, wenn Ihr wieder nach Hause kommt?"

"Königin, dafür will ich mich mit Kopf und Wort verbürgen. Auch der Stadt Emden ist an einem Frieden mit der Krone Schottland sehr gelegen, auf daß unsere Schiffahrt gegenseitig in Zukunft nicht mehr behelligt werde. Nur Sturm und Unwetter seien die gemeinsamen Widersacher."

"So wollen wir denn auf einen beständigen Frieden hoffen,Hoitet Tiabern, der dann nicht zuletzt Euer Werk sein wird. Die gegenseitigen Kränkungen an Gut und Ehre sollen vergessen sein.Der Seehandel möge unter unserem gemeinsamen Schutze blühen. Ich übergebe Euch hiermit meine wohlgeneigte Antwort an die Gräfin Anna von Ostfriesland, die ich um einen solch klugen Unterhändler, wie Ihr es seid, beneiden könnte. Ihr seid ein treuer Diener und Ratgeber Eurer G-räfin, Eures Landes und Eurer Stadt. Aber auch Wir sind Euch wohl gewogen."
Der friesische Gesandte empfing mit einer tiefen Verneigung das Sendschreiben Marias an seine Auftraggeberin.

"Euer Vertrauen ehrt mich sehr,Königin. Wenn ich nicht meiner Heimat diente, müßte es ein Glück bedeuten, Diener der klugen und mächtigen Königin dieses Landes genannt zu werden."

"Ihr versteht ja fast schon zu schmeicheln, Hoitet Tiabern," lächelte die Königin freundlich, "und dabei habt Ihr doch selten Hofluft im Königsschloß geatmet. - So, und nun dürft Ihr noch einmal vor Schottlands Königin den stolzen Friesennacken neigen."

Der friesische Gesandte ließ sich verwundert wieder auf ein Knie nieder, während Maria einem ihr hingehaltenen schwarzen Kästchen aus Ebenholz eine goldene Kette entnahm. Sie hielt das gleißende Schmuckstück einen Augenblick zwischen den gespreizten Fingern und warf es dann dem vor ihr knieenden Manne über das Haupt um den Hals.

"Das sei eine kleine Gunst für den Auftrag, den Ihr nicht nur zur Zufriedenheit Eurer Gräfin und Eurer Stadt ausgeführt habt. Und nun erhebt Euch wieder und seid bedankt!"

Der friesische Gesandte verbeugte sich noch einmal;dann stand er auf, verneigte sich tief und schritt rückwärts bis zu den von den Garden wieder geöffneten Türflügeln der Halle, wo er sich noch einmal grüßend verbeugte.

Der Empfang war beendet. Hoitet Tiabern konnte mit dem Erfolg seiner Reise vollauf zufrieden sein.

Gustav G. Engelkes

Die große Melodie

Mit eintönigen, nahezu gleichbleibenden Geräuschen, die nur hin und wieder von dem Zurren der Bremsen unterbrochen werden, quält sich der Zug dahin, mit den 234 Kriegsgefangenen, die,nach unbekanntem Auswahlschlüssel aus drei bolschewistischen Lagern zusammengestellt, in schweigender Erwartung einem immer noch ungewissen Schicksal entgegenfahren.

234 ehemalige deutsche Soldaten verschiedenster Dienstränge haben den Bahnsteig der tausend Tränen verlassen und fahren auf unterschiedlichen Gedanken-Straßen, von ungezählten Fragen begleitet, Vorstellungen entgegen, die niemand genau zu beschreiben vermag. Sonnenstrahlen huschen an den nur wenig geöffneten Wagentüren vorbei, - gleich leuchtenden Grüßen von Menschen,die jahraus,jahrein in der Heimat auf den Tag des Wiedersehens gewartet haben. -

Von nur wenigen wahrgenommen, passiert der Zug die alte deutsche Reichsgrenze.

Einer von diesen, Dieter Baumberg, etliche Male wegen Kriegsverbrechens angeklagt,verurteilt und registriert, mit Ungezählten zu den Entrechteten unseres Volkes gehörend, ist an die Tür getreten, weil ihm die Enge des Viehwagens stärker denn je wehtut und weil er sich von dieser frühlingatmenden,geheiligten Landschaft, aus grenzenloser Sehnsucht heraus, plötzlich angerufen fühlt.

Wie ein gehetztes Tier lauscht er hinaus - . Ist es nicht so, als hämmerten die Schläge des eigenen,unruhvollen Herzens im Gleichklang mit den Takten der rollenden Räder eine jubelnde und doch auch wieder wehmutvolle Melodie in das Erleben dieses Seins?

Dieses Seins, aus dem immer erneut zwei Worte aufsprangen und den Zug des Lebens umkreisten wie hungrige Vögel, zwei Worte: Heimat -- Freiheit ---- Heimat --Freiheit?! --

Hart geworden ist Dieter durch die schweren Erlebnisse der Gefangenschaft, - so hart, daß die in der ersten Zeit befreienden Tränen versiegten.
Jetzt aber bei der Heimfahrt in den Frühling, in wieder saubere,ordentliche und hoffentlich auch gerechte deutsche Verhältnisse steigt es ihm erstmals wieder heiß in die Augen --,Tränen rollen über das verhärmte,von Bartstoppeln eingerahmte Gesicht.

Nach einem Maschinenwechsel in der alten deutschen Festungsstadt Thorn geht die Fahrt über Gnesen,Posen,Bentschen,Schwiebus, Reppen weiter bis nach Frankfurt an der Oder.—

In einem besonders gesicherten und stark bewachten Barackenlager findet wieder einer der sattsam bekannten Zähl-und Prüfungsappelle statt.
Erneut greift das grausame Schicksal zu:
Fünf der 234 Kameraden werden abgesondert, unter ihnen Heinz, einer der engsten Vertrauten Dieters, weil angeblich zwei Unterschriften in den Entlassungspapieren fehlen.
Alle flehentlichen Bitten der anderen 229 Kameraden prallen an dem njet des bolschewistischen Kontrolloffiziers ab.

Schneller als die unbändigen Rosse des jetzt aufkommenden starken Windes jagen die Gedanken durch Dieter Baumbergs Kopf. Was ist gegen dieses unheimliche Geschehen zu unternehmen?—

Heinz, Fritz, Wolfgang und er waren als Angehörige der 14.Kp. nahezu als einzige Überlebende der ohnehin nur noch 40 Gewehre starken Einheit in Gefangenschaft geraten und auch durch die gleichen Lager gegangen, mit Ausnahme von Fritz, der schon nach fünf Monaten an Unterernährung verstarb. Jahr für Jahr hatten sie zu dritt nebeneinander auf primitivsten Bettstellen gelegen, sofern nicht der eine oder andere von ihnen einem Verhör unterzogen worden war.

Wieviel nicht wiederzugebende Worte und Sehnsuchtswünsche waren in derlei Nächten aus menschenunwürdigen Unterkünften hinübergewandert zur Heimat, immer wieder das Ziel ansprechend,heiß begehrend, - das Ziel des Glaubens/an das aus unabdingbarer Kameradschaft geborene moralische Treuegesetz der Heimat. Nur das allein hatte Unvorstellbares erdulden lassen und ein paar Fünkchen der Kraft lebendig erhalten, die die Vorstellung einer Heimkehr in die Heimat überhaupt möglich gemacht.

Im Bannkreis dieser ewig-jungen, sich unverlierbar erneuernden Kameradschaft hatte es sich ja nur noch verlohnt,weiter zu leben. --

Und dann war er gekommen, - dieser furchtbare Tag, da der Rechenstift eines Mongolen den Bestand dieser engeren Dreier=Kameradschaft zerstörte:
Heinz und er selbst wurden aufgerufen. Es wurde ihnen bedeutet, sofort ihre Sachen zu ordnen, da in zwei Tagen der Entlassungstransport zusammengestellt werden würde.

Von Wolfgang, in dessen Augen plötzlich eine unmeßbare Trauer aufwuchs, stand nichts in dem bolschewistischen Befehl.
Während die anderen sich vor Freude umarmten und sich in nahe-

zu kindlicher Ausgelassenheit zuriefen:"Kameraden - Ostern, im lachenden Frühling werden wir zu Hause sein!" waren sie zu dritt , Wolfgang in der Mitte, schweigend und ganz langsam, als habe sie gemeinsam eine allgemeine Körperschwäche überfallen, zu ihrer Baracke zurückgegangen.

Keiner hatte in den beiden folgenden Nächten Schlaf gefunden.

Die letzte gemeinsame Nacht war die furchtbarste gewesen,- voll banger Gedanken um all das, was nun werden sollte.

Am Abschiedsmorgen beim letzten Handschlag, den sie mit Wolfgang gewechselt hatten, wuchs der Glaube empor, daß der zurückbleibende, ihnen beiden unlöslich ans Herz gewachsene Kamerad bereit war, sein Geschick in soldatischer Haltung tapfer zu tragen, - auch im Letzten noch König seiner selbst bleibend.

Über alles folgende Geschehen hinweg war dieser Handschlag das Siegel dessen geblieben, was die Augen sich gegenseitig versprochen hatten.---

So ist damals Wolfgang von ihnen weggerissen worden.

Und soll nun Heinz von ihm getrennt werden?

Was ist gegen dieses furchtbare Geschehen zu unternehmen?

Aber so sehr sich Dieter Baumberg auch müht, aus dieser restlos verfahrenen Lage einen Ausweg zu finden, - alles bleibt ergebnislos gegenüber dem njet der bolschewistischen Bewacher.

Ihre rücksichtslosen Rufe dawai - dawai trennen die fünf zur Seite gestoßenen Kameraden von den zum Zug zurückgetrieben en Heimkehrern.

Kaum findet Dieter Zeit, dem verzweifelt dreinblickenden Heinz zuzurufen:"Nicht mutlos werden, alter Junge! Denk an unseren Schwur und - an Wolfgang! Wir ruhen nicht, bis auch ihr der Heimat wiedergegeben seid." ---

Am späten Nachmittag trifft der Zug in Friedland ein,und hier erfolgt die endgültige Entlassung der Soldaten der ehemaligen Deutschen Wehrmacht. --

In den alten oder neuen Heimatorten der Heimgekehrten wehen Fahnen und Wimpel.

Nicht wenige aber auch dieses Transportes müssen zu all dem Schweren, das sie in bolschewistischer Kriegsgefangenschaft erduldeten, sich des alten wehmutvollen Wanderliedes erinnern,in dem es heißt:" ...Ich kann nicht nach Hause, hab keine Heimat mehr..." --

Der ehemalige Oberfeldwebel Baumberg hat in das Haus seiner betagten Eltern und zu seiner unerschütterlich auf die Heimkehr wartenden jungen Frau zurückgefunden.

Seine sofort aufgenommene Arbeit gilt dem Mitschaffen an dem großen,unabdingbaren Gesetz, das jeden Bejaher einer echten deutschen Gemeinschaft angeht, - nämlich beizutragen, daß alle noch zurückgehaltenen deutschen Soldaten ihrer Heimat wiedergegeben werden.

A.F.Krüger

Das Schicksal unsrer Zukunft tragen alle wir,
dazu die Forderung steil,riesengroß:
"Laßt euch in Schmerz und Leid nicht los,
bleibt treu dem Volk, - Gott weiß, wofür!"

A.F.Krüger

=+=

S C H W Ä C H E N
Der Deutschen E R K E N N T N I S K R A F T

V e r s t ä n d n i s l o s i g k e i t für unsere Großen

Die Kleinen:

Der Adler und die Grasmücke

Der Adler war zu Tal geflogen und ruhte auf dem Aste einer Eiche eine Weile aus. Er sah die gegenüberliegenden Wälder und Berge und sann.

Da kam eine Grasmücke, ließ sich auf einem Kieselsteine im nahe vorbeifließenden Bache nieder und hub an, zu schwätzen.

"Wie schön ist es doch in unserem Walde," sagte sie. "Ich fliege von Ast zu Ast, und das Kleinzeug der Fliegen,Spinnen u. Mücken kommt mir entgegen, wie wenn es für mich geschaffen wäre. Seit vergangenem Monat haben wir ein Grasmückenparlament, das die Reviere verteilt und die Ordnung aufrecht erhält. Wer die längste Rede von sich gibt, erntet Beifall, meist auch jene Gegend, die Sümpfe und deshalb die größere Zahl von Mücken hat. Es ist eine Lust zu leben. Vom Geheimnis spricht niemand, wie es vor Zeiten geschah. Wer ans Rednerpult tritt, weiß alles und hat immer Recht."

So schwatzte die Grasmücke unaufhörlich, und der Adler schwieg - unaufhörlich. Doch er verstand jedes Wort.

Nach einer Weile schwieg auch sie.

Da sagte der Adler:"Wo und wann tagt das Parlament?"

"In einer Viertelstunde beginnen wir," versetzte die Grasmükke. "Drüben im alten Buchenhang ist der Ort, an dem wir tagen."

Der Adler nickte und schwieg wieder, indes die Grasmücke sich aufmachte, damit sie den vereinbarten Zeitpunkt nicht versäume.

Nichtwisser und Narren haben das Bedürfnis, zu schwätzen,sann der Adler und blickte der Grasmücke nach.

Nach einer Weile breitete er die Flügel, hob sich und flog in der Richtung, die ihm die Grasmücke gewiesen hatte. Die Schatten seiner Flügel fielen über die Lichtung und durch die Kronen der Bäume. So kam er an den B_uchenschlag, und da er aus seiner Höhe hinunterlauschte, hörte er das Grasmückenparlament. Seine Mitglieder saßen auf Ästen und Zweigen und schwatzten, bis schließlich der Älteste - so merkte der Adler - Ruhe gebot und einen der Parteiführer aufforderte, zu reden.

Es geschah.

Doch schon nach kurzer Zeit unterbrachen ihn Zwischenrufe, u. da gab es bald ein Gelärme, wie es der Adler, der die hohe Stille liebt, nie vernommen hatte.

Da lachte er vor sich hin und ließ sich langsam sinken.
Sobald jedoch das Parlament seinen Schatten fühlte, schrie es entsetzt auf; und als der Adler Anstalt nahm, in die Buchenkronen zu stoßen, stob das Parlament in die vier Winde und wagte nicht mehr, rückwärts zu blicken.

Die Grasmücken verkrochen sich in Asthöhlen, Winkel und Erdlöcher. Der Adler hingegen flog der Sonne zu.

Theodor Seidenfaden

+

Das Schicksal unserer Großen

Johann Sebastian Bach, welcher am 21. März 1685 in Eisenach geboren wurde und am 28. Juli 1750 als Thomaskantor und Universitäts-Musikdirektor zu Leipzig starb, ist der bedeutendste Komponist der deutschen Barockzeit und der hervorragendste Vertreter der protestantischen Kirchenmusik.

Doch seine Zeitgenossen begriffen ihn nicht: Die Menge lächelte über ihn und seine Harmonien. Andere, die kleinen Geister, bekämpften ihn aus Neid und Eifersucht.
So wurde er schon zu Lebzeiten vergessen, durch eine tiefe Kluft von den Menschen getrennt, für die er doch seine Musik schaffen wollte. In der Einsamkeit, die ihn umgab, flüchtete er sich in das Göttliche. So erklärt sich sein Wort: "Ich musiziere mit meinem Gotte."

Eine rühmliche Ausnahme bildete Friedrich der Große von Preußen. Dieser erkannte die Bedeutung Bachs und lud ihn zu sich nach Potsdam ein.

Doch schon drei Jahre später verstarb der große Künstler, und nun fielen seine Schöpfungen erst recht der Vergessenheit anheim.-
Hundert Jahre mußten nach seinem Tode verstreichen: erst dann fanden sich in Leipzig im Jahre 1851 Menschen, die seine Kunst zu würdigen verstanden, zusammen und bildeten die Bach-Gesellschaft. Ein volles halbes Jahrhundert hatte diese zu tun, um die Gesamtausgabe aller seiner Werke in 59 Bänden zu veröffentlichen. Und seit 1903 gibt es regelmäßige Bach-Feste. Seit der Zeit werden die Deutschen mehr und mehr allmählich reif, für den großen längst Verstorbenen. --
Das gleiche herbe Schicksal hatte Bachs Zeitgenosse, Georg Friedrich Händel zu erdulden. Dieser bedeutende Tonschöpfer (von ihm stammen 40 Opern und viele Oratorien) wurde auch 1685 geboren und zwar in Halle an der Saale. Er wandte der verständnislosen Heimat den Rücken und wanderte nach England aus, wo er im Jahre 1759 starb. --

Christoph Willibald Ritter von Gluck (1714 bis 1787) und Carl Maria von Weber (1786 bis 1826) fanden auch nur in der Fremde zu ihren Lebzeiten Anerkennung.

Ebenso litt der große Tondichter und hervorragende Orgelspieler Anton Bruckner (1824 bis 1886) schwer unter Verkennung und Mißgunst; lange wurde er unterdrückt; nur sehr langsam errang er sich die gebührende Anerkennung, obwohl seine Tonwerke gewaltig sind. ---
Einer unserer bedeutendsten Dichter ist Heinrich von Kleist,

der im Jahre 1777 in Frankfurt an der Oder geboren wurde.

Auch er fand bei dem engherzigen Geschlecht seiner Zeit keinen Widerhall. Nur ein kleiner Freundeskreis hatte Verständnis für seine überragenden Schöpfungen. Von keinem einzigen seiner ergreifenden Schauspiele erlebte er, daß es auf einer Bühne aufgeführt worden wäre. Nie hat begeisterter Jubel ihn beglückt, der ihm Kräfte gegeben, seine Schaffensfreudigkeit beschwingt hätte. Ja, seine "Hermannsschlacht" und sein "Prinz von Homburg" waren so unbekannt geblieben, daß einer seiner wenigen Freunde sie erst volle IO Jahre nach seinem Tode aus dem Nachlaß herausgegeben hat.

Dieses Versagen seiner Zeitgenossen nagte so an seiner empfindsamen Seele, daß er schwermütig wurde und sich in der Verzweiflung in jungen Jahren das Leben nahm: im November 1811 am Wannsee bei Berlin.

Nur 34 Jahre wurde dieser Feuergeist alt. Was hätte er unserem Volke schenken können an Großem, an Gewaltigem, wenn man ihn verstanden hätte!

So schwer, so schmerzlich ist das persönliche Schicksal jener Kunstschaffenden, welche aus einem inneren Müssen, nämlich aus dem Göttlichen heraus wirken und ihrer Zeit voraus eilen! —

Aber das Los der Forscher, welche nach neuen Erkenntnissen ringen, ist auch nicht besser.

Das mußte z.B. Gregor Mendel erfahren.
Mendel lebte von 1822 bis 1884 in Brünn (in Mähren), war Augustinermönch und naturwissenschaftlicher Oberlehrer. Durch Kreuzungsversuche besonders an Bohnen und Erbsen fand er die Vererbungsgesetze. Sie wurden aber von seinen "Kollegen" völlig tot geschwiegen, gerieten in Vergessenheit und mußten 50 Jahre später erst wieder neu entdeckt werden.

Das Gleiche mußte der Arzt und Physiker Julius Robert von Mayer(1814 bis 1878) erleben. Er erkannte im Jahre 1842, daß in der Naturwelt das Gesetz von der Erhaltung der Kraft herrscht. Seine "Kollegen" lehnten auch ihn ab, kritisierten ihn verletzend und griffen ihn in gehässiger Weise an. Erst im Jahre 1867 erschien sein grundlegendes Werk "Mechanik der Wärme" im Druck. —

Nun sollte man meinen, daß neue Erkenntnisse, welche einem großen Übel abhelfen, Erfindungen, welche einem nützlichen Zweck dienen, doch eher aufgenommen, nicht so hartnäckig abgelehnt würden. Aber auch hier sind wir enttäuscht:

Das lehrt uns das Schicksal des Frauenarztes Semmelweis. Ignaz Philipp Semmelweis war im ungarischen Ofen 1818 geboren und entdeckte die Ansteckungsweise des sog. Kindbettfiebers. Er fand, daß dieses durch die Unreinlichkeit von Ärzten und Hebeammen verursacht wird, und veröffentlichte 1861 sein Aufsehen machendes Werk darüber. Wieder waren es die Herren Kollegen, die gegen ihn auftraten und zwar derartig gehässig, daß Semmelweis(er war übrigens seit 1854 Professor in Pest)aus Ärger und Gram darüber geistig gestört wurde und in die Landesirrenanstalt Wien verbracht werden mußte. Dort starb er im Jahre 1865! --

Den Fernsprecher hat in Frankfurt am Main ein junger Mann im Alter von nur 26 Jahren erfunden. Das war Philipp Reis, welcher von 1834 bis 1874 gelebt hat. Als er seine Erfindung zum ersten

Male vor den tonangebenden Herren der Wissenschaft vorführte, "erklärten diese, daß die Erfindung sich vielleicht als Jahrmarktkunststückchen verwenden ließe, aber sonst keinen praktischen Nutzen habe." Auch Reis starb bald. Und dann, 3 Jahre nach seinem Tode, 1877, wurde das Telephon in Deutschland eingeführt und zwar in der Form, wie sie der Engländer Alex Graham Bell entwickelt hatte. (Dieser war 13 Jahre jünger als Philipp Reis, hat vermutlich die Erfindung von Reis verständnisvoll verfolgt und weiter ausgebaut. Er war Professor in Boston und erreichte ein hohes Alter: geboren 1847, starb er erst 1922.) --

Erschütternd vollends ist der Lebenskampf und das Lebensende von Friedrich List, der nach seinem Tode als der "größte deutsche Volkswirtschaftler" gefeiert wurde.

Friedrich List (er lebte von 1789 bis 1846) erkannte als Erster die Bedeutung der Eisenbahn als eines nationalen Transportsystems und setzte sich für den Bau eines deutschen Eisenbahnnetzes ein; gleichzeitig war er Vorkämpfer für die Deutsche Zollunion.

Es ist nun bezeichnend, in welcher Weise die gelehrten Kommissionen ihren ganzen Scharfsinn aufgeboten haben, aber nur in unsachlicher, gegnerischer, mißgünstiger Richtung, gegen List: Die Menschen würden närrisch, wenn sie in einem so schnellen Fahrzeug dahin rasen würden; die Kühe auf der Weide würden tobsüchtig und die Fluren durch den Rauch und Qualm vergiftet usw. usw.

So verbissen kämpften sie gegen den großen Mann, daß dieser zur Verzweiflung getrieben wurde und an einem trüben Novembertag in Kufstein (auf der Reise nach Italien) Selbstmord beging.

J e n e Männer haben den Tod des Friedrich List auf dem Gewissen! Die kleinen Geister sind es, welche unsere Großen in den Tod hetzen.

Diese traurige Reihe ließe sich nach Belieben fortsetzen. —
Wenn wir nun nach einer Erklärung suchen, warum die Deutschen denn anscheinend so gar kein Verständnis für die Großen ihres Blutes haben, so könnte man vielleicht sagen:

Die Denkkraft des Deutschen ist gut, wenn es gilt, Schwierigkeiten des Daseins, der Lebensbedingungen zu meistern: da erkennt er schnell die Ursachen der Schwierigkeiten, findet rasch einen Ausweg und eine Abhilfe, und bei seiner handwerklichen Geschicklichkeit meistert er die Lage, auch wenn sie verzweifelt schlecht ist. Da kommt ihm sein gesunder Lebenswille zu statten.

In Fragen der Natur ist er, bei seiner großen Naturverbundenheit, ein Denker und Grübler und beobachtet gut; er denkt zwar langsam, aber richtig.

Aber andererseits scheint ihm eine gewisse Schwerfälligkeit des Denkens anzuhaften. Wenn etwas "über seinen Horizont geht", dann "kommt er nicht mehr mit". Sein Denken scheint in sonderbarer Weise gebunden, gefesselt zu sein, sodaß es sich nur in ausgetretenen Gleisen bewegen kann. Der Durchschnittsdeutsche ist wohl unfähig, umzudenken. Er versagt vor Neuem, Ungewohntem, Außergewöhnlichem. Er hat keine Witterung für das Zukunftsträchtige.
Dazu kommt die natürliche Erstarrung der Menschen, welche sich so um die 50er Jahre bemerkbar macht (in unnatürlichen, abstumpfen-

den Lebens- und Arbeitsverhältnissen noch viel früher), sodaß das vielfach tonangebende ältere Geschlecht für etwas Neues keine Aufnahmefähigkeit mehr besitzt. So mag sich die Beschränktheit und Kurzsichtigkeit, die mangelnde Urteilsfähigkeit des Durchschnittsdeutschen erklären.

Verschlimmert wird dieser Zustand, wenn dazu die charakterlichen Fehler des Neides, der Mißgunst, der verletzten Eitelkeit, des Geltungsbedürfnisses, der Herrschsucht bei jenen kommen, welche Nutznießer der bislang bestehenden Verhältnisse sind. ---

Geistig beweglich ist in einem gewissen Ausmaße die Jugend: diese ist eine Zeitlang lebendig, anpassungsfähig, empfänglich und aufnahmefähig für Neues.

Aus diesen seelischen Zuständen ergibt sich die Tatsache, daß das wertvolle Neue (von Mode und Propaganda ist hier nicht die Rede), um sich nur ein bißchen durchzusetzen und eine nur beschränkte Anerkennung zu finden, warten muß, bis das nachwachsende Geschlecht wirtschaftlich selbständig geworden ist; das dauert also rund 15 Jahre.

Für tiefer gehende Fragen, die etwa das ganze Volk berühren, darf man ruhig 50 Jahre ansetzen. (Es dauert ja schon zwei Generationen, bis z.B. von plattdeutsch sprechenden Ahnen die Nachkommen ein nach Ausdruck und Sprachlehre einwandfreies Hochdeutsch sprechen; erst Enkel lernen das, falls sie eine höhere Schule besuchen.)

Erst gar in seelischen Fragen ist ein volles Jahrhundert und noch mehr nötig, bis eine gewisse verständnisvolle Aufnahmefähigkeit bei einem Teile unseres Volkes sich entwickelt hat.---

Es ist das eine Beschränktheit unseres Wesens, die wir Deutsche nicht durchschauen. Wohl aber das Ausland! So hat ein französischer Generalstabsoffizier im Jahre 1927 ein wohl zutreffendes Urteil über uns gefällt , wenn er sagte:

> "Ihr Deutschen seid wahrlich unbegreiflich. Ihr erkennt eure großen Männer erst dann, wenn sie 50 oder 100 Jahre oder noch länger im Grabe ruhen. Das ist eure Tragödie, die manch einer außerhalb eurer Grenzen erkennt, aber nur wenige von euch selbst."

Diepold

Später Dank

Wenn einer etwas Neues findet
Und seine Zeit damit beglückt,
Dann wird bestimmt zunächst verkündet:
Der Mann ist doch total verrückt.

In Seelenruhe läßt man sterben
Den, dem man mancherlei verdankt;
Erst dann - denn so geziemt's den Erben -
Wird Lorbeer um sein Grab gerankt.

Erich Limpach

--+--

Bemerkung: Der umseits erwähnte französische Generalstabsoffizier sprach von der

deutschen Tragödie.

Diese besteht darin, daß den Deutschen infolge der ausgeführten seelischen Gründe auf politischem Gebiete - von wenigen Ausnahmen abgesehen - keine weit voraus schauenden Führerpersönlichkeiten erwachsen konnten.

Solche hätten auf Jahrhunderte hinaus unsere Weiterentwicklung festgelegt und in die Wege geleitet. Und verständnisvolle Nachfahren hätten - statt immer alles besser zu wissen und sich stets gegen die Alten zu stellen - übernehmen und weiterführen müssen.

Johann Sebastian Bach und der große König

Die Kerzen brennen hell im runden Saal
und brechen ihren Schein viel hundertmal
in hohen Spiegeln, Silber und Kristall.
In Saal und Gängen muntrer Stimmenschwall,
und prächtig angetan,nahn sich die Gäste,
zu lauschen König Friedrichs Flötenfeste.
Der König selbst, vor ihm sein Adjutant,
steht wartend schon, die Flöte in der Hand.
Da plötzlich reckt er sich und reicht das Meldeblatt
dem Fähnrich, der die Gäste ihm gemeldet hat.
"Eh bien, man führe ihn sogleich hierher! 1)
Nicht eine halbe Stunde wart' ich mehr!"

Die feine Uhr im goldverzierten Fach
schlägt am Kamin, und eilig tritt durchs Tor
im schlichten Reisekleid der Meister Bach
und stellt sich grüßend seinem König vor.
Die Damen in des Reifsrocks steifer,seidner Pracht
besehn erstaunt das derbe,schlichte Bürgerskleid,
und hinterm Fächer haben spöttisch sie gelacht.
Unmodisch war des Kantors Rock für jene Zeit!
Da trifft die eitlen Damen unverwandt
aus König Friedrichs Aug' ein blauer Blitz.
Der König faßt den Kantor an der Hand
und führt ihn höflich auf den Ehrensitz.
Dann legt er seine Flöte auf das Pult
und winkt den Musikern, die sich verneigen.
"Nun mag Herr Bach uns seine Künste zeigen;
schon lange harrt' ich seiner in Geduld."

Johann Sebastian läßt die Finger gleiten,
die Geigen fallen ein mit heller Lust,
es singen, klagen, trillern alle Saiten,
daß manchem Lauscher höher schlägt die Brust.
Da neigt sich ehrfurchtsvoll gerührt am Schluß
zu Meister Bach ein greiser Musikus:
"Zwei Könige zugleich sind heut im Schloß,
doch beide Könige sind unerreichbar groß:
der eine ist der Kunst erhabner Sohn,
der andre ziert des Preußenlandes Thron."

Kaum hört's der Bach; sein tiefer Blick ist weit,

als spiele er schon für die Ewigkeit.
Da springt der König auf; die Wange ward ihm feucht,
und beide Hände dankbar er dem Kantor reicht.
"Es gibt nur einen Bach! Ich weiß ihm Dank und Lohn!
Spiel er mir morgen seine neue Fuge schon!
Daß er mir ja nicht vor dem Sonntag fahr!
Doch nun, mesdames,messiers, dank ich! Bon soir!" 2)

Lotte Huwe

1)=gut 2)=meine Damen,meine Herren!..Gute Nacht!

Eine Kant - Anekdote

Der preußische Kultusminister Wöllner scheute sich nicht,dem Weisen von Königsberg, dem Professor der Logik und Metaphysik, Herrn Immanuel Kant, im Namen des Königs das Edikt zu senden,in welchem er ihn der "Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der Heiligen Schrift und des Christentums" bezichtigte.

Kant aber, der trotz seinem gebrechlichen Körper ein unerschrockener Mann war, lächelte, als er den Brief gelesen hatte, legte ihn auf den Schreibtisch, nahm Stock und Hut und ging,den täglichen Weg durch seine Stadt zu machen.

Es war um die elfte Stunde eines Donnerstags im Mai 1794.Die Sonne weckte die letzten Blüten aus ihren Knospen, die Gärten atmeten bräutlich und der Himmel stand blau und klar, indes eine bewegte Brise vom Frischen Haff wehte.

Wer den alten Herrn kommen sah, schlohweiß und gebückt,mit dem Dreispitz, in Kniehosen, Schnallenschuhen, silberknöpfigem,braunem Frack und gelber Weste, trat ehrfürchtig zur Seite; und Studenten, die vorübergingen, grüßten ihn wie den heimlichen Herzog von Preußen.

Er aber schritt heiter lächelnd - das Spekulieren im Begrifflichen hatte ihm den angeborenen Frohsinn nicht verlöschen können -,vom Schlosse aus über die Brücke auf den Kneiphof, die Insel zwischen den Pregelarmen, sah das Rathaus und den Dom und freute sich der Boote, die weißgesegelt daherfuhren.

Die Stadt Königsberg sei unerschöpflich reich; sie spiegele die Schöpfung, alle Stände und Lebenslagen; wie der Wind die Segel treibe, so bewege des Ewigen Atem den Gaul im Kabriolett des Herrn Kriminalrichters, die Gräfin von Hüllesen auf ihrem Gut, den Fischhändler und die Gemüsefrau an ihren Ständen; in Berlin, London und Paris, zu Rom und Sankt Petersburg sei es nicht anders; ein Schauen dieser Art habe ihm zeitlebens das lästige Reisen erspart! --

Indes er so sann und um den Dom biegen wollte, sprang aus einer Nische gesträubten Haares ein Irrsinniger auf ihn zu, der ihn, wie sich später herausstellte, heimlich erwartet hatte. Die weiße Schürze des Vierschrotes und das lange Messer, das ihm in der Rechten blitzte, verrieten den Fleischer; und Kant erinnerte sich sofort eines Gesellen, von dem es geheißen hatte, er leide an religiösem Wahn und verfolge Ketzer.

Der Philosoph sah die wirre Glut der Augen, die blutdicken Adern an den Schläfen, den entschlossenen Zug im bärtigen Gesich-

te des Fleischers, wandte sich jedoch nicht zur Flucht. Er blieb stehen, lächelte und sagte ruhig, wie wenn er im Hörsaal stünde, soviel er wisse, schlachteten die Königsberger nur an Freitagen und heute sei Donnerstag; da habe er sich geirrt!

Ob dieser Sicherheit erschrak der Geselle. Er ließ das Messer fallen, schlug sich vor den Kopf und jagte davon, verfolgt von drei Studenten, die Zeugen des Überfalles gewesen waren.

Immanuel Kant aber hob das Messer auf und reichte es einem der Umstehenden. Er lächelte wieder und meinte: seit nahezu fünfzig Jahren lerne er nur, lehrend, in seiner Vaterstadt; so stark wie heute habe er das Unbegrenzte im All und die Begrenztheit des Menschen noch nicht erfahren; das Edikt des Ministers und das Messer dieses Ketzermörders sprächen eindringlicher als zehn Büchereien!

Er zog den Dreispitz und ging seinen Weg, und ob auch keiner der Männer und Frauen, die ihm entsetzt hatten helfen wollen, die Worte zu deuten wußte: sie standen, betroffen von seiner Ruhe, und blickten ihm ergriffen nach.

Theodor Seidenfaden

Der Erfinder des Fahrrads

war der badische Forstmeister Freiherr Karl von Drais, welcher von 1785 bis 1851 lebte. Als ein technisch und erfinderisch begabter Mann, schuf er im Jahre 1813 sein "Laufrad", eine zweiräderige Laufmaschine, deren Räder mit Eisen beschlagen waren und die gelenkt werden konnte. 1817 trat er mit ihr an die Öffentlichkeit. Für die 14 Kilometer Wegstrecke von Mannheim nach Schwetzingen brauchte er nur eine Stunde Zeit, und:

von der Menge wurde er verlacht, verhöhnt und - dann vergessen!

Gewiß wurde man auf seiner Erfindung auf einer holperigen Straße tüchtig durchgerüttelt, und der Fahrer bekam einen Muskelkater. Aber es ging doch flott vorwärts, wenn man zwischen den beiden Rädern auf einem allerdings nicht federnden Sattel saß und, mit den Füßen, die auf dem Boden standen, abstoßend, sich vorwärts bewegte.

Der Kammerherr Freiherr von Drais versuchte sich auch an einer der Schreibmaschine: aber niemand unterstützte ihn auch hiebei!

Um sich über den Unverstand seiner Zeitgenossen zu trösten, griff er zur Flasche und verfiel dem Trunk. Wenn er, völlig heruntergekommen, betrunken durch die Straßen wankte, war er das Gespött der Jugend, die hinter ihm herjohlte.

Als man ihn dann einmal in der Gosse betrunken fand, entzog man ihm die Würde des Kammerherrn und erklärte ihn für geisteskrank. Er starb 1851 in Karlsruhe.

Vom verständnisvolleren Ausland aber kam dann später die "Dräsine" nach Deutschland! —

Doch auch in Deutschland bauten andere, auf seinen Schultern stehend, an seiner Erfindung weiter:

Um 1850 erfand man die Tretkurbel, 1867 die Drahtspeichen, 1869 den Antrieb durch das H_interrad. Aber erst 1891 gab es die Luftreifen. --

Ein Fahrrad war noch im Jahre 1867 zentnerschwer: Um die hölzernen Räder liefen immer noch eiserne Reifen; zwischen Vorder- und Hinterrad aber saß man doch schon auf einer lang gestreckten Feder, und Tretkurbeln gingen durch die Achse des Vorderrades.

Auf solchem Ungetüm zu fahren, war noch immer sehr anstrengend; auf holprigem Pflaster das Gleichgewicht zu halten, war nicht leicht. Ein Radler, welcher 1867 durch die Straßen "pedalierte", mußte immer noch durch die Lach- und Spottsalven der Menge Spießruten laufen. Und wenn man mit einem solchen "Knochenschüttler" Ausflüge machte, sammelten sich viele Neugierige an, und keiner wußte, ob er das schwere Fahrzeug bespötteln oder den "Kunstreiter auf nur zwei Rädern" bewundern sollte.

Erst als noch später das "Bicycle" oder das "Veloziped" aus dem Ausland bei uns eingeführt wurde, da wurde es geachtet und geehrt, angestaunt und bewundert und - gekauft!

Dagegen mit der grundlegenden Erfindung des unglücklichen Freiherrn von Drais war es ja "nicht weit her".

Diepold

Der Schöpfer der Kurzschrift

Franz Xaver Gabelsberger war ein Münchener Kind, ist dort geboren im Jahre 1789 und dort auch gestorben 1849.

Der kleine Franzl verlor in jungen Jahren seinen Vater, und infolge der Napoleonischen Wirren fehlten auch die Mittel für ein Stipendium oder eine Freistelle, die man ihm hätte geben können, auf daß er studiere.

So wurde er aus Not ein Schreiber an einem Münchener Amte, ein "Federfuchser", dessen H_and hurtig die Gänsefeder über das graue und rauhe Aktenpapier gleiten ließ und dann die nasse Schrift mit blauem Streusand abtrocknete.

Doch der kleine Schreiber war erfüllt von einem großen Gedanken: Er litt geradezu darunter, daß der Schreibende dem Redenden unterlegen ist; diese Unzulänglichkeit der Hand wollte er überwinden.

So dachte er nach über das Problem einer Schnellschrift!

Er forschte und erfuhr, daß die Engländer eine solche schon seit dem 16.Jahrhundert hatten. Sie verwendeten geometrische Zeichen: Punkte,Bogen und Geraden für die Mitlaute, während sie die Selbstlaute überhaupt nicht oder durch Punkte ausdrückten.

Der junge Gabelsberger versuchte, diese englichen Kurzschriftzeichen auf die deutsche Sprache anzuwenden. Es glückte ihm nicht, so wenig wie anderen, die vor ihm das versucht hatten.

Doch der Gedanke ließ ihn nicht mehr los, und der junge Mann suchte nach einem anderen Weg: Er nahm die deutschen und die lateinischen Schreibbuchstaben her und zwar die der Mitlaute, verkleinerte die einen, veränderte andere, verwendete von dritten nur manche Teile. Die Selbstlaute drückte er aus durch Hochstel-

len, Tiefstellen oder durch Verstärken der nachfolgenden Mitlaute. Und so begann er, keine 30 Jahre alt, im Jahre 1817 mit der Ausarbeitung seiner "Redezeichenkunst". --

Da gab es im politischen Leben Bayerns eine Neuerung: Das Königreich erhielt eine Verfassung und einen Landtag; dessen Verhandlungen waren öffentlich, sollten also dem gesamten bayerischen Volke durch die Zeitungen bekannt gegeben werden. Eine politische Forderung, die aber niemand erfüllen konnte!

Da meldete sich Gabelsberger; er machte sich anheischig, die Landtagsreden "kurz" aufzuzeichnen und dann in die gewöhnliche Schrift zu übertragen, sodaß sie gedruckt werden könnten.

Wir dürfen aber nicht annehmen, daß die Männer des bayerischen Landtags das Anerbieten des jungen Mannes mit Freuden begrüßt hätten. In Wirklichkeit mußte Gabelsberger volle 30 Jahre, vom Jahre 1819 ab, in dem der erste bayerische Landtag zusammentrat, bis zu seinem Tode kämpfen und ringen, um seiner Idee zum Siege zu verhelfen.

Freilich war seinen ersten stenographischen Versuchen nicht der volle Erfolg beschieden: Sein einziger Mitarbeiter war der Aufgabe nicht voll gewachsen. Überdies hatte man die beiden im Sitzungssaale an einen so ungünstigen Platz gesetzt, daß sie sehr häufig gar nicht verstehen konnten, was da gesprochen wurde.

Gleichzeitig hatte Gabelsberger seinen Kanzlistenposten weiter mitzuversehen. Während der Landtagsverhandlungen mußte er einen Stellvertreter für sein Amt aus eigener Tasche bezahlen. Aber um seine eigene Bezahlung als Landtagsstenograph mußte er sich jedesmal aufs neue mit engstirnigen, kleinlichen Rechnungsbeamten und Abgeordneten herumschlagen.

So hatte Gabelsberger durch eine endlose, nicht abreißende Kette von Nöten und Enttäuschungen zu gehen. "Selten ernten den Lohn der Künste erste Begründer!" So seufzte er manchesmal, wenn ihm die Prügel zwischen die Beine geworfen wurden und man ihm entgegenarbeitete.

Langsam, nur sehr allmählich drang er mit seiner Erfindung durch. Er bekam Schüler, die seine Idee ins Volk trugen. Sein bahnbrechendes Werk, die "Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst der Stenographie", konnte gedruckt werden. -

Da kam der 4. Januar des Jahres 1849. An diesem Tage ging er allein über die Theatinerstraße in München. Plötzlich sank er lautlos zu Boden! Ein Herzschlag hatte dem Leben des nur Sechzigjährigen ein vorzeitiges Ende bereitet.

Man trug den unbekannten Toten in das nächste Haus. Man suchte in seinen Taschen nach seinem Namen und fand nur eine Karte mit sonderbaren, unleserlichen Zeichen. Vom Polizeipräsidium wurde ein Schriftkundiger herbeigeholt: Der wußte, daß das die sogenannte "Redezeichenkunst" war und daß die Zeichen den Namen "Franz Xaver Gabelsberger" bedeuteten.

Still und bescheiden hatte Gabelsberger gelebt. Still war er gestorben.

Den Lebenden hatte man gequält und gepeinigt durch Verständnislosigkeit. Den Toten ehrte man auf jede erdenkliche Weise: durch eine Gedenktafel an seinem Hause, durch ein Denkmal, durch

eine Straßenbenennung, ja sogar durch Aufstellung seiner Büste im deutschen Ruhmestempel, der Walhalla bei Regensburg.

Ein gütiges Wort, ein verstehender Blick, Hilfe und Unterstützung hätten dem Lebenden wohl getan, hätten seine Kräfte verdoppelt, dem Volke Wertvolles zu schenken: Mit freigebiger Hand und aus übervollem Herzen und aus reicher Erfindungsgabe!

Doch die umwälzende Bedeutung und Tragweite seiner Schöpfung zu erkennen, dazu waren seine Zeitgenossen zu beschränkten Geistes. Es ist schwer, Bahnbrecher zu sein.

Diepold

F e r n e s   Z i e l

O fragt doch nur die Besten aller Zeiten!
Stets war ihr mutvoll ringend Vorwärtsschreiten
Ein harter Weg zu einsam fernen Zielen.
Der dumpfe Fluch der satten Vielzuvielen
Stand wie ein Schwert ob ihrem kühnen Haupte,
Und das so lange mühelos Geglaubte
War nicht bereit, des Wissens Ruf zu weichen.
Doch in unwägbar heimlichen Bereichen
Begann das erste, leise Wurzelschlagen,
Um einmal dann, vom Licht der Zeit getragen,
Zur Blüte hin und auch zur Frucht zu reifen,
Erfüllt und süß - von allen zu begreifen.

Erich Limpach

Karl Benz

Der im Jahre 1844 in Karlsruhe geborene Karl Benz(gestorben 1929) und der 1834 in Schorndorf/Württemberg geborene Gottlieb Daimler sind zwei der vielen bedeutenden Männer, welche gerade der schwäbische Stamm unserem Volke geschenkt hat. Diese beiden haben, jeder für sich allein, den heutigen Kraftwagen erfunden, ohne den wir uns Wirtschaft und Verkehr einfach nicht mehr vorstellen können.

Aber auch hier wäre es verfehlt, zu glauben, daß die Zeitgenossen dieser beiden großen Männer für ihr wichtiges und wertvolles, so opfervolles und entsagungsreiches Ringen überhaupt auch nur die geringste Aufnahmebereitschaft gehabt hätten.

Das Gegenteil ist der Fall. Es ist erschütternd, zu lesen, wie bitter z.B. Benz unter seinen lieben Mitmenschen zu leiden hatte.

Das mußte er schon als junger Gymnasiast in Karlsruhe erleben. Er hatte ein eigenes Versuchsstübchen mit Chemikalien, Spirituslampe, Kochkolben, Glasröhren und Drahtnetzen. Hier arbeitete der junge Karl ohne Lehrer und ohne Anleitung, einzig aus dem inneren Drang des Forschens heraus.

Eines Tages mißglückte ihm ein chemischer Versuch; dabei wurde seine Mütze an der Wand bespritzt und erhielt verräterische Flecken. Am nächsten Tage bekam er im Gymnasium von seinen Kameraden die höhnenden Worte zu hören:"Ho, der Benz! Hat's Pulver zum zweiten Male erfinden wollen!"

Nach dem Besuche der Technischen H_ochschule arbeitete er 2 1/2 Jahre lang als gewöhnlicher Schlosser in der Lokomotivfabrik Karlsruhe: Sommer wie Winter von morgens früh 6 Uhr bis 7 Uhr abends, mit nur einer Stunde Mittagspause. Doch in den Abendstunden arbeitete er dann noch angestrengt an seiner wissenschaftlichen Weiterbildung.

Und zwar fesselte ihn seine Lieblingsidee, die Lokomotive "schienenlos auf die Straße zu stellen". Schon auf der Hochschule war "schienenlos" der Leitgedanke seines Tastens gewesen, u. die nachfolgenden Jahre über beschäftigte ihn die Frage,wie man ein pferdeloses und schienenloses, selbstfahrendes Straßenfahrzeug herstellen könne.

In Mannheim war er ab 1867 in einer anderen Fabrik tätig, u. wenn er dort ein schweres hölzernes Fahrrad benützte, ließ ihn der Wunsch und der Wille nicht los, einen vierräderigen Wagen zu bauen, der durch eine Maschine getrieben würde.

Dieser Gedanke ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe mehr; volle 20 Jahre lang fesselte er ihn, bis er endlich doch Wirklichkeit wurde. Das war ein langer und schwerer Weg: Benz mußte erst viele Einzelerfindungen machen, bis endlich sein Wagen lief. Doch am schwersten haben es ihm die Deutschen gemacht.

Im Jahre 1872 heiratete er. Seine Gattin war ein starkmütiger und weitsichtiger Mensch und stand tapfer an seiner Seite. Mit dieser Frau zusammen arbeitete er zunächst an der Schaffung eines brauchbaren Gasmotors. Es waren mühselige Versuche, welche Nerven und den letzten Groschen kosteten. Immer wieder würden die Hoffnungen dieser starkmütigen Menschen enttäuscht, bis endlich an einem Abend, nach dem Essen war es, das Geheimnis gelöst und die ärmlich kleine Werkstätte der Geburtsort eines neuen Motors wurde.

Ein Bekannter gab ihm Geld: nun baute Benz seine Motoren für Pumpen. Das Unternehmen blühte auf; aus sechs Arbeitern wurden vierzig und mehr. Schon mußte das Geschäft vergrößert und verlegt werden.

Aber das Herz von Karl Benz hing nicht am Zweitakt-Motor,sondern am selbstlaufenden Fahrzeug! Doch gerade um diesen seinen Lieblingstraum türmten sich die Widerstände berghoch auf u.zwar von Seiten seiner Landsleute.

Seine Geschäftsfreunde waren nüchterne Geldmenschen. Benz=Motoren: ja,die waren recht. Die brachten Geld.-Aber Benz=Wagen? Nein! Da wäre um jeden hineingesteckten Pfennig schade gewesen. Und wenn er sie für seine Idee zu gewinnen suchte, bekam er die Antwort zu hören:"Aber keine Spielereien und Phantastereien! Jagen Sie keinem Phantom nach!" (=Hirngespinst)

Schließlich trat Benz aus der Gesellschaft aus und zog sich wieder nach seiner früheren kleinen Werkstätte zurück. Da stand er nun vorerst allein, doch unverzagt und unbeirrt; und tapfer und mutvoll harrte neben ihm aus seine Frau! Sie gab auch die Hoffnung nicht auf.

Da kam ein langjähriger Bekannter; nun gründeten beide das Unternehmen "Benz und Co.,Rheinische Gasmotorenfabrik Mannheim". Doch auch dieser neue Gesellschafter wollte zunächst noch keinen Motorwagen bauen.

Daß aber so gar niemand an sein "Luftbild" glauben wollte, das schnitt dem großen Erfinder tief ins Herz. Mit verdoppeltem Eifer warf er sich zunächst auf seine Motoren und verbesserte sie noch weiter in verschiedenen Teilen. Schon waren sie rühmlich bekannt und konnten flott verkauft werden.

So war es ihm möglich, doch schon nach einem Jahre an seiner Erfindung, dem motorgetriebenen Fahrzeug, weiter zu arbeiten,u. es gelang ihm, eine Schwierigkeit nach der andern zu meistern. Die Schwielen an seinen Händen wurden zu seinen Ehrenmalen,u.er machte eine ganze Reihe von wichtigsten Einzelerfindungen:

Er ersann einen Motor, welcher schnell lief und gleichzeitig leicht an Gewicht war; dann einen Vergaser für das von ihm verwendete Benzin; einen elektrischen Zünder, welcher das Gemisch von Luft und Benzingas zuverlässig zum Explodieren brachte; weiterhin einen zweckmäßigen Wasserkühler für den sich heiß laufenden Motor; Zahnräder, welche die erzeugte Kraft auf die Räder übertrugen; und an der Hinterachse des Wagens das sogenannte Ausgleichsgetriebe, welches es ermöglichte, in Kurven zu fahren, wobei das innere Rad langsamer, das äußere schneller läuft.

Alles das schuf dieser begnadete Mann, welcher Erfinder und Schlosser in einer Person war. Und eines Tages stand der Motorwagen im Fabrikhofe: Das war im Winter 1884/85. Und an einem späteren Tage fuhr er auf der Straße!

Die Menschen blieben stehen, schauten und staunten. Ein Wagen ohne Pferde, rennend und rollend? Wie einem Wunder starrten sie dem puffenden Wagen nach. Da aber kam das Verhängnis in Gestalt der ersten "Panne": Langsamer lief der Wagen, und dann blieb er stehen. Benz stieg herab und bastelte an seiner Schöpfung herum. Die Menschen sammelten sich an, und nun bekam er ihr Mitleid,ihren Spott und Hohn zu hören. Und so auch später, jedes Mal,wenn sein Wagen stecken blieb, in der Stadt oder auf dem Lande: vernichtende Kritik war die Antwort des Volkes auf sein schweres Ringen und eisernes Schaffen Jahrzehnte hindurch!

Doch Karl Benz ruhte nicht: Wo noch ein tückischer Fehler sein Unwesen trieb, er entdeckte ihn und merzte ihn aus. Vom Frühjahr 1886 ab brauchte er die Menschen und ihre dumme Kritik nicht mehr zu fürchten. Die Zeitungen äußerten sich anerkennend über ihn. Im gleichen Jahre baute er schon viele seiner Wagen und überwand sogar den Widerstand der Polizei. 1888 erregte er auf einer Ausstellung in München die höchste Bewunderung aller Leute, die sich über das ungewohnte Bild eines selbstfahrenden Wagens kaum zu fassen wußten und in Scharen atemlos ihm nacheilten, und Benz wurde ausgezeichnet mit dem höchsten Preise, mit der "Großen Goldenen Medaille". ---

Aber - wer kaufte den Wunderwagen?
In Deutschland - niemand.

Mit großem,bitterem Schmerze erkannte Benz, daß er nunmehr erst noch den Kampf gegen die Unvernunft der lächelnden u.spöttelnden Menschen aufnehmen müsse, daß es gelte,sich und seine Erfindung durchzusetzen gegen all die Ablehnung und Verneinung.

Dazu bedurfte es die ganze Beharrlichkeit und Zähigkeit einer außergewöhnlichen Charakterstärke.

Denn auch die deutschen Fachleute erkannten - zum Unter= schied von den Franzosen! - lange Zeit nicht das Bedeutsame und die umwälzende Wirkung seiner Erfindung auf Verkehr und Wirtschaft.

Doch unbeugsam und zäh kämpfte Karl Benz weiter; er machte den Wagenaufbau gefälliger und bequemer, den Motor stärker,sodaß er Steigungen mit Leichtigkeit nehmen konnte. Und so erntete er überall, wohin er kam, allgemeines Staunen und Bewundern. Doch ein K ä u f e r fand sich nirgends im weiten deutschen Vaterlande! ---

Anders die Franzosen:

Schon im Jahre 1887 hatte sich ein Franzose als Käufer eingefunden , und nun wanderte ein Wagen nach dem andern nach Paris. Ebenso begrüßten die Engländer und die Amerikaner stürmisch die neue Schöpfung des deutschen Geistes.

Die Deutschen dagegen lehnten ab! In Hamburg galt der Kraftwagen ja sogar nach 1900 noch als "ordinär"! Mit Unverstand übersah man seine Erfindung lange Jahre, vielleicht gerade deswegen, weil ihr Schöpfer "nur ein Deutscher" war, weil der Wunderwagen "nicht weit her" gekommen war. Daß jene, die nicht alle werden, sein Werk als Hexenwagen und Teufelsfuhrwerk bezeichneten und mit Schottersteinen nach ihm warfen, kann man schließlich verstehen; nicht aber, daß in den deutschen Fach-und Abnehmerkreisen der Wunsch nach dem neuen Wagen nicht erwachte! Nicht einmal, nachdem Benz 1888 die "Große Goldene Medaille" sich errungen hatte.

Endlich,endlich kam der erste deutsche Käufer, der Kauf wurde abgeschlossen. Aber -
einige Tage später erklärte dessen Vater den Kauf für rechtlich ungültig, da sein Sohn in der letzten Zeit nicht mehr ganz normal gewesen sei und für sein Tun und Lassen nicht verantwortlich gemacht werden könne. In der Tat kam dieser erste "Beinah=Käufer" ins Irrenhaus. Die "guten Freunde" von Herrn Benz posaunten dies in alle Welt hinaus,und es hieß nun:Nur ein Narr kauft einen Benz-Wagen! --

Noch schwerer als mit dem Personenwagen hatte es Karl Benz mit dem Lastwagen. Er baute zunächst einen solchen und beförderte mit ihm einem Mannheimer Großhändler den Hafer vom Bahnhof zum Lagerhaus. Und der Erfolg? - "Laßt die verflixten Dummheiten!" brummte der Getreidehändler. "Ich will nix mit dem Wage gefahre hawe, die Kutscher kaafe mir sonscht kee Hawer mehr ab. - Schweren Herzens hat Benz auf diesen "durchschlagenden Erfolg" den ersten Lastkraftwagen Deutschlands wieder abgebaut.

Es ist nicht zu sagen, welche Riesenberge von Vorurteilen u. gegnerischen Zeitmeinungen Karl Benz zu überwinden hatte. Nur in einem Punkte waren die lieben Deutschen tüchtig, nämlich im Erfinden von Spottnamen. Für Benz aber, der zeitlebens sein Vaterland lieb hatte, ist es immer eine Lebenserfahrung schmerzlichster Bitterkeit geblieben, daß sein technisches Kind in der deutschen Heimat nur verständnislose Ablehnung erlitten hat. --
Anders die Franzosen:
Ein Pariser hatte mit dem ortsfesten Zweitakt-Motor von Benz

gute Erfahrungen gemacht; dies veranlaßte ihn, auch mit dem neuen Benz-Wagen einen Versuch anzustellen, und er kaufte im Jahre 1887 zuerst einen, dann mehrere, schließlich viele. Ein Wagen um den andern wanderte nach Paris.

"Und nun stürzten sich die Franzosen auf den deutschen Gedanken wie die Bienen auf aufblühende Blumen, holten den Nektar heraus, machten Honig daraus und verkauften ihn an die ganze Welt, nicht zuletzt auch an Deutschland."

Ungezählte Millionen gingen aus Deutschland weg Jahr für Jahr für Kraftwagen nach Frankreich; Paris beherrschte lange Zeit den Automobilmarkt. Durch einseitige Fremdtümelei u.durch die schwerfällige Zurückhaltung der deutschen Geldleute gingen unserem Vaterlande unschätzbare Werte unwiederbringlich verloren.

Es ist eben leider nur zu wahr, was eine Zeitschrift über "Große Männer und ihre Bewertung" einmal behauptet hat:

"Mit welchen Vorurteilen, welchem Spott und welch bitteren Anfeindungen hatten im Anfang ein Benz, ein Daimler, ein Graf Zeppelin zu kämpfen! Wie wenig wurden sie von der Öffentlichkeit, von den Geldleuten unterstützt, und wie viele Jahre stand auch der Staat mißtrauisch und zögernd beiseite und überließ alle diese Entwicklungen lediglich der persönlichen Tatkraft!"

Erst um die Jahrhundertwende wurde es anders: Da sahen die schwerfälligen Deutschen die Erfolge des Auslandes. Nun schenkten auch sie ihre Aufmerksamkeit der neuen Industrie. Millionen deutschen Geldes wurden jetzt dem Kraftwagen im Glauben an seine Zukunft zur Verfügung gestellt. Und schließlich setzte jene gewaltige Aufwärtsentwicklung ein, die in beispiellos raschem Aufschwung den Kraftwagenbau zum hervorragendsten Zweige unserer gesamten Maschinenindustrie werden ließ.

Diepold

"Man hat mit Recht gesagt, daß ein Volk nicht sowohl durch seine großen Männer charakterisiert werde,als durch die Art, wie es dieselben erkenne und ehre."

Friedrich Nietzsche

"Deutschland,Deutschland! Du darfst dich deiner großen Söhne nicht rühmen, denn du tatest nichts für sie.Nur der eigenen Kraft, dem eigenen Mut der Einzelnen,nicht deiner Fürsorge hast du es beizumessen, wenn andere Völker dich um deine großen Geister beneiden."

Robert Schumann

Erich L U D E N D O R F F

Der am 9.April 1865 geborene Erich Ludendorff war der Retter unseres Volkes im 1.Weltkrieg. Ein zeitgenössischer Historiker sagt über ihn:

> "Er ragte einsam aus der Reihe der deutschen Heerführer.
> "Er war über sie emporgehoben in eine Aufgabe von gigan-
> "tischem Ausmaß, in einen Ruhm von tausendjährigem Klang
> "und in ein Leid von übermenschlichen Maßen."

Die Flut von Entstellungen, Lügen und Verleumdungen, die seit einem Menschenalter über Ludendorff und sein Haus von Feinden und Denkfaulen ausgegossen wird, kann den Wahrheitsgehalt dieser Worte nicht mindern. Sie vermag auch nicht, an den Freiheit- und Kulturkämpfer Erich Ludendorff heranzukommen.

Er steht in seinem Wollen, Denken und Handeln, in seiner Furchtlosigkeit, seinem kämpferischen Mut, dem unbeirrbar Folgerichtigen seines Wesens, seinem sittlichen Verantwortungsbewußtsein wie dem unabdingbaren Streben nach Wahrheit und Erkenntnis turmhoch darüber:

Vergleichbar wohl nur einem gewaltigen erratischen Block,der[1] von einem unerforschlichen Schicksal hineingeschleudert wurde in eine dem Untergang verfallene Epoche. --

[1])=Findling,Felsblock aus der Eiszeit

Allein, nicht dieser Ludendorff soll in diesen knappen Zeilen beleuchtet werden, der fertige, unerreichbare, sondern der werdende, der,der sich erst ankündigt.

Sein Vater, Wilhelm Ludendorff, war Gutsbesitzer in Westpreußen, wenn ihn auch seine innersten Neigungen zum militärischen Beruf gezogen haben. Er war mehr Soldat als Landwirt und hat als Reserveoffizier die Feldzüge 1866 und 1870/71 mitgemacht.

Im Blick auf den Feldherrn denkt man an den Satz Nietzsches: "Was im Vater schwieg, das kommt im Sohn zum Reden,und oft fand ich den Sohn als des Vaters entblößtes Geheimnis."

Was in Wilhelm Ludendorff "schwieg", weil es schweigen mußte auf Grund besonderer Umstände, kam in seinem großen Sohn zum "Reden". Und dieses Soldatentum wurde ersichtlich in einem Umfang, der weit über alles "Militärische" hinausging, während eines langen Lebens, bis zum Augenblick des Todes...

Der Feldherr entstammte einer glücklichen Ehe. Sie war getragen von rastloser Arbeit beider Gatten, erfüllt von tiefer innerer Verbundenheit Wilhelm Ludendorffs mit seiner Frau Henny von Tempelhoff und führte zu einem festen Band der Liebe zwischen den Eltern und ihren Kindern. Erich Ludendorff hat dies vielfach in seinen "Kriegserinnerungen" , in "Mein militärischer Werdegang" durchblicken lassen. Als er als kleines Kerlchen Kadett wurde, litt er sehr unter der Trennung von zuhause. Schon mit 17 Jahren Offizier, versäumte er nie, die Eltern in Berlin so lange wie nur möglich zu besuchen.

Infolge einer unseligen Agrarpolitik, die die mittlere Landwirtschaft zugunsten einer einseitigen Industrialisierung zerschlug, vermochte sich der Vater als Landwirt nicht mehr zu halten. Trotz angestrengtester Arbeit beider Ehegatten ging das Vermögen der Familie, wie schon damals in so vielen anderen Fällen, verloren. Mit unerschütterlicher Energie begann jedoch der Vater, in Berlin als Vertreter einer Hagelversicherungsgesellschaft eine neue Existenz aufzubauen.

Das ist heute nicht leicht und war es ehedem auch nicht,zumal

nicht für Menschen der gehobenen sozialen Schicht! Nicht immer hat es bei Ludendorffs gereicht; oft hat die Sorge um den Alltag, den Unterhalt der Familie und die Ausbildung der Kinder, alles andere überschattet.

Frau Ludendorff unterstützte ihren Mann in seinem harten Lebenskampf, wo sie nur konnte. So nähte sie Jahre hindurch um die Weihnachtszeit Puppenkleidchen für Berliner Spielwarengeschäfte, bis tief in die Nacht, bis die müden Augen den Dienst versagten.

Dazu möge man auch bedenken, was die wirtschaftliche Lage der Eltern im kaiserlichen Deutschland für den Leutnant Ludendorff bedeutete! Er konnte keinen Zuschuß von zuhause beziehen, war in Wesel und darnach beim Seebataillon angewiesen auf seine nur klägliche Besoldung und die Königszulage von monatlich 20,oo Mark - und hat davon noch seine Eltern unterstützt!

Freilich, der Leutnant Ludendorff war eisern sparsam; er vermied jede noch so harmlose Ausgabe, er rauchte und trank nicht, er gönnte sich kein Vergnügen, blieb jeder kostspieligen Gesellschaft fern und war trotzdem ein "guter Kamerad".

Er tat Dienst von früh bis abends und a r b e i t e t e an sich, arbeitete an der Erweiterung seines militärischen Fachwissens. Er schuf sich auch auf anderen Gebieten ein geistiges Blickfeld, das weit über das seiner Altersgenossen hinausgeragt ist.

Rein äußerlich gesehen, war der Lohn dafür die Tatsache, daß er - noch nicht 30 Jahre alt - Hauptmann im Großen Generalstab wurde: etwas ganz Ungewöhnliches in der kaiserlichen Armee.

Der Leutnant Ludendorff wußte von Anbeginn, es würden ihm in seiner Laufbahn keine gesellschaftlichen Beziehungen und kein Vermögen helfen, um die Unebenheiten des soldatischen Daseins zu glätten. Es würde ein entbehrungsreicher, dornenvoller Weg nach oben sein. Er würde niemals ein Günstling seiner Zeit werden, nie bei seinem ausgeprägten Charakter auf einflußreiche Förderer rechnen dürfen.

Das Vorbild so vieler Großer der Geschichte mag ihm Kraft u. Ausdauer gegeben haben. Vielleicht auch kannte er den tiefen Sinn des Nietzsche-Wortes:"Was mich nicht umbringt, macht mich stärker!"

Nun - er ging seinen Weg, den Weg nach oben, über die Aufmarsch-Abteilung des Großen Generalstabes, über Lüttich und Tannenberg bis an die Spitze des deutschen Heeres.

Allerdings war es, als er endlich in der höchsten Not des Jahres 1916 dorthin berufen wurde, z u s p ä t , als daß der Sieg noch an die deutschen Fahnen hätte geheftet werden können.

Max Kemmerich

E I N S A M E W Ü R D E

Immer hat vor dem Adel der Seele
Die Kleinheit der Vielen voll lastender Scheu sich gebeugt.
So mußten denn leblang die Pfade der Großen
Nahe dem Himmel auf einsamem Grat sich vollenden,
Und nach dem Tode erst wurde dem Edlen die Liebe zuteil,
Die er im Leben gar oftmals so schmerzlich entbehrte.
Weil die Nähe der Würde den Unvollkommenen zeigt,
Wie endlos weit noch der eigene Weg zur Vollendung.

Erich Limpach

E i f e r s u c h t
auf unsere überragenden Großen

(gehört zwar nicht zur geistigen Beschränktheit,sondern ist ein häßlicher Charakterfehler, möge sich aber trotzdem an den vorhergehenden Abschnitt anschließen.)

Der Adler und der Rabe

Es kamen einmal alle Geschlechter der Vögel zusammen, gemeinsam einen neuen König zu küren; denn ihr bisheriger König war gestorben. Und sie waren bereits unter sich einig, den Aar zum König zu wählen.

Schon sollte die Wahl erfolgen und bestätigt werden; da sah die Versammlung von weitem den Raben geflogen kommen, der sich verspätet hatte.

Und da sprachen einige der Versammelten:"Es ist gut, daß der Rabe auch kommt, auf daß wir seinen Rat ebenfalls vernehmen." Als der Rabe sich niederließ, sprachen sie zu ihm:"Es ist gut, daß du kommst, dein Stimmrecht auszuüben, wie jeder von uns befugt ist; gern hören wir deine Meinung, doch sind die meisten Stimmen für den Adler als unseren künftigen König."

Darauf antwortete der Rabe:"Wenn über die Wahl bereits entschieden ist, so bleibe ich in der Minderheit und bin von vorneherein überstimmt; aber dennoch gebe ich mein Nein zu diesem eurem Beschluß.

Und selbst, wenn es keine edleren Geschlechter unter uns Vögeln mehr gäbe, keine Königsgeier, Edelfalken, Reiher und Schwäne, sondern nur Tauben, Spatzen, Nachteulen und Rohrdommeln und dergleichen, so würde ich dennoch nicht für den Adler als unser gemeinschaftliches Oberhaupt stimmen.

"Denn er ist von bösen Sitten beherrscht; seine Farbe ist ein unentschiedenes,geflecktes und getigertes Braun; seine Zunge trägt er verkehrt im Schnabel. Schöne Reden zu halten, wie wir weisen Raben, vermag er gar nicht, und doch kommt so unendlich viel darauf an, daß ein Herrscher auch gut zu sprechen und Reden zu halten wisse. Der Adler ist ein halber Tor; in seinem ganzen Wesen und Gebaren ist kein Adel, nicht das, was wir noble Haltung nennen. Vernunft besitzt er gar nicht; desto mehr aber Grimm und Grausamkeit, jähen Zorn und gnadenlose,unbarmherzige Tyrannei. Sein ganzes Geschlecht ist von jeher übel berühmt,hat stets auf Schlimmes gesonnen und ist arglistigen,tückischen Herzens auf anderer Schaden bedacht gewesen; es ist so voller Bosheit, daß ich es gar nicht auszusprechen vermag.

"Darum sage ich euch: Wählt keinen Adler zu unserem König; suchet euch einen anderen, wenn er auch minder klug und scharfsichtig ist!

Edle Einfalt der Gemütsart ist besser als behende,allüberlistende Klugheit. Denn mag ein König immerhin etwas beschränkten Verstandes sein, wenn er nur weise Minister hat und fromme Räte, so wird sein Reich wohl bestehen.

"Darum wählt euch einen verständigen König, der auf verständigen Rat achtet und nicht selbstherrisch immer oben hinaus will,

wie der Adler!

"Es ist auch ganz gegen des gesamten Vogelreiches Satzung, daß alle ein gemeinsames Oberhaupt haben.

Mögen die Adler einen Adler zum König wählen, - dagegen läßt sich nichts sagen, - die Geier ihren Geierkönig, und die Zaunhüpferlinge ihren Zaunkönig, jedes Volk seinen eigenen; dafür sind die Geschlechter unterschieden.

Was soll, um nur ein Beispiel euch zu sagen, dem schwachen, furchtsamen Taubengeschlecht ein grimmiger Adler zum König? Er wird erbarmungslos seine Krallen in ihrem Blute baden und sie gierig auffressen. Wahrlich, welches Geschlecht sich einen anderen Gebieter erwählt und dem falschen Fremdling vertraut, dem geschieht billig Vernichtung und Untergang. -

Der Adler ist unter den Vögeln gerade das, was der Wolf unter den vierfüßigen Tieren.

"Ich bleibe dabei und wiederhole es euch dringend und warnend, ja, warnend: Wählt nimmer den Adler zum König!"

Mit erhobener Stimme endete der gewandte Volksredner seinen Vortrag, und was war die Folge?

Kein Vogel wollte nun den Adler zum König haben: es wurde nichts aus der ganzen Königswahl, die Rednergabe des Raben feierte einen glänzenden Sieg. Und wenig fehlte, so hätte man ihn selbst als König ausgerufen.

Ludwig Bechstein

Wenn einer sich erdreistet
Und mehr als andre leistet,
Dann ist er unbequem.
Wem es beliebt hingegen,
Mit Maßen sich zu regen,
Der ist der Welt genehm.

Erich Limpach

(Aus "Wirbelnde Welt,
Eine heitere Philosophie in Versen"
Verlag Hohe Warte, Pähl/Oberbayern)

Armins Ende

Es ist das ewig-unvergängliche Verdienst Sigfried-Armins, unsere Heimat von der römischen Fremdherrschaft befreit zu haben. Diese seine weltgeschichtliche Leistung haben sogar die römischen Geschichteschreiber in sachlicher Weise anerkannt, indem sie ihm den Ehrennamen "Befreier Germaniens" beilegten.

Bei unseren Ahnen dagegen hielt das Verständnis für die Notwendigkeit des Zusammenstehens nur so lange an, als die harte Faust der Römer auf ihnen lastete. Kaum war der gewaltige Sieg errungen, da wagten sich wieder alle die häßlichen und niedrigen Rasseschwächen unseres Blutes hervor. -

Der weitschauende Sigfried-Armin war nicht damit zufrieden, das rechtsrheinische Germanien erlöst zu haben. Es wohnten ja auch links des Stromes germanische Stämme, die geknechtet waren.

Armin wollte den Sieg ausnützen und auch diesen die Freiheit bringen. Er hatte sogar den weitfliegenden Plan, die Gallier (im heutigen Frankreich) ,die einige Jahrzehnte vorher unterjocht worden waren, zum heiligen Kampf gegen den gemeinsamen Feind aufzufordern. In der Tat rechneten die Römer mit dieser Gefahr: Doch die Uneinigkeit der Germanen kam ihnen zugute.

Eine volle Einmütigkeit hatte bei ihnen ja nicht einmal im Jahre 9 geherrscht: Schon damals war der Cheruskerfürst Segest auf Seite der Römer gestanden und hatte dem Varus die Pläne Armins verraten und ihn vor diesem gewarnt. Und nun war es kleinliche Eifersucht auf den überragenden Helden, der den Einfluß anderer zurückdrängte. Manche wollten alles besser wissen u.forderten in eigenbrötlerischer Rechthaberei, daß ~~, daß~~ man gerade ihre Pläne übernehmen solle. Oder sie sagten in politischer Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit:"Was gehen uns die linksrheinischen Germanen an?" Diese Eintagsfliegen konnten nicht erkennen, daß Rom diese Niederlage von Teutoburg eines Tages rächen müsse; sie waren unfähig, diese drohende Gefahr rechtzeitig zu bekämpfen. Andere wurden voller Mißtrauen gegen den erfolgreichen Armin. So konnte weitgehend diesem entgegengearbeitet werden, manche von den Alten standen gegen den Jungen, und so verhinderte die germanische Uneinigkeit, das Grund-und Erbübel unseres Blutes, eine weitere Ausnützung des Teutoburger Sieges. Die Römer konnten aufatmen; die Germanen mußten einige Jahre später dafür büßen. --

So war nun Friede geworden, die Befreier der Heimat kehrten zurück, und Armin gewann die Liebe einer heldenhaften Jungfrau namens Thusnelda. Zwar war sie die Tochter jenes verräterischen Segest. Doch sie wie auch ihr Bruder Segimund waren dem Vater durchaus unähnlich.Und Thusnelda war stolz, die Gemahlin des gefeierten Helden zu werden.

Doch Segest änderte sich nicht. Wie er seinerzeit gegen Armin gewesen war, so blieb er auch der Feind des Schwiegersohnes. Es kam zu offenen Feindseligkeiten zwischen beiden, in deren Verlauf Armin den Segest belagerte. Die Kinder Thusnelda und Segimund aber waren gegen den eigenen Vater.

In diesen Jahren unternahm ein gewisser römischer Heerführer mehrere Rachezüge gegen Westdeutschland und befreite den belagerten Segest.

Dieser aber steigerte sich so sehr in den Haß gegen das eigene Blut hinein, daß er einen Überfall auf Armins Hof machte,während dieser gegen die Römer kämpfte: er raubte Thusnelda und lieferte sein eigen Fleisch und Blut an die Todfeinde aus! So nahm er furchtbare Rache an Armin; dann flüchtete er zu den Römern nach Gallien.

Als Armin vom Feldzuge heimkehrte und von dem fürchterlichen Verrat an Blut und Rasse erfuhr, da raffte er sich sofort auf zur Tat: Vielleicht gelang es ihm, die Gattin aus den Händen der Römer zu befreien? Und so lieferte er ihnen wieder eine Schlacht, brachte ihnen auch schwere Verluste bei. Ja,nach seinem Plan wäre auch dieser Römergeneral,wie seinerzeit Varus, umzingelt worden. Aber da trat gegen ihn ein Onkel auf,die Germanen wurden wieder einmal uneins, die Römer gerettet, Thusnelda aber nicht befreit. Tiefer Schmerz zerriß Armins Seele. Schlimmer hätte man ihn nicht treffen können. Wie sehr hatte er sich auf das Kind gefreut,das

ihm Thusnelda schenken würde! Ein Heldenkind würde es, den Heldensinn von Vater und Mutter würde es weitertragen ! Nun wird es in der Gefangenschaft geboren. Furchtbarer und schmerzlicher konnte der Römertriumph über ihn gar nicht sein. --

Da war es ihm eine kleine Genugtuung, den Feinden wieder zwei schwere Niederlagen beizubringen; der Römergeneral wurde zum Rückzug gezwungen.
Da rief diesen der Kaiser in Rom zurück; der Römer räumte Westgermanien. —

Man hatte sich in der Germanenpolitik umgestellt:
Die Römer hatten nun die Waffenstärke der Germanen zur Genüge kennen gelernt; gegen diesen Heldengeist und Todesmut konnten die aus Afrikanern,Asiaten und Südeuropäern bestehenden Legionen nicht aufkommen.
Sie hatten aber auch durch ihre Kundschafter und Spione die tödliche Schwäche dieser blonden Nordmänner erfahren und wußten nun, wie man sie richtig treffen könne.

Zunächst wurden die eigenen Kämpfe gegen die Germanen abgeschlossen. Für die Volksmassen fälschte man die erlittenen Mißerfolge zu glänzenden Waffentaten um. Jenem General verlieh man den Ehrennamen "Germanenbesieger"(Germanicus) und veranstaltete einen herrlichen Triumphzug in Rom: Da wurden Beutestücke aus unserer Heimat zur Schau getragen,und vor den Legionen gingen germanische Gefangene. Unter diesen befand sich nicht nur Segimund, nicht nur Thusnelda, sondern auch ihr und Armins Kind,das nun-mehr dreijährige Söhnchen. Unter den Zuschauern aber saß,so meldet die römische Geschichteschreibung, ihr Vater"Segest,hochgeehrt von den Römern, und sah mit an, wie die, welche ihm die Teuersten waren, den Triumphzug schmückten." —

Und nun setzte die neue Germanenpolitik ein, und diese war, vom römischen Standpunkt aus beurteilt, klug, richtig und erfolgreich:
Man führte nicht mehr die verlustreichen Kämpfe gegen Armin. "Mit Waffen sind die Germanen unbesiegbar; überlassen wir sie ihrer eigenen Zwietracht!" Rom brauchte nur Uneinigkeit und Bruderzwist bei unseren Ahnen zu nähren. "Germanen gegen Germanen!" Das war nunmehr römische Losung. -

Im heutigen Böhmen wohnte damals das mächtige Volk der Markomannen unter König Marbod. Dieser ließ sich gegen den"Befreier Germaniens" aufwiegeln und nahm - an Stelle der Römer! - den Kampf gegen Armin auf. Es kam zwischen beiden zur Schlacht in der Gegend des heutigen Leipzig; sie fiel unentschieden aus. Marbod suchte dann in törichtem Vertrauen zu den Feinden Hilfe bei den Römern; diese aber waren nicht so ungeschickt, sich in diese Führungskämpfe einzumischen. Sie förderten vielmehr den Streit und hetzten weiter:

Sie stifteten Unruhe auch bei den Cheruskern, mit dem Erfolg, daß Armin von seinen eigenen Verwandten bezichtet wurde, er strebe ehrsüchtig nach der Königswürde. Und auf Anstiften der eigenenen Verwandten, durch die Heimtücke der eigenen Sippe wurde der große Mann im Jahre 19 (oder 21?) feige ermordet

wie Siegfried, der strahlende Held.

So verzehrte gegenseitige Eifersucht, innerer Zwist und Bruderkrieg die Kräfte der Germanen; damit waren sie ungefährlich

den Römern geworden.

Vier lange Jahrhunderte brachten es diese fertig, die ihnen von der germanischen Heldenkraft drohende Gefahr erfolgreich zu bannen, indem sie klugerweise die Schwächen der Germanen ausnützten. Unsere Ahnen aber waren unfähig, die römische Politik zu durchschauen und ihr sachlich- richtig entgegenzuhandeln.

Diepold

"Ihr seid immer dieselben geblieben. Schon die Sweben[1] verloren eine Schlacht, weil sie ihre Führer aus Ärger, daß sie auf Pferden saßen und somit dem Schwertkampf weniger ausgesetzt waren, von ihren Pferden herunterholten und sich dadurch derjenigen beraubten, die den Überblick über die Schlacht hatten."

1) altgermanischer Stamm

So geißelte im Jahre 1927 ein französischer Generalstabsoffizier schlechte Charaktereigenschaften der Deutschen.

Und der Feldherr Ludendorff sagt über die Beschränktheit deutschen Denkens:

"Es ist das Unselige des Deutschen, daß er sich so gar nicht in die Gedankenwelt anderer hinein versetzen kann. Doch hätte gerade er dazu so reiche Veranlassung."

Und an anderer Stelle nochmals:

"Es ist unselige deutsche Unfähigkeit, sich in die Welt des Gegners, aus der heraus er den Kampf führt, hineindenken zu können, um so zu einem richtigen Voraussehen gegnerischen Handelns zu kommen."

—+—

A r g l o s i g k e i t und gutgläubige Vertrauensseligkeit

Der Igel und der Maulwurf

Als der Igel spürte, daß der Winter sich nahte, bat er den Maulwurf, ihm ein Plätzchen in seiner Höhle einzuräumen, damit er hier gegen die Kälte geschützt sei.

Der Maulwurf war es zufrieden; doch kaum hatte der Igel Ein-

laß erhalten, so machte er es sich bequem, spreitete sich aus und sein Wirt stach sich alle Augenblicke, bald hier bald dort, an des neuen Gastes Stacheln.

Jetzt erst erkannte der arme Maulwurf seine Übereilung, schwur hoch und teuer, daß ihm dies unerträglich sei, und bat den Igel, wieder hinauszugehen, weil seine kleine Wohnung unmöglich sie beide fassen könne.

Aber der Igel lachte und sprach: "Wem es hier nicht gefällt, der weiche! Ich für meine Person bin wohl zufrieden und bleibe."

August Gottlieb Meißner

Der Fuchs und der Bär

(eine Fabel nach dem Französischen)

Eines schönen Tages traf der Fuchs den Bären und sprach zu ihm: "Brummbär, du hast mir deine Freundschaft zugesichert; ich will dir dafür etwas Gutes antun: ich führe dich zu einer Stelle, wo du reichlich süßen Honig finden wirst."

Der Bär folgte dem Rotrock. Sie kamen in den Wald. Der Fuchs blieb vor einer gefällten Eiche stehen. Die Holzarbeiter hatten Keile in den Baumstamm getrieben, um ihn zu spalten.

"Schau," sagte der Fuchs, "in diesem Spalt bauten die Bienen ein Nest. Laßt uns gemeinsam von dem süßen Honig naschen, der sich in dem Spalt befindet! Du mußt deine Schnauze recht tief hineinstecken, damit du viel von dem guten Honig erlangen kannst."

Der Bär, gierig nach der leckeren Speise, steckte Kopf und Vordertatzen tief hinein in den Spalt der Eiche.

Da zog der tükische Fuchs schnell die beiden Keile heraus, und der arme Bär war mit Schnauze und Pfoten erbärmlich eingeklemmt.

Der Fuchs aber lachte boshaft und rief: "Du dachtest wohl, daß du den ganzen Honig für dich allein haben könntest! Nennst du das Freundschaft? Nun sieh, wie du wieder herauskommst!"

Und er machte sich eilig aus dem Staube, denn er hörte die Holzarbeiter kommen. Den armen Meister Petz aber überließ er seinem Schicksal.

Lotte Huwe

Niemand neigt so zur Vertrauensseligkeit,
wie gerade die nordische Rasse.

Erich Ludendorff

Der fremde Herr

Herr Lampe aus dem uralten Geschlechte derer "von Has" lebte mit seiner Sippe zurückgezogen auf dem Lande. Diese bestand aus seiner Frau und sechs Kindern. Eines Abends saßen alle wie gewöhnlich beisammen, um ihr Nachtmahl zu verzehren, als welches ihnen ein schöner, runder Kohlkopf diente. Vater legte eben den Kleinen saftige Blätter vor, als es an der Türe pochte. Man öff-

nete, und es trat ein Fremder unter vielen Verbeugungen und Begrüßungen herein:

"Verzeih'n Sie, daß ich noch so spät
In Ihren Kreis eintrete!
Wenn ich mich nicht verirret hätt',
Gewiß ich es nicht täte.
Ich komm' von langen Reisen
Hier ganz ermüdet an,
Möcht' gern hier etwas speisen,
Weil ich nicht weiter kann."

Nach dieser Einleitung bemerkte der fremde Herr, daß er ein reisender Gelehrter sei und noch zur nächsten Stadt gewollt, aber daß ihn die Nacht überfallen habe.

Herr von Lampe, der ein seelenguter Mann war, sagte nun einige Höflichkeiten entgegen, bot ihm Platz an und forderte ihn auf, mit seiner einfachen Hausmannskost vorlieb zu nehmen. Der Unbekannte setzte sich in den Sippenkreis und biß einige Blätter vom Kohlkopf ab; die schienen ihm aber gar nicht sonderlich zu behagen, denn er schnitt dabei ein saures Gesicht.
Er hatte einen langen roten Frack an, der hinten in eine Art Schwanz ausging; den Kleinen "von Has" machte es nun ein ganz besonderes Vergnügen, an diesem zu zupfen, obschon der alte Lampe es ihnen durch Seitenblicke und Fingerdrohen als unschicklich verwehrte.

"O lassen Sie doch den lieben Kleinen ihre Freude, mit meinem Röcklein zu spielen," sagte der fremde Herr. - "Aber bitte," widersprach Herr Lampe, "ich weiß sehr wohl, was sich schickt, wenn ich auch nur ein einfacher Landedelmann bin! - Geht zu Bett, Kinder; es ist schon hohe Zeit, Mutter soll euch schlafen legen. Wenn es dem verehrten Gaste gefällig ist, wollen wir beide noch ein Stündchen verplaudern."

"Mir höchst angenehm!" versicherte der Unbekannte und rückte seinen Stuhl an den Tisch. Frau von Has und die Kleinen wünschten eine angenehme gute Nacht und empfahlen sich. -
In dem Gespräche, das Herr Lampe mit dem Fremden führte, entwickelte dieser eine ungeheure Gelehrsamkeit, erzählte von den großen Reisen, die er in der Welt gemacht, und flößte Herrn von Has eine gewaltige Hochachtung ein. Voll Bewunderung drückte er dem Gaste die Hand, an der er allerdings ziemlich lange Nägel bemerkte, und hierauf gingen beide zur Ruhe. Vorher aber wurde sorgfältig das Licht ausgelöscht.

Mit dem ersten Sonnenstrahl war die Sippe auf den Beinen, u. der fremde Gelehrte veranstaltete mit den kleinen Häslein einen Morgenspaziergang; denn diese hatte er durch sein einnehmendes Wesen ganz für sich gewonnen. Man schlenderte durch die Felder; dabei liefen die Jungen vergnügt hin und her und bemerkten nicht, daß der Fremde einer Feldmaus, die vor ihrem Loche saß, den Kopf abbiß und das Tierlein mit viel Behagen zum Frühstück verzehrte. Nach einiger Zeit rief er die Kleinen zu sich heran und sagte: "Wir wollen nun ein wenig ausruhen, liebe Kinder; setzt euch zu mir ins Gras, ich will euch eine schöne Geschichte erzählen." Kaum aber waren die jungen "von Has" herbeigelaufen, so packte der gelehrte Herr einen nach dem anderen, schlug sie ins Genick und bald lagen alle tot um ihn herum. Das war doch schändlich! Den Kleinsten fraß er gleich auf, den anderen sog er das Blut

aus.

Ihr werdet schon längst erraten haben, daß die ganze Geschichte nichts ist als eine Fabel, wie der schlaue Fuchs die Hasen betört hat, und daß sie nichts anderes besagen will als:

Traut nicht den nächsten besten
Von unbekannten Gästen!
Sie machen's wie das Füchslein oft
Und fressen euch ganz unverhofft.

Franz Graf von Pocci

Deutsche Gutgläubigkeit ist unfähig,
arglistigen Kampf zu verstehen.

Die Deutschen werden noch an ihrer Sorglosigkeit
und Leichtgläubigkeit zugrunde gehen.

Sie horchen auf Worte,
statt Taten allein sprechen zu lassen.

Erich Ludendorff

Der Hase und der Vogel

Ein Vogel hatte die Gewohnheit, wenn er sein Nest verließ, das in einer Felsenkluft sich befand, oft sehr lange wegzubleiben, sodaß die anderen Tiere manches Mal glaubten, er sei in der Fremde verunglückt oder gestorben oder gefangen, oder er habe sich anderswo häuslich niedergelassen.

Da geschah es, daß ein Hase jene Felskluft und in ihr das weiche warme Vogelnest fand und sich hineinbettete.

Aber eines Tages entstand ein Gezänk: Der Vogel war wieder da, saß außen vor dem Felsloch und kreischte. "Das ist mein Nest! Packe dich gleich heraus!"

Drinnen aber saß der Hase und rief:"Ich bin im Besitze dieser Wohnung, und das schon eine geraume Zeit. Da könnte ein jeder kommen, dem sie gefiele, und könnte sagen:'Zieh aus!'" -

"Du bist ein ehrvergessener,schlechter Hase!" schrie der Vogel. "Ein Räuber bist du! Das Nest ist mein, und du wirst es räumen!" -

"Nein - ich werde es nicht räumen!" erwiderte der Hase. "Schimpfe und schwätze du, soviel du willst! Glaubst du aber, eine gerechte Sache zu haben, so verklage mich! Vor dem Richter will ich dir Rede stehen, hier aber nicht." Hierauf verwahrte der Hase seine Tür und zog sich in das Innere der Felskluft zurück.

Eine Zeit darauf kam der Vogel wieder und sagte zum Hasen: "Ich weiß einen frommen, redlichen Alten, der soll Recht sprechen zwischen dir und mir. Folge mir zu ihm!" -

"Wer ist es? Wie heißt er?" fragte der Hase. -

"Ich habe ihn noch nicht gesprochen," antwortete der Vogel. "Er lebt noch nicht lange in dieser Gegend; er ist ein frommer Einsiedler, welcher den ganzen Tag fastet und betet und voll

ehrbaren Wesens sich zeigt. Er soll früher ein Maushund gewesen sein, hat aber längst die Katzennatur abgetan und alle Üppigkeit der Welt, wie allen schnöden Mäusefraß. Er vergießt kein Blut, nährt sich von Wurzeln, Gras und Kräutern; sein Getränk ist nur klares Wasser. Er wird ganz gewiß gerecht über uns Urteil sprechen."

"Eine Katze? Ein alter Maushund?" fragte mißtrauisch der Hase. "Dem traue ich nicht sonderlich. Das Sprichwort sagt: Die Katze läßt das Mausen nicht."

Aber der Vogel hörte nicht auf, in den Hasen zu dringen, bis dieser mit ihm ging. --

Die Katze, eigentlich ein großer wilder Kater, saß vor ihrer Wohnung und sonnte sich, dehnte sich behaglich aus, beleckte sich die Pfoten und strich sich den Bart.

Plötzlich, wie sie den Vogel und den Hasen kommen sah, huschte sie in ihr Gemach. Und als die beiden Gefährten zu ihr eintraten, fanden sie dieselbe, in ein härenes Büßergewand gehüllt, in betender Stellung auf den Knieen liegen.

Da gewann auch der Hase Zutrauen und freute sich, einen so heiligen Mann kennen zu lernen; und nun entschuldigten beide um die Wette die Störung in der Andacht und baten, ihrem Anliegen ein geneigtes Ohr zu leihen.

"Liebe Freunde!" sprach der Maushund mit leiser und heiserer Stimme, indem er die Augen frömmelnd verdrehte, "ich bin alt, meine Augen sind trübe und dunkel, um mein Gehör stehet es sehr übel. Gehet nahe herzu und redet recht laut, daß ich ja alles richtig vernehme!"

Nun erzählten Vogel und Hase, wie sie miteinander ob des Nestes in Streit und Hader gekommen seien und sich dahin geeinigt hätten, sich seinem unparteiischen Urteilsspruch zu unterwerfen.

Als sie beiderseits schwiegen, sprach der wilde Maushund wieder ganz heiser: "Hab euch wohl verstanden, liebe Kinder, wohl verstanden. Ich will euch gut beraten und euch weisen die Wege der Gerechtigkeit. O, daß mich der Himmel erleuchte, ein rechtes und richtiges Urteil in dieser eurer so überaus wichtigen Sache zu fällen und in diesem schwierigen Falle die Wahrheit zu finden! Denn besser ist es, eine Sache geht verloren durch die Beleuchtung mit der Fackel der Wahrheit, als daß sie durch Lug und Trug und Unwahrheit gewonnen werde. - Ach, ach! Was haben wir denn hienieden? Keine bleibende Stätte! Gönnte doch darum ein jeglicher seinem Nächsten das Gute! Tretet getrost näher, liebe Kinder, und ruhet euch aus, derweil ich im Gebet um Erleuchtung in eurer Sache flehe!"

Hase und Vogel vertrauten diesen heuchlerischen Worten des falschen, heimtückischen wilden Katers. --

Die Tiere in der Nachbarschaft hörten dann nur noch, wie die Katze die Türe zuwarf und wie der Vogel drinnen jämmerlich schrie.

Das ungetreue Tier hatte Vogel und Hasen erwürgt, es verspeiste beide.

Und dann bezog es jene verlassene Wohnung, welche besser gelegen und eingerichtet war als seine armselige.

Ludwig Bechstein

Der Deutsche ist selbst ehrlich: also muß es die Umwelt auch sein. Diese Blindheit aus innerer Größe ist allen germanischen Völkern und ihren Führern ungezählte Male zum Verderben geworden.

Die Volkserhaltung verlangt aber, daß wir Blick und Urteilskraft schärfen und unbestechlich werden. Unsere Gutmütigkeit darf nicht ein Werkzeug unseres Verderbens werden.

Gustav G. Engelkes

Hans im Glück,

die bekannte Märchengestalt, der treue und fleißige Diener seines Herrn, aber ungeeignet fürs Leben, weil er in seiner Naivetät auf jeden plumpen Schwindel hereinfällt, ist die gleiche Figur wie

der deutsche Michel,

der blonde Bauernbursche in kurzer Hose und mit roter Weste, der Zipfelmütze über den Ohren und der Tabakspfeife im Munde. So geht er durch die Witzblätter der ganzen Welt, die sich lustig macht über den gutmütigen, aber unbeholfenen, etwas vertrottelten, dummen Michel, der alles, auch das Albernste glaubt, was man ihm vorsetzt in der Zeitung, der Typ des auf dem Kindesstadium zurückgebliebenen Menschen.

Er wird übrigens schon im Jahre 1541 erwähnt, nämlich in der zweibändigen Sprichwörtersammlung, die Sebastian Franck herausgegeben hat; da sagt dieser über ihn: "Er ist ein recht dummer Jahn, der Deutsche Michel".

Der Reiseleiter

Im Winter 1953/54 erhielt Herbert Kumpfmüller, Fachmann des Gartenbauwesens in Graz, zu seiner großen Überraschung einen Brief aus Beirut im Staate Libanon. Das Schreiben war von seinem früheren Oberschullehrer, der nach dem vorderen Orient ausgewandert war und nun wieder Fühlung mit der Heimat aufnehmen wollte.

Herbert Kumpfmüller beantwortete die Zuschrift, und so spann sich ein reger Briefwechsel an, welcher immer herzlicher wurde. Eines Tages stellte ihm der frühere Lehrer die Frage, ob er nicht auch nach dem Libanon kommen wolle; er könnte bei einer französischen Firma eine gut bezahlte Stellung finden, der Anfangsgehalt betrage, umgerechnet, 600 DM. Wenn ihm das Angebot zusage, brauche er nur nach Innsbruck fahren: dort werde er abgeholt und träfe drei deutsche Ingenieure, die auch nach Beirut zu dem gleichen Unternehmen kämen.

Ohne weitere Erkundigungen über die Verhältnisse im vorderen Orient, über fragliche Firma und über die Kaufkraft des Geldes dort einzuziehen, kündigte Kumpfmüller seine Stellung, verkaufte

Hab und Gut und nahm die angebotene Stellung an; seinem früheren Lehrer aber schrieb er einen herzlichen Dankesbrief für seine gütige Fürsorge. Dann fuhr er nach Innsbruck.

Dort holte ihn am Bahnhof ein Vertrauen erweckender, alter Herr ab, begrüßte ihn im Namen der Beiruter Firma und brachte ihn in einem guten Hotel unter. Dort lernte er auch die deutschen Ingenieure kennen. So nebenbei erwähnte der Reiseleiter, daß von dem Unternehmen die Einstellungsverträge noch nicht angekommen seien. So gingen die vier, um das schöne Innsbruck anzusehen.

Zurückgekehrt in das Gasthaus, hörten sie von dem alten Herrn, sie könnten nun abfahren, die Verträge seien da, und nun bestiegen sie, von ihm betreut, den Zug nach Genua. Als sie den Brenner hinter sich hatten und der Zug auf der ersten italienischen Grenzstation hielt, zog der Franzose wie beiläufig die Verträge aus der Tasche: "Bitte, unterschreiben Sie, meine Herren!" Die Verträge waren in Französisch abgefaßt.

Die vier stutzten, denn sie verstanden diese Sprache nicht. Doch der Reiseleiter verstand es, mit der Miene eines Biedermannes ihnen glaubhaft zu machen, daß ein französisches Unternehmen selbstverständlich nur französische Verträge vorlege. Sie könnten sich aber unbedingt darauf verlassen, es sei alles in voller Ordnung. Schon zog Herbert Kumpfmüller seinen Füllhalter, um seinen Namen unter das verpflichtende Dokument zu setzen, und überflog die Zeilen mit dem unbekannten und doch so wichtigen Inhalt; da fielen ihm zufällig zwei Worte auf: "Legion Etrangère". Nun wußte er Bescheid: Er hatte eine Verpflichtungsurkunde für die Fremdenlegion in der Hand!

Er bat einen der Deutschen, mit ihm hinauszugehen aus dem Abteil; draußen klärte er ihn auf. Und sie verständigten die österreichischen Zollbeamten, die noch im Zuge waren. Diese riefen italienische Karabinieri heran, und die verhafteten den würdigen alten Herrn, der in Wirklichkeit ein ganz gerissener Werber für die Fremdenlegion war und mit dem Oberschullehrer in Beirut zusammenarbeitete.

So waren die vier jungen Männer zwar der Fremdenlegion entronnen, aber ihre Stellung in der Heimat waren sie los!

Diepold

Mutter und Sohn

Vor einem Frankfurter Lichtspieltheater stand eine Dame mit einem jungen Mann. Sie hielt drei Kinokarten in der Hand und schien auf einen Dritten zu warten, der aber nicht kam. Ihre Blicke gingen suchend nach allen Seiten; beide schüttelten den Kopf, schauten enttäuscht auf die Uhr und machten einen unwilligen Eindruck.

Plötzlich fragte die Dame einen jungen Burschen, der sich gerade die Kinobilder ansah, ob er nicht das Stück umsonst ansehen wolle. Sie seien von einem Bekannten sozusagen "versetzt" worden, und nun habe sie eine Karte übrig.

Freudestrahlend nahm der junge Bursche die Karte an. Er hätte ohnehin nicht ins Kino gehen können, dazu sei er zu sparsam. Und so betrat er mit den beiden das Lichtspieltheater. -

Sie nahmen Fritz, so hieß der junge Mann, freundschaftlich in

die Mitte und lachten aus vollem Herzen über das Stück. Nach der Vorstellung luden sie ihn noch zu einem Glas Wein ein. Und für den nächsten Tag verabredeten sie sich vor dem Frankfurter Tiergarten.

Die Dame löste am Schalter selbstverständlich die Eintrittskarte für Fritz mit: Er schien schon wie zur Familie zu gehören. Auf einer Bank plauderten sie über die Zukunft, über gute Verdienstmöglichkeiten.
"Mein Sohn geht jetzt zur Fremdenlegion," sagte die Dame."Diese paar Jahre können einem jungen Manne , der fest im Leben stehen soll, nur gut tun. Nach fünf Jahren kommt er als vermögender Mann wieder zurück, hat die Welt gesehen und hat ein Urteil über Menschen und Dinge."

Fritz wurde nachdenklich. Er dachte an die alte Schreinerwerkstätte, an den geizigen Meister, der ihn oft bis in die späten Nachtstunden arbeiten ließ.

Inzwischen nahm die Dame einen Brief aus ihrer Tasche. Er war von ihrem älteren Sohne. In dem schilderte er das Leben in der Fremdenlegion in bunten Farben:
Ein Abenteuer jage das andere, so hieß es darin. Prächtige Verpflegung; patente Vorgesetzte, und - eine Kameradschaft, die sonst kaum zu finden sei. Sein Bruder solle nur bald nachkommen!

Es falle ihr gewiß nicht leicht, meinte die Dame nachdenklich, gleich beide Söhne herzugeben. Aber auch sie sei jung gewesen u. habe das Leben kennen gelernt; und so könne sie unmöglich ihren Söhnen bedeutende Erlebnisse vorenthalten.
Die Zeit vergehe so schnell- und was habe man dann vom Leben gehabt? --

Der Sohn bot Fritz die Hand:"Komm mit, wir beide werden gute Kameraden!"
"Meinen Segen habt ihr!" sagte die Dame.
Am dritten Tag befanden sich die beiden schon im Lager.

Am vierten Tag sah Fritz plötzlich seinen Freund nicht mehr:

Zwei deutsche Agenten, in der Rolle von Mutter und Sohn,hatten einen jungen Deutschen an eine fremde Macht verkauft, gegen 100 Mark Provision.

Nach einer
Zeitung

Der hochherzige Gönner

Vor dem Arbeitsamt Nürnberg stand ein unauffällig gekleideter Herr und verteilte inmitten von ein paar jungen Leuten Zigaretten.

Er schien ein menschenfreundlicher Herr zu sein. Schließlich lud er einen von ihnen, den seine Freunde Karl nannten, zum Essen ein.
Karl war in Not. Der Fremde war gütig zu ihm. Er bestellte ein richtiges Mittagessen, dann noch eine Nachspeise und anschließend Kaffee mit Prinzregententorte. Nach der Mahlzeit gingen die beiden noch in eine andere Gaststätte.
So etwas ist Karl noch nie in seinem Leben vorgekommen. Das

Glück steht an jeder Straßenecke, man muß es nur fassen können! denkt er.

Man unterhält sich über das Vergangene, gräbt Kriegserinnerungen aus und schimpft auf die Regierung.

Der Fremde zeigt am Leben Karls reges Interesse und läßt durchblicken, daß er ihn vielleicht aus seiner Notlage befreien könne. Aber er sei leider nicht mehr lange in Deutschland. Neue, schöne Aufgaben erwarteten ihn.

Karl wird plötzlich neugierig. Was er denn für einen Beruf habe, meinte er.

Da zeigt ihm der Mann eine Photographie. Palmengärten, subtropische Pflanzen sind darauf zu sehen: wie im Film. Und an einer Palme steht, mit einer Zigarette in der Hand, er, sein Gönner. Er trägt die Uniform eines Fremdenlegionärs.

Das, was man in Deutschland über die große französische Legion sage, sei glatter Unsinn. Erlogene Geschichten, die nur den einen Zweck verfolgten, ganze, richtige Kerle von einer schöneren Welt, von einem interessanteren Leben fernzuhalten.

Nur ganz selten kämen die Legionäre in den Einsatz - und wenn - dann stünde ihnen nach vier Wochen ein zweimonatiger Erholungsurlaub zu. Und das Geld ginge niemals aus!

Die Franzosen geizten nicht mit Beförderungen. Er müsse das ja selbst am besten wissen. Für ihn komme kein anderer Beruf mehr in Frage.

Karl, den die Not auf Schritt und Tritt verfolgte, erkundigte sich nach den Einstellungsmöglichkeiten.

Zum Glück habe er gerade noch einen Aufnahmeschein in der Tasche, meinte der Fremde.

Karl unterschrieb.

Am nächsten Tag ging es in die französische Zone.

Nach vierzehn Tagen erhielt eine deutsche Mutter einen Gruß aus Marseille. "Sei mir nicht böse, liebe Mutter," stand auf der Karte geschrieben, "ich konnte die Not nicht mehr ertragen."

.....

Aber dann bekam Karl einen Ausspruch eines französischen Generals zu lesen:

"Ihr seid Legionäre, <u>um zu sterben</u>.
Und ich schicke euch dorthin, <u>wo man stirbt</u>!"

Diesen Anschlag fand Karl in allen Unterkünften der Legion...

Nach einer Zeitung

<u>G e g e n s t ü c k :</u>

Cyrk stampfte den Takt dazu.

Friesische Erzählung aus dem Jahre 1460

<u>Cyrk von Friedeburg</u> hatte sich mit dem Oldenburger Grafen gegen das aufstrebende Geschlecht der Cirksenas verbündet. Aber die beiden Waffenbrüder trauten sich gegenseitig keineswegs.

Cyrk war sich darüber klar, daß <u>Graf Gerhard von Oldenburg</u> im Grunde genau so erpicht auf den Besitz der wichtigen Friede-

burg war wie Graf Ulrich von Cirksena. Für Cyrk galt es, die beiden Mächtigen an seiner Grenze möglichst gegeneinander auszuspielen, um so selbst Eigentum und Einfluß zu behaupten. -

Vor einigen Tagen erst war Cyrk mit dem Oldenburger auf der Friesischen Wehde zusammengetroffen, um dort einige Grenzberichtigungen zu besprechen. Diese Verhandlungen waren überaus freundlich und durchaus zum Vorteile Cyrks verlaufen, der über so viel Entgegenkommen nicht wenig erstaunt war, wenn er es auch mit einem Verbündeten zu tun hatte.

Am Ende dieser für Cyrk so erfreulichen Besprechung nun hatte sich Graf Gerhard leutselig erboten, Cyrk auf der Friedeburg einen Besuch abzustatten.

Graf Gerhard war nun mal ein höflicher Mann, der wußte, was sich gehörte. Cyrk wußte es natürlich auch. Er lud den Grafen ein, seinen Besuch auch wahr zu machen, obwohl Graf Gerhard sich, genau betrachtet, eigentlich selbst eingeladen hatte; aber das hatte wohl weiter nichts zu bedeuten. Jedenfalls verabschiedeten sich die beiden Männer recht herzlich und schüttelten sich kameradschaftlich die Hände, wie sich das unter,einander treu ergebenen Verbündeten gehört. --

Schon nach wenigen Tagen schmetterten Hörner vor der Friedeburg und kündeten den verabredeten Besuch des Grafen an. Es dauerte ein kleines Weilchen, ehe das Tor der Friedeburg sich öffnete, dessen Herr auf einen solchen Besucherandrang wohl nicht ganz gefaßt gewesen sein mochte. Jedenfalls zögerte der treue Burgwart noch, als sein Herr schon den Befehl zur Toröffnung gegeben hatte.

"Ich zähle mindestens vierzig Mann im Gefolge des Grafen,Herr. Wie wär's, wenn Euer hoher Gast nur mit seinen Offizieren auf die Burg käme und wir den übrigen doch lieber eine Tonne Bier draußen vor den Wällen spendierten?"

"Nur keine Sorge!" lachte Cyrk belustigt. "Graf Gerhard ist ja mein guter Freund und treuer Verbündeter. Er ist ein mächtiger Graf und kann sich ein großes Gefolge leisten. Wir werden uns nicht lumpen lassen und alle unsere Gäste gut bewirten. Das wird sich schon lohnen. Bei Gelegenheit werden wir in doppelter Stärke einen Gegenbesuch machen und alles wieder abessen und zurücksaufen, was heute verzehrt wird. Dann wird von mir vorher drei Tage lang keine Verpflegung ausgegeben, verstehst du?"

Noch einmal kratzte sich der Burgwart nachdenklich den Kopf; dann kreischten die Riegel zurück, um den Oldenburgern das Tor zu öffnen, die mit donnernden Hufen über die Brücke sprengten u. im Burghof absaßen.

Stattliche Kerle hat der Graf in seinem Gefolge, dachte der Burgwart, und bis an die Zähne bewaffnet sind sie auch!-Das war auch wohl nötig in diesen unruhigen Zeiten und auf den nirgends vor Überfall sicheren Straßen, selbst wenn man zum Besuch ausritt. --

Die Oldenburger fühlten sich auf der Friedeburg anscheinend gleich zu Hause, und einige von ihnen gingen sofort ein bißchen auf dem Burgwall spazieren, der nur äußerst schwach besetzt war. Sie wollten sich nach dem langen Ritt wohl eben die Füße vertreten. Die Burg war nur friedensmäßig verwahrt und schien zur Zeit eine sehr schwache Besatzung zu haben. Schließlich kostete es

auch viel unnützes Geld, Kriegsknechte zu besolden, die dafür die meiste Z..eit ihres Dienstes untätig auf den Wällen herumstanden, sich auf ihre Spieße lehnten und in Ermangelung eines abzuwehrenden Feindes ein Loch in die Luft glotzten. Wofür hatte man denn einen starken Nachbarn wie den Grafen Gerhard zum Freunde?

Die schwer gepanzerten Oldenburger Gäste gingen klirrend in der Burg einher und grienten freundschaftlich wie rechte Verbündete. Die Offiziere aber begaben sich mit ihrem immer zuvorkommenden Gastgeber Cyrk in den Rittersaal, wo der Herr der Friedeburg gehörig auftischen ließ. Die Mahlzeit artete bald zu einem Gelage aus.

Hin und wieder sah Graf Gerhard aus dem Fenster nach draußen, wo sich ein Teil seiner Leute auf den Wall verteilt hatte. Immer dort natürlich nur, wo man die schönste Aussicht über die ganze Gegend hatte. Diese Ausspannung war den Leuten schon zu gönnen.-

Graf Gerhard wurde immer ausgelassener. Er und seine Offiziere erhoben die Humpen und stießen mit Cyrk und seinen wenigen Leuten auf das gemeinsame Bündnis an. Hin und wieder kam einer der Männer des Grafen von draußen herein und flüsterte seinem Herrn schnell etwas ins Ohr; aber Graf Gerhard wollte wohl nichts von dienstlichen Dingen wissen in dieser so überaus fröhlichen Stunde.

Jetzt knallte er den Humpen auf den Tisch und begann laut ein plattdeutsches Lied zu singen. Er verschluckte sich wohl dabei, jedenfalls sang er dreimal nacheinander den Anfang:"Ruse, Muse, malk seh tho sinen Huse!" Es klang fast wie ein verabredetes Signal, und das war es auch. Jedenfalls zogen die fröhlichen Gäste plötzlich blank; und von draußen her konnte man hören, daß versucht wurde, die Posten auf dem Wall zu überwältigen.Den Burgwart aber hörte man lang und erbittert fluchen und die Arglosigkeit des Burgherrn verwünschen.

"Sing doch weiter, Graf Gerhard!" schrie Cyrk und stampfte mit sporenradklirrendem Stiefel den Takt zu dem netten, plattdeutschen Liede, das Graf Gerhard dreimal nacheinander angestimmt hatte. So gewaltig stampfte ihn Cyrk, daß die Dielen nur so dröhnten und davon sogar plötzlich im Hintergrund des kleinen Saales eine verborgene, von keinem der Gäste vorher bemerkte Tür aufflog, die bisher ein prächtiger Gobelin verdeckt hatte.

Und durch diese Tür rauschte plötzlich ein Strom geharnischter Männer herein, die sich rasch hinter Cyrk stellten und ihren Kameraden in der Burg und auf den Wällen zu Hilfe eilten. Es waren nicht weniger als siebzig gut gepanzerte Männer, die der schlaue Fuchs von Cyrk vor der Ankunft seines lieben Gastes vorsichtshalber in der Burg versteckt hatte; denn schließlich soll man das Schicksal nicht gerade herausfordern.

Graf Gerhard war vor Schreck und Überraschung abwechselnd rot und bleich geworden. Er stieß als Erster das Schwert in die Scheide zurück und forderte seine Leute auf, das ebenfalls zu tun, zumal die Übermacht der Leute Cyrks recht offenkundig war.

"Ich habe mich Euch gegenüber zu entschuldigen," versuchte Graf Gerhard den Biedermann herauszukehren. "Ich hoffe, daß Ihr den Übermut und den Spaß meiner Leute nicht allzu ernst genommen habt. Sollte dies aber doch der Fall sein, so bitte ich in aller

Form um Verzeihung für solch,die Freundschaft trübendes Verhalten."

"Ich muß schon sagen, daß Ihr merkwürdige Gepflogenheiten habt, Eure Gastgeber zum Dank freudig zu überraschen," erwiderte Cyrk mit beißender Ironie. "Ihr seht aber jetzt, daß Ihr wenigstens keine Schlafmützen zu Verbündeten habt. Das mag Euch zur Warnung oder zur Beruhigung dienen. Ihr könnt es auslegen, wie Ihr wollt."

"Wenn Ihr mir wirklich verzeihen wolltet, dann möchte ich es so auslegen, Cyrk von Friedeburg, daß ich in Euch einen wachsamen Helfer,Freund und Verbündeten haben kann, sofern Ihr das Vertrauen zu mir zurückgewinnen könntet."

Cyrk schwieg einen Augenblick und überlegte die Antwort in diesem schwierigen Falle. Dann erklärte er, daß er Graf Gerhards üblen Anschlag verzeihen und als nicht geschehen betrachten wolle.

Die Männer reichten sich zur Versöhnung die Hand; aber das Gelage wurde nur aus Höflichkeit noch eine kurze Weile fortgesetzt: den Gästen war wohl der Appetit vergangen. Graf Gerhard verspürte durchaus keine Lust mehr zum Singen, während Cyrks Männer heute Freibier erhielten und noch bis tief in die Nacht hinein sangen und den Takt dazu in die Dielen stampften:"Ruse, Muse, malk se tho sinen Huse!"

Gustav G. Engelkes

Trau! Schau, wem!

Fuchs und Igel

Ganz unverhofft an einem Hügel
sind sich begegnet Fuchs und Igel.

"Halt!" rief der Fuchs, "du Bösewicht,
kennst du des Königs Ordre nicht?
Ist nicht der Friede längst verkündigt,
und weißt du nicht, daß jeder sündigt,
der immer noch gerüstet geht?
Im Namen seiner Majestät,
geh her und übergib dein Fell!"

Der Igel sprach:"Nur nicht so schnell!
Laß dir erst deine Zähne brechen!
Dann wollen wir uns weiter sprechen."

Und alsogleich macht er sich rund,
schließt seinen dichten Stachelbund
und trotzt getrost der ganzen Welt:
bewaffnet, doch als Friedensheld.

Wilhelm Busch

—+—

In sonderbarem Gegensatz zu dem blinden Vertrauen,
das naiverweise Fremden geschenkt wird,
steht das unberechtigte:

M i ß t r a u e n gegen den B l u t s b r u d e r

Erst die Kanonen, dann die Hochzeit

Erzählung aus dem Jahre 1538.

Graf Enno wollte sich endgültig mit seinem alten, endlich bezwungenen Gegner, dem Junker Balthasar von Esens, versöhnen, dem er nach Beendigung der Fehde das Geschütz abgenommen hatte.

Das war ein bitterer Verlust für den Junker, den er nicht verschmerzen konnte und der noch schlechter zu vergessen war als die erniedrigende Abbitte, die er hatte leisten müssen. -

Heute nun erwartete Balthasar auf seiner Burg den Besuch der Gräfin Anna, die ihm nah verwandt war und deren Klugheit u.Redegewandtheit man überall im Lande loben hörte.

Als sie im Burghof abstieg, half der Junker ihr dienstbeflissen aus dem Sattel und führte sie in ein geräumiges Gemach seiner Burg, von dessen Fenstern aus sich ein Blick über seine herrlichen Liegenschaften lohnte. -

Als sie sich dann in den reichgeschmückten Sesseln gegenübersaßen, übernahm die kluge Frau sofort die Führung des Gespräches, so daß Junker Balthasar trotz heftigen Räusperns vorläufig den Redefluß nicht unterbrechen und selbst zu Wort kommen konnte....

"Eine bessere Lösung, als die endgültige Versöhnung und Verbindung mit dem ostfriesischen Regierhause scheint mir nicht vorhanden zu sein, Balthasar. Oder bist du anderer Meinung?"
Nach dieser Frage machte die Gräfin Anna doch eine Pause, um die Antwort ihres Gesprächpartners abzuwarten. --

"Natürlich ist ein dauerhafter Friede sehr anzuraten," versetzte der alte Haudegen, dessen bisheriges Leben die Fehde gewesen war. Es gelang ihm sogar, bei diesen Worten ein kreuzbraves Gesicht zu machen, was wiederum Gräfin Anna heimlich belustigte.

"Ein dauerhafter Friede zwischen dem Grafen Enno und dir scheint mir aber nur dann gewährleistet, Balthasar, wenn eine dauernde Verbindung, die den beiderseitigen Interessen dient, die Fehde für alle Zeiten überflüssig und vergessen macht." -

"Was nennt denn Graf Enno vorteilhaft?" fragte Balthasar zwischen zusammengekniffenen Lippen lauernd. "Sicherlich möchte Graf Enno zum Beispiel gerne, daß der Besitz Esens später einmal wieder an das ostfriesische Grafenhaus falle. Das wäre gewiß ein Vorteil für Enno, wenn ich den eigenen im Augenblick auch noch nicht zu erblicken vermag. Oder worin dürfte dieser bestehen, wenn mir dies zu fragen erlaubt ist?"

"Sicher ist dir diese Frage erlaubt, Balthasar. Und nun komme ich eigentlich erst dazu, dir den wahren und letzten Grund meines heutigen Besuches darzulegen."

Der Junker sah die Gräfin erwartungsvoll an.

"Ich will dich glücklich machen, Balthasar. Ich komme nämlich gleichzeitig auch als Brautwerber."

"Als was?" tat Junker Balthasar überrascht.

"Nun, wie würde dir, lieber Balthasar, zum Beispiel Armgard, Graf Ennos Schwester, als Braut und spätere Ehefrau gefallen? Der Graf jedenfalls würde eine solche Verbindung seiner Schwester gerne sehen."

Das kann ich mir denken, sann Balthasar bei sich; aber er war keineswegs so unhöflich, dies auszusprechen. Er stand auf und wanderte einige Male im Zimmer auf und ab, ehe er vor dem Stuhl seines Gastes stehen blieb.

"Die Absicht des Grafen Enno ehrt mich sehr," sagte er langsam; "indessen, tja, es kommt mir ganz überraschend. Ich kann es kaum glauben."

"Du hättest also nichts gegen eine Verbindung mit Armgard?"

"Keineswegs, Armgard hat mich nie gekränkt. - Allerdings, eins wäre noch dabei."

"Nun, sag es getrost! Wenn das grundsätzliche Einverständnis vorhanden ist, muß doch eine Einigung zu erzielen sein."

Gräfin Anna triumphierte. Sie glaubte, ganz nahe vor einem großen Erfolg ihrer Klugheit zu stehen, der außerdem noch ihren fraulichen Interessen entgegen kam.

Wie dumm doch die Männer im Grunde genommen waren! Stark zwar, aber täppisch wie ein Bär.

Dieser Bär mußte nur einen goldenen Ring durch die Nase haben: dann konnte man ihn führen, wohin man wollte; vorausgesetzt,daß Armgard hier die Bärenführerin machte und den Widerspenstigen am Leitseil der Ehe hinter sich herzog. --

"Gegen eine Hochzeit mit Armgard habe ich durchaus nichts einzuwenden, Gräfin Anna," versetzte Balthasar nach einer kleinen Überlegung mit treuherzigem Augenaufschlag. "Nur hätte ich gerne die bescheidene Bitte dabei ausgesprochen, daß uns dann meine eigenen Kanonen, die Graf Edzard in Gewahrsam nahm, den Salut zu diesem unseren Freuden- und Ehrentage donnern."

Gräfin Anna sah den Junker überrascht an. "Ihr möchtet die Hochzeit mit einer Bedingung verknüpfen?" verfiel sie plötzlich aus der verwandtschaftlichen Tonart in die förmliche.

"So ist es, Gräfin Anna," sagte der Junker. "Erst muß Graf Enno mir das Geschütz wieder herausgeben; dann steht dem Glück Armgards nichts mehr im Wege."

Die Gräfin überhörte klug und weltgewandt den verletzenden Spott. "Ich bin selbstverständlich bereit, dem Grafen Enno diese Bedingung vorzutragen und zweifle keinen Augenblick, daß er darauf eingehen wird. Einigen wir uns getrost schon jetzt auf einen Tag, an dem die Rückgabe Eurer Kanonen erfolgen soll."

"Nun, warum lange warten? Sagen wir: am siebten Juli."

"Ich glaube schon jetzt die Zustimmung der Grafen Enno und Edzard aussprechen zu können," meinte die kluge Unterhändlerin. Sie stand auf und reichte dem Junker die Hand. "Meinen Glückwunsch zu Armgard! Eine edlere Gefährtin hättet Ihr Euch nicht wählen können. Ihr seid heute sehr klug gewesen, lieber Balthasar. Alles, was an mir liegt, wird geschehen, um die endgültige

Versöhnung und immerwährende Verbindung zustande zu bringen." -

Hochbefriedigt reiste die Gräfin nach dieser Verhandlung ab und berichtete in Aurich über ihren erfolgreichen Verlauf. Die beiden Grafen rechneten sie der Gräfin als ein Meisterstück an.

Enno und Edzard verfügten nunmehr, daß die Kanonen Junker Balthasars nach Meerhusen geschafft wurden, wo ihre Übergabe an den ehemaligen Besitzer erfolgen sollte, nachdem dieser den Ehevertrag unterfertigt hätte.

Zur Krönung ihres diplomatischen Meisterstückes reiste Gräfin Anna nun am 7.Juli des Jahres 1538 abermals nach Esens, wo sie von Balthasar auf das freundschaftlichste empfangen und bewirtet wurde, wie sich das unter Verwandten gehört.

"Die Kanonen warten in Meerhusen, und die Braut in Aurich auf einen gewissen Junker Balthasar," lachte Gräfin Anna übermütig. "Unterfertigt nun die bindende Erklärung!" Sie drückte dem Junker mit schelmischer Aufforderung den Federkiel in die Hand. "Schreibt Euren Namen, und Braut und Geschütze sind Euer!"

"Dessen bin ich mir nicht durchaus sicher," meinte Balthasar plötzlich mit verschlossenem Gesicht. "Der Braut wohl schon,aber nicht der Wiedererlangung meiner kostbaren Stücke, deren Guß ein Vermögen gekostet hat. Ich will sie erst in Esens haben, ehe ich an alles glaube und mich endgültig für die Heirat mit Armgard erkläre."

Die Gräfin war betroffen und überrascht. Auf einen solchen Starrsinn war sie nicht gefaßt, wenn sie auch als Gräfin über lauter Ostfriesen gebot. "Ich will auch noch diese Bedingung den beiden Grafen vortragen und sie für Euch vertreten, Balthasar; aber diesmal, muß ich gestehen, bin ich mir ihrer Zustimmung durchaus nicht mehr sicher. Mit zuviel Mißtrauen weckt man selbst den Argwohn. Der Mensch muß auch vertrauen können."

Balthasar ließ sich indessen auf nichts ein, sodaß der Gräfin Anna nichts anderes übrig blieb, als mit dieser neuen Forderung wieder abzureisen.

Diese wurde denn auch seitens der beiden Grafen empört abgelehnt. Mit einem Schlage war das alte Mißtrauen gegen den Junker erneut wachgerufen worden. Die Kanonen rumpelten von Meerhusen wieder nach Aurich zurück, und Balthasar verzichtete darauf, zusammen mit Armgard, der Schwester seines ehemals so erbitterten Gegners, ein glückliches Paar zu werden, während Gräfin Anna gewisse Männer als dummschlau bezeichnete, die ihr eigenes Glück mit Füßen träten und für Diplomatie zu ungebildet seien.

Gustav G. Engelkes

Anno 1391: Ritter Okkos Ende

Folkmar Allena hatte durch einen Handstreich die Stadt Aurich überrumpelt, um endlich Ritter Okko schachmatt zu setzen, der ihm und anderen Häuptlingen viel zu mächtig und gefährlich wurde und die friesische Freiheit zu bedrohen schien.

Okko hatte sich auf seine Auricher Burg geflüchtet, die nun von Folkmar Allena und seinen Verbündeten, darunter vielen aus Schieringern bestehenden Hilfstruppen, belagert wurde. Die Schie-

ringer waren mit besonderem Haß gegen Herzog Albrecht von Bayern und darum auch gegen Okko erfüllt, da Albrecht, der zugleich Graf von Holland war, sie hart bedrängte. -

Von der Auricher Burg aus wurde ein Signal geblasen. Neben dem Trompeter erschien Ritter Okko und setzte sich einen Augenblick ungeschützt den Geschossen der Belagerer aus. Durch Zeichen machte er verständlich, daß er unterhandeln wolle.

Folkmar Allena hatte gerade die Burg umritten, um seinen Männern Anweisungen zu geben: da wurde er des winkenden Okko gewahr. Er befahl seinen Leuten, die Beschießung einen Augenblick einzustellen, und ritt näher an die Burg heran, aus der nun ebenfalls nicht mehr auf die Belagerer gefeuert wurde.

"Ich möchte mit Euch verhandeln," rief Ritter Okko durch die zum Schalltrichter geformten Hände.

"Wollt Ihr die Burg übergeben?"

"Ich möchte mit Euch selber sprechen und glaube, daß sich viele Mißverständnisse klären und strittige Dinge aus dem Weg räumen ließen, wenn wir beide einmal Mann zu Mann darüber sprechen würden."

Folkmar Allena überlegte. Wollte ihn Okko vielleicht in eine Falle locken? Wenn der etwa glaubte, ihn übertölpeln zu können, sollte der sich wundern. "Verlangt Ihr etwa, daß ich zu Euch auf die Burg komme, Okko ten Broek? Das will ich lieber unterlassen. Ihr wollt wohl billig zu einem wertvollen Geisel kommen?"

"Bei meinem ritterlichen Wort, es sollte Euch nichts geschehen!" beteuerte Okko; aber der Hinweis auf seine ritterliche Würde schien Folkmar nur aufzubringen.

"Ich bin auch bereit, mich mit Euch in einem Hause in Aurich zu treffen, sagen wir in der 'Schnappe'. Ihr müßtet mir natürlich freies Geleit zusagen, und die Waffen müßten so lange ruhen, bis ich auf meine Burg zurückgekehrt bin. Ihr seht, ich selbst bin Euch gegenüber ohne Argwohn."

Ein Plan durchzuckte blitzschnell Folkmar Allenas Kopf bei diesem Angebot: Wie wär's, wenn er den Spieß umdrehen würde? Aber dann verwarf er die in ihm aufgestiegenen schlimmen Gedanken wieder.

"Wenn Euch mein Wort als das eines Mannes und freien Friesen genügt, auch wenn es nicht ein ritterbürtiges Wort ist, dann möchte ich auf Euren Vorschlag eingehen, Okko ten Broek. Ich sichere Euch freies Geleit zu: von Eurer Burg bis zu dem von Euch benannten Hause und zurück. Die Waffen sollen schweigen, bis Ihr wieder auf Eurer Burg angelangt seid."

Okko hielt es für klug, den höhnischen Hinweis auf das ritterbürtige Wort zu überhören, und erklärte, daß er aus der Burg nach Aurich hinein gehen wolle, um sich mit Folkmar Allena in dem Hause, das unter dem Namen "Schnappe" bekannt war, zu einer Unterredung zu treffen. Er wollte versuchen, den Gegner von seinen lauteren Absichten zu überzeugen, und hoffte, daß eine gewandte Verhandlung zu einem Abkommen führen könnte, das ihm zumindest aus der gegenwärtigen Klemme heraushalf.

Bald darauf verließ Okko die Burg und begab sich furchtlos durch die Reihen der ihn anstarrenden Belagerer nach dem für die Unterredung bezeichneten Hause in Aurich. Mit nur mühsam unter-

drücktem Zorn sah er die Verheerungen, die der feindliche Überfall in dem schönen Flecken bereits angerichtet, an dessen Aufblühen ihm so sehr gelegen war; denn Aurich, das war seit seinem Umzug von der Oldeburg nach hier sein fester Entschluß, sollte der Residenzort all seiner weitläufigen Besitzungen werden, die ihn zu dem mächtigsten Manne in Ostfriesland gemacht hatten.

Nun schien es ja allerdings, wie wenn Folkmar Allena seine Pläne, die Friesen unter dem Hause ten Broek zu einigen, mit Erfolg durchkreuzen würde. Einen größeren Feind als sich selbst besaß der Friese offensichtlich nicht. Damit mußte jeder rechnen, der für sein Volk die besten und weitesten Pläne hatte.

Nach dem heutigen Gang durch den stark mitgenommenen Ort stand Ritter Okko nun seinem Gegner in der Stube eines Auricher Hauses gegenüber.

"Ich nehme an, daß Ihr gekommen seid, um von mir die Bedingungen für den Frieden zu erbitten," eröffnete Folkmar Allena nach einer kühlen Begrüßung des Feindes das Gespräch schroff.

"In dieser H.insicht muß ich Euch allerdings ein wenig enttäuschen," entgegnete Okko zurückhaltend, aber mit freundlicher Miene, obwohl der Zorn in ihm hochkochen wollte. "Ich bin gekommen, um mit Euch einmal ruhig und vernünftig von Mann zu Mann zu unterhandeln. Ich würde es natürlich sehr begrüßen, wenn das Ergebnis das Ende unserer Fehde bedeuten würde, unter welcher Volk und Heimat entsetzlich leiden."

"Dem friesischen Volke ist jedes Blutopfer wert, Okko ten Broek, wenn es dadurch die von den Vätern ererbte Freiheit behaupten kann."

"Ihr wollt damit sagen, Folkmar Allena, daß ich die friesische Freiheit angetastet habe oder antasten will?"

"Das muß man wohl annehmen, nachdem Ihr es mit fremden Herren haltet und Euch von einer auswärtigen Königin sogar zum Ritter habt schlagen lassen. Oder bestreitet Ihr etwa den Geheimvertrag mit dem Herzog Albrecht von Bayern, der sich zugleich Graf von Holland nennt und unsere Blutsbrüder bedrückt? Es ist uns bekannt, daß Ihr Friesland unter diese Fremdherrschaft beugen wollt, die unserer alten Freiheit gefährlich werden wird oder vielmehr schon gefährlich geworden ist."

"Erscheint es Euch nicht als ein Mißbrauch dieser Freiheit, Folkmar Allena, daß Friesland in endloser Fehde blutet und unsere Heimat nie befriedet wird, weil sie sich im fortwährenden Hader ständig selbst zerfleischt?"

"Gebt lieber Antwort auf die Frage, Herr Ritter Okko, ob Ihr die von Euch in Ostfriesland beherrschten Gebiete von Herzog Albrecht zu Lehen genommen habt oder nicht! Die Stadt Groningen fühlt sich durch diesen Euren Vertrag bedroht und verraten und schloß mit den westerlauwerschen Friesen ein Bündnis gegen das Machtstreben fremder Fürsten und Herren. In Wirklichkeit seid Ihr es, welcher der friesischen Freiheit und Einigkeit im Wege steht - nicht aber ich, der für die Freiheit des Volkes und seine uralten Rechte streitet."

"Diese gedenke ich auch nicht anzutasten," verwahrte sich Okko, gegen seinen eigenen Willen nun doch heftig werdend. "Ihr verdächtigt mich schlimmer Absichten, die ich in Wirklichkeit

nicht habe."

"Dann leugnet den Lehensvertrag, die Sklavenfessel, die Euch an den Herzogsthron von Bayern kettet!"

"Ich bin kein Sklave, sondern freier friesischer Häuptling wie Ihr, Folkmar Allena. Ihr seid recht unbedacht in der Wahl Eurer Worte. Ich bin gekommen, um einen Weg zu finden, mich mit einem so tapferen und klugen Manne, wie Ihr es seid, zum Wohle Frieslands auszusöhnen. Wenn wir beide uns einigen, wird das Land aufblühen, wie nie zuvor."

"Und Herzog Albrecht kann dann den Rahm abschöpfen!? Aber verlaßt Euch darauf, daraus wird nichts, so wahr ich Folkmar Allena heiße und mich nie in meinem Leben von einer südländischen gekrönten Vettel als wohlgelittener Liebhaber zum Ritter schlagen ließ,1) weil mir mein alter Name und mein Stand immer gut genug gewesen ist."

Ritter Okkos Hand fuhr wütend an den Schwertgriff. "Ihr vergeßt Euch; Ihr werdet schamlos, Folkmar Allena. Ihr seid bösen Willens. Mit Euch ist einfach in Güte nicht zu reden. In Wahrheit strebt Ihr nur selbst nach einer Macht, die Ihr mir mißgönnt. Und wenn Ihr es denn wißt, dann richtet Euch lieber darnach, daß ich mächtige Verbündete im Reiche habe, denen Ihr auf die Dauer nicht widerstehen werdet."

"Also, da haben wir's endlich! Nun kommt Ihr mit Eurer wahren Absicht heraus! Die friedliche Unterredung sollte nur dazu dienen, mir zu drohen. Schert Euch zum Kuckuck! Ich sehe die Verhandlung als beendet an. Beeilt Euch, daß Ihr wieder auf Eure Burg kommt, ehe das untere Sandglas hier an der Wand vollgelaufen ist! So lange mag das freie Geleit noch gelten. Nun lauft schon!"

Die streitenden Männer gingen voll Zorn auf die Straße und setzten dort den heftigen Wortwechsel fort. Um sie herum bildete sich ein Knäuel Bewaffneter, die es in der Hand juckte, die Gelegenheit zu mißbrauchen und endlich dazwischen zu hauen.

Schon war Ritter Okko auf der Straße nahe vor seiner Burg, da wurde aus dem Wortstreit, ehe man sich dessen versah, ein blutiges Handgemenge. "Verrat!" gellte es von der Auricher Burg her voll Wut und Empörung, und die Besatzung machte sich zu einem Ausfall fertig.

Da stieg plötzlich aus dem Knäuel der kämpfenden Männer auf der Straße ein wilder Todesschrei auf. Als sie auseinanderfuhren und der Blick frei wurde, lag zwischen ihnen ein toter, blutender Mann auf dem Boden: Ritter Okko war angesichts seiner Burg erschlagen worden.

Das von Folkmar Allena zugesicherte freie Geleit hatte mit einem Meuchelmord geendet.

Friesen erschlugen einen großen Friesen.

Okko ten Broek war tot. Aber lebendig geblieben war die ewige friesische Fehde, die nun bald von fremden Herren benutzt wurde, um zu versuchen, sich das Volk am Meer zu unterwerfen, das Volk, dessen große Sehnsucht nach Einigkeit, Frieden und Freiheit ein Jahrtausend lang unerfüllt geblieben ist.

Gustav G. Engelkes

1) Okko war von der Königin von Neapel ~~zum Ritter geschlagen~~ worden.

Mangelnder Weitblick

Ein Deutscher als Schöpfer der japanischen Wehrmacht

Es war vor 1870, da entwickelte eine deutsche Fabrik ein neues Modell des Infanteriegewehres.

Daß es sich bewährte, erfuhr man auch in Japan. Und so entschloß sich ein japanischer Fürst, bei jener Fabrik 3000 solcher sogenannter Zündnadelgewehre zu kaufen. Gleichzeitig erbat er von uns einen militärischen Lehrmeister; dieser sollte seine Leibgarde mit dem neuen Gewehr ausbilden.

Der preußische Jägerfeldwebel Köppen wurde ausersehen, diese Aufgabe zu übernehmen, und traf im Jahre 1869 mit den 3000 bestellten Gewehren in Osaka ein.

Zunächst wurden ihm 24 Samurais, also Angehörige von altem Kriegeradel, zur Ausbildung übergeben.

Dann wurden 500 Soldaten aus einem japanischen Truppenteil ausgewählt: auch diese sollte er mit dem neuen Gewehr vertraut machen.

Köppen ging aber über diesen engbegrenzten Auftrag hinaus. Er hatte ein eigenes soldatisches Denken: Er vertiefte sich so in die ihm gestellte Aufgabe, daß er sie in ganz anderer Weise löste, viel weiter gehend, als seine japanischen Auftraggeber es sich ursprünglich gedacht hatten.

Er teilte nämlich jene 500 Mann in Kompanien ein, formierte diese zu einem Bataillon und exerzierte mit ihnen wie auf einem preußischen Kasernenhof.

Und als nach einer gewissen Zeit die 24 Samurais von ihm genügend ausgebildet waren, stellte er diese in die Kompanien als Offiziere ein und übertrug ihnen die selbständige Führung des Bataillons.

Bald entstand ein zweites Bataillon und auch eine japanische Kriegsschule.

Köppen, der demnach ein schöpferisch begabter Mann war, arbeitete für die Japaner auch noch ein Gesetz über allgemeine Wehrpflicht aus und legte somit den Grundstein für die neuzeitliche Wehrmacht Japans, legte den Grundstein zu seiner Größe.

Jene deutsche Gewehrfabrik machte dabei ihr "Geschäft".

Aber 45 Jahre später nahmen uns die Japaner unsere Musterkolonie Tsingtau weg! --

Wir trauern nicht mehr um diese, sind auch den Japanern nicht böse. Heute sagen wir:Weil wir keine Kolonien mehr haben, haben wir auch keine Reibungsflächen mit der farbigen Menschheit,die immer wertvoller und wichtiger wird.

Indessen handelt es sich um mehr:

Der Fall Köppen ist nur ein kleines Beispiel dafür, daß wir Deutsche allzeit freigebig und großzügig den anderen Völkern unsere eigenen Errungenschaften geschenkt haben. "Internationale Zusammenarbeit von Wissenschaft und Forschung" war das betörende Schlagwort, das uns zu dieser Kurzsichtigkeit verleitete, ohne daß wir bedacht hätten, daß so manches Geschenk dann später zu

unserer eigenen Vernichtung verwendet werden konnte - wie wir dies heute erleben.

Ein Erfinder ist glückselig, wenn er verwirklichen kann, was ihm vorschwebt: Er denkt in der reinen Theorie.
Andere aber, die er einweiht, sinnen darüber nach, wie sie die großartigen Erfindungen auswerten können zur Vernichtung.-

Andere Völker sind vorsichtiger, verschlossener, sie hüten ihre Geheimnisse, weil sie frei sind von blinder Vertrauensseligkeit. Sie haben auch einen weiteren Blick für Möglichkeiten der Zukunft.

Diepold

Einführung der Goldwährung in Deutschland

Als man im deutsch-französischen Kriege (1870/71) allmählich an Friedensverhandlungen dachte, gab ein Bankier den in Währungsfragen unerfahrenen und ahnungslosen Deutschen den Rat, sie sollten von den Franzosen eine Kriegsentschädigung in barem Golde verlangen.
Und so geschah es. -

Im Nebelmond 1871 traten sodann im Deutschen Reichstag einige Reichstagsabgeordnete dafür ein, bei uns die Goldwährung einzuführen.
Dagegen kämpfte verzweifelt der Abgeordnete Dr. Mohl. Er sagte voraus:

Es werde ein gefährlicher Geldmangel eintreten, wenn unsere Währung, statt auf Silber, nunmehr auf Gold, das bei uns nicht gefördert wird, umgestellt werde.
Er gab den Reichstagsabgeordneten zu beherzigen, daß
1) alle Gläubiger zu Ungunsten der Schuldner gewinnen, also in ungerechter Weise Vorteil haben würden; daß
2) den Schuldnern ihre Schulden drückender würden und sie zu deren Rückzahlung viel mehr Waren liefern müßten, daß
3) die Goldwährung sich also in unsittlicher Weise auswirken werde. Ferner wies er darauf hin, daß
die Gold erzeugenden Staaten ja nur deswegen die Goldwährung in Europa einführen wollten, damit ihr Gold durch die vermehrte Nachfrage einen höheren Preis erziele.

Aber auch jene deutschen Reichstagsabgeordneten glaubten dem eigenen Blutsbruder nicht, sie ließen sich beschwätzen und führten bei uns die Goldwährung ein.
Den Deutschen aber sagte man: "Dadurch wird euch ja der Wert eures Geldes relativ am besten gesichert!"

In Wahrheit bedeutete die Goldwährung, daß der Preis des Goldes unverändert gehalten wurde: Das Kilo Gold mußte immer gleichbleibend 2784 Mark kosten. Das ist wichtig für Zahnärzte und Goldschmiede, aber nicht für die breiten Massen des Volkes, den Bauern, den Gewerbetreibenden, den Arbeitnehmer und Verbraucher. Es war aber wichtig für die Besitzer der Goldbergwerke (Minen), denen dadurch der Goldpreis gesichert wurde; und diese bestimmten mittels der Goldwährung den Preis für alle Waren und für die menschliche Arbeitsleistung.
Goldwährung bedeutete ferner: Aufrechthaltung der sog. Gold-

deckung. Die Reichsbank durfte nämlich nur dreimal so viel Banknoten ausgeben, als sie Gold in ihren feuer-und diebessicheren Kellern hatte. H_atte sie also z.B. eine Milliarde Gold, so konnten drei Milliarden "goldgedeckte" Banknoten der deutschen Wirtschaft zur Verfügung gestellt werden.

Aber jene "goldene Grundlage" unserer damaligen Währung war gar nicht beständig, sie "währte" nicht. Denn der Goldbestand der Reichsbank war einmal größer, einmal kleiner(durch Abfluß des Goldes ins Ausland nämlich). Wenn also z.B. eine Million Gold ins Ausland ging, so mußte die dreifache Geldmenge aus dem Verkehr gezogen werden. -

Das waren in Kürze die "Spielregeln" für die Goldwährung,und verspielt wurde dabei das Glück des deutschen Volkes. Und die Voraussagen des Dr. Mohl gingen grausam in Erfüllung.

Zunächst brachte uns die französische Kriegsentschädigung eine Goldinflation: Es war zu viel Geld im Lande!

Das brachte einerseits den wirtschaftlichen Aufschwung der sog. Gründerzeit der 70er Jahre, andererseits, als diese durch Zusammenbruch vieler schwindelhaften Kapitalgesellschaften abgelöst wurde, eine schwere Erschütterung unserer bisherigen Volkswirtschaft.

Durch diese wurde der wertvolle Mittelstand, welcher eine große Zahl selbständiger Betriebe, kleine und mittlere Kaufleute, kleine und mittlere Gewerbetreibende, die zugleich eine große Anzahl selbständig denkender Menschen und wertvoller Kulturträger umfaßte, schwer geschädigt und zum Teil vernichtet.

Die deutsche Wirtschaft geriet mehr und mehr in den Besitz der geldstarken Kreise. Diese förderten die wirtschaftliche Irrlehre, daß die Ausfuhr den wahren Reichtum eines Landes ausmache. Also wurde von einer ahnungslosen Regierung der Ausfuhrhandel und die für diesen arbeitenden Fabriken gefördert - auf Kosten der deut=schen Landwirtschaft, welche bodenständig und heimatverwurzelt ist.

Die hingebende Arbeit des Bauern und Gutsbesitzers lohnte nicht mehr. Die Unkosten waren größer als die Einnahmen. Trotz allen Fleißes war der äußere Gewinn versagt. Die Landwirtschaft ging darnieder. Viele Bauern und Gutsbesitzer verloren alles,was sie besaßen: sie wurden bodenlos gemacht und entwurzelt.

Sie strömten in die Städte und wurden Lohnarbeiter in den Fabriken: So entstand auch in Deutschland das sog. Proletariat,welches wieder dazu verwendet wurde, um den Deutschen Staat,die Bismarcksche Reichsgründung zu erschüttern.

Im deutschen Reichstag aber wurde gegen den Ansturm des schaffenden, betrogenen, verelendeten Volkes die Goldwährung erfolgreich verteidigt! Nicht umsonst hatten die kleinen,aber einflußreichen Kreise der Nutznießer der Goldwährung dafür gesorgt, daß käufliche Zeitungen und feile Universitätsprofessoren Irrlehren über Geldwesen und Geldverwaltung vertraten und verteidigten. --

Jene schweren Z_eiten einer listig und planmäßig herbeigeführten Not liegen zwar hinter uns,und die Goldwährung wird nicht mehr aufrecht erhalten. Trotzdem ist es wichtig, daß folgende einfache und leicht zu verstehende Grundsätze für richtige Geld- und Währungsverwaltung in das Bewußtsein unseres Volkes eingehen:

1) Geld muß rollen, wie das Blut in unserem Körper fließt und

alle Teile desselben versorgt, darf also nicht gehortet werden.

2) Es darf nicht zu viel sein: sonst gibt es Inflation mit ungenügender Entlohnung der Arbeit, Zerstörung und Entwertung aller Ersparnisse.

3) Es darf nicht zu wenig sein: sonst gibt es Deflation mit Wirtschaftstockung, Arbeitslosigkeit, Aufrüstung und Krieg.

4) Es muß unveränderte Kaufkraft behalten. Dann bleiben die Preise im allgemeinen durchschnittlich die gleichen: gut für alle Schaffenden und Sparenden, schlecht nur für die Schieber und Spekulanten.

—+—

Deutsche Gutgläubigkeit ist unfähig,
arglistigen Kampf zu verstehen.

Erich Ludendorff

Zumal wenn der Kampf gegen uns auf einen längeren Zeitraum verteilt und mit großer Geduld und Ausdauer geführt wird, dann überblicken die deutschen Eintagsfliegen die Zusammenhänge nicht und vergessen sehr schnell: So werden sie ein leichtes Opfer klügerer Gegner, welche auf lange Zeiträume planen.

—+—

B l i n d h e i t gegenüber künftigen Gefahren

Der Jungherr setzt sich durch.

Man zählte das Jahr 83. Im weltbeherrschenden Rom hatte Domitianus den Thron bestiegen. Er war ein kluger und harter Herr und gedachte das Germanenvolk der Chatten mit großer Heeresmacht zu überziehen, um die Rheingrenze und ihren zentralen Waffenplatz Mogontiacum(Mainz) zu sichern. Überraschend waren darum die Römer am Main entlang vorgerückt.

Aber der alte Chattenherzog Chariobalda, der seit 30 Jahren die Geschicke seines tapferen Volkes lenkte, glaubte nicht an einen ernsthaften Angriff und hatte nur die Gefolgschaften der Edelinge gegen die Eindringlinge ausreiten lassen. Auch war er des Glaubens, daß an den Bergfestungen, die die Taunushöhen bis zur Lahn hin krönten, jeder römische Angriff zerschellen würde.--

In einem wilden Reitergefecht, in dem chattische Gefolgschaften eine römische Erkundungs-Abteilung zusammengehauen hatten, war der feindliche Führer verwundet in die Hände der Chatten gefallen. Seine Dienstpapiere hatten den chattischen Gefolgschaftsführern den Kriegsplan der Römer enthüllt. Sie sahen jetzt ein, daß die kleinen Erkundungsgefechte am Rande des Niddatals keinen anderen Zweck hatten, als den römischen Vormarsch zu verschleiern. Die Niddalinie wurde für die Chatten sofort unhaltbar, wenn ihre westliche Flankendeckung, der Hofheimer Berg, in die Hände der Römer fiel. --

Der Edeling Bernulf sprang vom Wachtfeuer auf und schrie: "Verflucht! Wenn wir die Römer bei Hofheim nicht in den Main werfen können, dann müssen wir uns in die Taunuswälder hinein verkriechen und warten, bis uns die Römer dort herausholen." Z_ornglühend stand er vor den Kameraden, die ihn zu beschwichtigen suchten. Aber Bernulf fuhr auf:

"Herzog Chariobalda ist alt, glaubt sich hinter seinen Festungsmauern sicher, und den Jungherrn Chlodowald schilt er einen unüberlegten Hitzkopf. Auch ich war bisher seiner Meinung; aber ich sehe ein, daß Chlodowald recht hat: Wir hätten die Enge zwischen dem Hofheimer Berg und dem Main sicher verriegeln sollen. Geht der Hofheimer Berg verloren, dann fürchte ich für den Feldzug." Vergebens suchten die Kameraden ihn zu beruhigen. Aber Bernulf schrie seine Mannen heran:"Du, Wolfhalm, übernimmst die Führung der Gefolgschaft. Und merke dir: Die größte Gefahr lauert nicht hinter jenen Höhen," - er zeigte über das Niddatal hinweg nach Osten - ,"sondern sie droht von Westen,von Mainz her, am Hofheimer Berg vorbei. Rücken von dort her überlegene römische Kräfte an, dann zieht euch hinter den Urselbach zurück und haltet Verbindung mit den Vorbe_festigungen der Goldgrube hinter U_rsalla! Ich reite zu Herzog Chariobalda auf den Goldgrubenberg."

Eine halbe Stunde später stob der Edeling Bernulf durch die Zeilen der strohgedeckten Hütten des Dorfes Ursalla, des heutigen Oberursel. Der keuchende Gaul stutzte beim Eintauchen der Hufe in das flache Gewässer des Urselbaches. Er schnob in die Kühle, und der Reiter schrak auf. Er riß den Gaul hoch, und das Tier machte einen mächtigen Satz zum anderen Ufer hin. Im gleichen Augenblick erscholl vom Dorfe her Kinderrufen, dem von der Feldhöhe ein lauter Jauchzer antwortete. Über die nächste Bodenwelle her jagte ein Reiter, der seinen Speer über dem Kopf im Wirbel drehte. Wenige Augenblicke später hielt vor dem Edeling ein fröhlicher Junge, der ihm mit lachendem Gesicht erklärte:

"Die Buben von Ursalla sind meine Kundschaftergehilfen, sie melden jeden Ankommenden mit lautem Geschrei."

Seine grauen Augen strahlten Bernulf an, und mit übermütiger Kopfbewegung warf er seine hellen Haare über die Schulter zurück. Bernulf reichte ihm freundlich die Hand; aber der Junge sah in seinem Auge den tiefen Ernst, und sein Lachen wich einem erschreckten Aufblicken.

"Ist ein Unglück geschehen?" fragte er leise und starrte Bernulf mit gespannter Erwartung an. Der schüttelte den Kopf, setzte sein Pferd in Bewegung und zwang dadurch den jungen Kameraden, an seiner Seite zu reiten.

"Komm, wir dürfen keine Zeit versäumen. Wir haben eine römische Kundschafter-Abteilung, die etwas zu naseweis war, zusammengehauen." Dem Jungen entfuhr ein Jauchzer,und sein Speer wirbelte empor, von geschickter Hand wieder aufgefangen. Bernulfs Auge ruhte voll Wohlgefallen auf dem Kecken, und er fuhr fort:

"Dabei sind uns wichtige Papiere in die Hände gefallen, die den Kriegsplan der Römer enthüllen. Der Krieg wird bald ein anderes Gesicht gewinnen," schloß er ernst.

"Wollen wir gegen die schwarzhaarigen Blechkerle[1)] vorgehen?" fragte der junge Krieger rasch.

"Wenns nicht zu spät dazu ist!" erwiderte Bernulf und blickte den Jungen nicht an.

1)römische Soldaten(Eisenhelme!)

Sie ritten schweigend die breite ausgefahrene Straße hinauf, die am Urselbach entlang hochführte. Vor ihnen wuchs die flache Kuppe des Goldgrubenberges auf, die über den Baumkronen wie abgeschnitten schien. Wo die Baumwipfel nach unten auswichen, war deutlich die scharfe Linie der Wehranlage zu erkennen. Der Junge plauderte harmlos, und Bernulf ließ ihn. Er blickte aus finsterem Sinnen erst auf, als sie von einem Wall aus angerufen wurden. Durch die Lücken der Brustwehr blickten lachende Gesichter auf sie herab. Der junge Krieger antwortete mit einem Jauchzer und schrie hinauf:

"Ein Bote von der Nidda an Herzog Chariobalda!" Er reichte Bernulf die Hand:

"Ich muß zurück zur Furt bei Ursalla! Gute Verrichtung!" Schon stob er davon. -

Vor Bernulf wurde der hohe Verhack zur Seite geschoben, der den Straßendurchgang versperrte. Aus der Lücke quoll eine Anzahl Chattenkrieger heraus, sämtlich gewappnet, den Schild am linken Arm, in der Rechten die schwere Stoßlanze. In den Augen stand leichte Neugierde, erwartungsvolle Blicke hafteten an dem Edeling. Der schüttelte den Kopf.

"Laßt mich durch, meine jungen Freunde," bat er, "ich habe wichtige Nachricht." Damit hatte er sein Pferd den Sporn fühlen lassen.

Bernulf hatte keinen Blick für das Leben und Treiben im Raum des Verhaus, der sich in über 2000 Schritt Länge und etwa 1500 Schritt Breite vor den Goldgrubenberg legte und nach unten zu mit Wall und Graben abgeschlossen war. In der breiten Talsenke weideten mehrere hundert Rinder - lebende Nahrung für die Chattenkrieger auf den Bergfestungen. In besonderer Einhürdung tummelten sich Scharen kleiner zottiger Pferde.

Eine halbe Stunde später hielt Bernulf am Osttor der Goldgrubenfestung. Hinter dem massigen Balkentor erscholl dumpfes Gepolter. Die Stützbalken wurden weggezogen und das riesige Tor zur Seite gewuchtet, bis es den Reiter durchließ. Eines alten Chattenkriegers forschender Blick traf Bernulf, und sein Gesicht erhellte sich.

"Heil, Bernulf," grüßte er und reichte dem Edeling die Hand; und in seinen Augen stand eine Frage.

"Laß mich reiten, Eburwin," bat Bernulf, "von meiner Botschaft hängt viel ab. Grüße die Männer des Usagaues!"

Er wandte keinen Blick an die feste Toranlage. Etwa 30 Schritt ritt er zwischen Mauern hin: die stießen quer in die Festung hinein, und an ihrem Ende gab sich eben das Innentor auf, das ihn zwischen ersten und zweiten Wall hinein entließ.

Überall herrschte reges Leben. Vor den Eingängen niedriger Hütten saßen und standen Krieger. Die Gesichter wandten sich dem Reiter zu. Rufe klangen ihm entgegen. Bernulf winkte nach links und rechts, aber er ließ sich nicht aufhalten.

Das Tor des Innenwalls war unverschlossen, und bald befand sich Bernulf auf der Kuppe des Berges. In einer kleinen Senke stand eine Gruppe von Häusern, denen man ansah, daß sie für die Dauer gebaut waren. Es waren rechteckige Pfeilerbauten, über deren weißgetünchte Wände sich ein schweres, steiles Strohdach legte. Sie ordneten sich zu einer breiten Dorfstraße, die von einem breiten Hallenbau abgeschnitten wurde. Dort erweiterte sich die

Straße zu einem Platz, der Versammlungen dienen mochte. Er war auch jetzt von Kriegern angefüllt.

Als Bernulf einritt, strömte sofort alles um ihn zusammen. Aber kaum daß er einige Grüße erwiderte:er sprang vor dem Versammlungsraum vom Pferde, warf einem der blonden Jungmannen die Zügel zu und eilte in die Halle.

Zwischen den beiden Pfeilerreihen, die das schwere Gebälk des Daches trugen, brannte ein schwaches Feuer. Als sich Bernulfs Augen an das ungewisse Zwielicht gewöhnt hatten, erkannte er eine Gruppe von Männern, die sich um den Hochsitz drängten: Es waren Fürsten des Chattenvolks. Auf dem Hochsitz aber thronte aufrecht ein straffer Greis, dem hellgraues Haar in starkem Knoten über der breiten Stirn lag.

"Heil, Herzog Chariobalda!" grüßte Bernulf mit erhobener Rechten.

"Die Götter mögen dich segnen, mein Sohn!" erwiderte der Greis und streckte dem Edeling die Rechte entgegen. "Was ist an der Niddafront geschehen, daß du dich selbst zur Meldung aufgemacht hast?" Doch er ließ Bernulf noch nicht zu Wort kommen,sondern fuhr fort:

"Auch auf unserem linken Flügel ist es zu Gefechten gekommen, eben schickt der Hitzkopf Chlodowald große Siegesnachrichten.Bis nach Heldenbergen will er den Feind gejagt haben."

Während dessen hatte Bernulf seine Ledertasche geöffnet,nun überreichte er dem Herzog die Dienstmappe des römischen Reiteroffiziers. Ein Jungmann entzündete am Feuer einen Kienspan und trat zur Linken des Herzogs. Der aber mochte seinen alten Augen nicht mehr recht trauen,gab die Mappe Bernulf zurück und befahl: "Berichte!"

Der wandte sich um, sodaß er neben dem Herzog stand und den Umkreis der Fürsten vor sich hatte:

"Ich bringe wichtige Nachricht. Diese Dienstmappe eines gefangenen römischen Reiteroffiziers enthält den Beweis,daß der römische Angriff viel ernsthafter ist, als wir bis jetzt angenommen haben. Der Kaiser Domitian ist gestern in Mainz angekommen, und fünf vollständige Legionen nebst anderen Truppen stehen uns gegenüber. Das sind, gering gerechnet, wenigstens 50 ooo Mann. Der Vormarsch des römischen Hauptheeres steht unmittelbar bevor,und der Hofheimer Berg ist aufs höchste bedroht. Kein marschierendes Heer wird ein solches Bollwerk unbezwungen in seiner Flanke lassen."

Schon nach den ersten Sätzen war Chariobalda aufgesprungen u. starrte auf den jungen Edeling. Aus seinen Augen sprühte Zorn, und es schien, als wolle er sich auf den Boten stürzen,der so ganz anders als er die Kriegslage beurteilte. Da wandte sich Chariobalda scharf um und befahl mit heiserer Stimme:"Lies die römischen Papiere vor!"

Der Kienspanträger trat an Bernulf heran. Der öffnete die Mappe, las einen römischen Dienstbefehl nach dem andern vor, übersetzte, gab knappe Erläuterungen und schloß:

"Die meisten von uns kennen römisches Heerwesen zur Genüge,um zu wissen, daß solchen großen Vorbereitungen weitgesteckte Kriegsziele entsprechen. Unsere Kernfestungen: Alkin,Heidetränktal und Goldgrube werden in weitem Bogen umspannt; sie sind das Ziel des römischen Angriffs. Aber die empfindlichste Stelle unserer Ver-

teidigungsfront," so betonte er mit Nachdruck, "liegt auf dem Hofheimer Berg. Fällt diese Bergfestung in römische Hand, dann dringt der Feind zwischen Nidda und Taunus vor, und die Nidda-linie ist verloren." -

Die Starrheit in Chariobaldas Gesicht hatte sich gelöst. Spöttisch blickte er auf den jungen Edeling, dessen sichere Voraussagen ihm vorwitzig erschienen.
"Man glaubt,aus deinen Worten den Hitzkopf Chlodowald reden zu hören," spottete er. "Hat einer von euch," sein Blick ging in die Runde,"hat jemand in den letzten 30 Jahren erlebt, daß auch nur ein Römer an unsere Festungen herangekommen ist? Über den Umkreis von Mainz ist seit langem keine römische Kolonne hinausgekommen. Und wenn wirklich der neue Kaiser so große Truppenmassen gegen uns aufmarschieren läßt, dann werden sie sich an unseren Bergfestungen nur blutige Köpfe holen."

Aus dem Umkreis der Fürsten erscholl beifälliges Gemurmel.Die Gesichter - es waren viele Altersgenossen Chariobaldas darunter - waren vorwurfsvoll auf den Edeling gerichtet. Dem aber trieb die Blindheit des alten Herzogs das Blut ins Gesicht. Er vergaß die Ehrfurcht vor dem Alter und dem obersten Volksführer u.brach los:
"Eure Selbstsicherheit wird das Chattenvolk zu Grunde richten! Niemals hätte die römische Heerstraße am Main entlang gebaut werden dürfen. Jede kluge Führung hätte die Enge bei Hofheim gesperrt und bis auf den letzten Mann gehalten. Mit dem Hofheimer Berg, vor dem sich jetzt die römischen Massen ballen, verlieren wir diesen Krieg!"
Chariobalda war aufgesprungen und reckte sich hoheitsvoll empor. Die Fürsten waren vor dem Verwegenen zurüchgewichen. Bernulf stand ernüchtert.
Warum redete er hier so? - Er senkte den Kopf, wandte sich langsam um und verließ die Halle.
Einen Augenblick lehnte er am Pfosten der Eingangstür. Dann umdrängten ihn Neugierige und führten ihn ins nächste Haus. --

Durch die Lagerfestung lief verhaltene Erregung. Es hatte sich rasch durchgesprochen, daß Bernulf die Kriegführung des alten Herzogs getadelt hatte. Die Jugend nahm für Bernulf Partei; denn sie wußte, daß auch Chlodowald ein Gegner der reinen Verteidigung war. Sie erinnerten sich, daß er vor wenigen Tagen nach kurzem Wortwechsel mit seinem Vater zornig weggeritten war. Es ging das Gerücht, daß er in dieser Zeit die Römer bei den Nauheimer Salzquellen verjagt habe;doch wußte niemand Genaueres.

Als die Sonne hinter dem Alkin versank, lag die Lagerfestung ruhig da. Die Dämmerung hüllte bereits die Bergkuppen ein,da erhob sich vor dem Osttor Geschrei. Eine herrische Stimme rief zu dem Posten auf dem Wehrgang empor:"Öffnet, sofort!"
"Chlodowald ist es! Chlodowald!" Einer rief es dem andern zu. Sperrbalken polterten zur Seite, das schwere Bohlentor wurde aufgerissen, und eine Reiterschar schoß auf den zweiten Wall zu,fegte durch die Dorfgasse und drängte sich auf dem Platz vor der Halle. Man hörte wirre Rufe, dann hallende Rufe:
"Jungherr Chlodowald! Herzog Chariobalda, Heil und Sieg!"
"Schweigt von Sieg!" brüllte Chlodowald. "Wo ist der Herzog?"

Der Gerufene stand im Flackerschein der Kienspäne in der Tür der Halle; hinter ihm drängten sich die Fürsten.

"Warum bringst du das ganze Lager in Aufruhr?" fragte Chariobalda scharf. Als aber seine Augen den Sohn musterten, trat er einen Schritt vor, ergriff die Hand des Aufgeregten und fragte leise:"Bist du verwundet?" Sorge klang aus seinen Worten.

Chlodowald riß seine Hand zurück, mit zornigem Gesicht stand er vor dem Alten. Keuchend ging sein Atem:

"Nein, ich bin gesund, und von den Römern auf dem Castellhügel lebt niemand mehr. Aber das Chattenvolk geht zugrunde, wenn wir so weiter Krieg führen!"

"Komm herein," erwiderte der Herzog mild, "du bist vom Kampf erregt und müde vom hastigen Ritt." Er zog Chlodowald an seine Seite, dann rief er befehlend zu den Andrängenden:

"Jeder gehe in seine Hütte, morgen um die vierte Stunde versammeln wir uns zum Thing:dann wird euch alles kundgetan." Den Sohn aber führte er mit sich in die Halle. --

Eine Stunde später trat ein Bote des Herzogs zu Bernulf, der seit kurzem unter den Gefolgsmännern des Usagaues am Nachtfeuer saß:"Herzog Chariobalda bittet euch in die Halle." Das lebhafte Gespräch im Kreise verstummte. Ohne Hast erhob sich Bernulf,und bald verschluckte die Dunkelheit ihn und den Boten.

Bernulf fand Chariobalda und Chlodowald auf niedrigem Schemel am Feuer hocken. Als er grüßend hinzutrat, sahen sie kaum auf. Nur Chlodowald reichte ihm stumm die Hand und zog ihn auf den Schemel an seine Seite. Sie schwiegen lange Zeit.

"Vater und ich können uns nicht einigen," müde und tonlos klang Chlodowalds Stimme. "Deine Auffassung der Kriegslage entspricht völlig meinen Beobachtungen und den Aussagen der römischen Gefangenen, die ich auf dem Kastellhügel südlich der Nauheimer Salzquellen gemacht habe. Aber Herzog Chariobalda will die Größe der Gefahr nicht sehen und weigert sich, den gesamten Heerbann des Chattenlandes aufzurufen. Es sei Saatzeit,ein Aufruf ohne dringende Not errege das Volk. - Seine Stimme war lauter geworden und klang erregt. Stoßweise kamen zornig die Worte:

"Ja, der chattische Bauer muß säen, und morgen zerstampft der Feind die Saaten, brennt die Hütten nieder. Vor 70 Jahren ging unsere Hauptstadt Mattium in Flammen auf, und die chattische Jungmannschaft opferte sich vergebens am Ederübergang. Auch damals mußte der Bauer säen, und der Heerbann wurde nicht aufgerufen; dafür durfte das Chattenvolk auf der Flucht vor dem Feind in den Wäldern hocken. Und im nächsten Frühjahr holten sich die römischen Räuber Frau und Tochter des Fürsten Arpus, denn wieder stand das Volk nicht in Waffen."

Plötzlich stand Chlodowald zur Seite des Feuers und streckte dem alten Herzog beschwörend beide Arme entgegen. Bernulf blickte zum Jungherrn auf und sah riesengroß hinter ihm seinen Schatten über Wand und Dach reichen. Es überlief ihn kalt: so stand das drohende Schicksal über dem Chattenvolk. Er stellte sich neben Chlodowald. Fast tonlos stießen dessen Worte gegen den alten Herzog vor:

"Du verläßt dich auf deine Bollwerke, die du in drei Jahrzehnten aufgetürmt hast. Ohne lebendige Wehr wird die stärkste Mauer eine leichte Beute des Angreifers, und das Feuer frißt sie weg."

Der Alte rührte sich nicht. Seine Augen starrten ins Feuer.

Bernulf wandte sich Chlodowald zu, der müde die Arme sinken

ließ. Wortlos fanden sich die Hände der jungen Männer. Mit leisem Stöhnen richtete sich der alte Herzog auf und sah mit schrägem Blick auf die Jungen:"Begebt euch zur Ruhe! Ich will mit mir zu Rate gehen, im Thing hört ihr meine Entscheidung." ---

Die aufgehende Sonne fand das Lager in großer Unruhe. Genaueres wußte niemand; aber daß der Jungherr gegen den Vater aufgestanden war, das war gewiß. Ungeheuere Römerheere drohten,hatten schon an den Nauheimer Salzquellen gestanden, Chlodowald hatte sie verjagt. Und der Hofheimer Berg war in schwerer Gefahr. - Das Lager summte wie ein aufgestörter Bienenkorb.

Lange vor der vierten Stunde standen die Chattenkrieger im Ring. Eng drängte sich Kopf an Kopf vor der Halle: Unzufriedenheit lag über den Versammelten, die alle gerüstet waren.
Die Tür der Halle öffnete sich, und über den ragenden Waffen tauchten die Köpfe und Schultern des Herzogs und seines Gefolges auf. Sie traten auf die Rasenbank neben der Tür. Einzelne Rufe schollen ihnen entgegen, aber man vermißte den Jungherrn. Herzog Chariobalda hob die Hand:

"Ich grüße euch, Kampfgenossen." Das unruhige Summen legte sich. "Ein starker Feind bedroht uns, er umspannt in weitem Bogen uns vom Hofheimer Berg bis zu den Nauheimer Salzquellen. Die Nachrichten, die der Edeling Bernulf und mein Sohn Chlodowald gebracht haben, wollen behaupten, daß volle 5 Legionen und zahlreiche Hilfstruppen gegen uns stehen.
Chlodowald und Bernulf sind überzeugt, daß die Römer gegen unsere Bergfestungen anrennen wollen.
Ich vermag das nicht zu glauben; und versuchten sie es:sie würden sich nur blutige Köpfe holen.
Chlodowald verlangt, daß der gesamte Heerbann des Chattenvolkes aufgeboten werde. Er will nicht nur unsere Bollwerke verteidigen, sondern angriffsweise gegen den Feind vorgehen.
Ohne meinen Befehl," seine Stimme gewann an Schärfe, "hat er den Feind auf dem Kastellhügel südlich der Salzquellen angegriffen." Es klang befehlend:
"Ich will nicht, daß der Bauer in der Saat gestört wird. Mit dem Feind werdet ihr, die Gefolgschaften, im Schutze unserer Wälle und Mauern allein fertig."

Einzelne Rufe des Beifalls schlugen dem Redner entgegen. Aber über dem größten Teile des Versammlungsringes lag hartes Schweigen. Chariobaldas Auge ging über die Versammlung. Da entstand neben der Hallentür Bewegung, plötzlich wuchs Chlodowalds jugendliche Gestalt neben dem alten Herzog aus dem Walde der gleißenden Lanzen heraus. Herrisch gingen die Blicke des Jungherrn über die Versammlung, den Vater schien er nicht zu bemerken. Die Bewegung, mit der er den Arm hob, war kurz. Im Augenblick wurde es totenstill im Ring. Alle starrten zu dem Jungen hinauf.

"Männer und Kampfgenossen! Was bedeuten Mauern und Wälle,wenn nicht hinter ihnen eine Mauer wehrhafter und tapferer Männer die Waffen führt?
Aber viele von euch kennen die hervorragenden,schweren Angriffswaffen des Feindes, und manche haben sie selbst schon geführt. Glaubt ihr, daß unsere Mauern ihnen widerstehen werden? Und es gibt ein letztes Mittel, vor dem die stärkste Wehrfront zusammenbricht: das Feuer."

Zögernd klang schon Beifall auf. Heiß glühten die Augen zu

dem Jungherrn auf. Er sprach aus, was alle jungen Krieger dachten: Man mußte hinter Mauern und Wällen hocken und wäre doch viel lieber dem Feind entgegengestürmt! Aber was wollte der Jung-herr eigentlich? Er stand da wie der zornige Schlachtengott Tiu. Ruhiger klangen jetzt seine Worte:

"Wißt ihr, daß sich der Römer die Weltherrschaft zuspricht? Nur Armins Schwert hat den Varus gehindert, ganz Westgermanien bis zur Elbe hin dem römischen Imperium einzuverleiben. Drusus hat dann für seinen Rachezug gegen Armin 95ooo Mann aufgeboten: Armin hat auch diese in zwei gewaltigen Schlachten aus dem Lande geworfen. Hat er sich hinter Festungsmauern verkrochen?"

Dumpf polterten die Lanzen gegen die Schilde, erregte Rufe klangen auf. Nur langsam beruhigte sich der Lanzenwald.

Chlodowalds Augen stachen in den Kreis der Männer hinein:

"Das Volk der Cherusker hat sich in den Römerkriegen ausgeblutet. Aber nunmehr bedroht Chattenkraft die empfindlichste Stelle der Rheinfront: das römische Mogontiacum. Glaubt ihr,die Römer hätten es vergessen, daß eure Väter vor 14 Jahren ihnen diesen großen Waffenplatz gefährdet haben?

Ich kenne Rom und kenne die Männer, die es regieren. Ich habe römische Kriegskunst kennengelernt. Der Kaiser Domitian,der uns jetzt mit riesiger Macht gegenübersteht, ist klug, ein tüchtiger Soldat;er weiß, was er will. Ich kenne die Mittel seiner Feldherrnkunst: Er häuft die Massen, schlägt rücksichtslos zu und ruht nicht, bis er sein letztes Ziel erreicht hat.

Sein augenblickliches Angriffsziel aber ist das Chattenvolk, ist unsere Festungslinie vom Hofheimer Berg bis zum Ringwall über den Nauheimer Salzquellen.

Diese Front unserer Bollwerke bedroht den Römern die Mainebene, wo sie sitzen, bedroht ihr Mogontiacum. Wenn ich an Domitians Stelle wäre, ich griffe sie auch an und ruhte nicht,bis der letzte Wall dem Erdboden gleich wäre.

Wollt ihr warten, bis die römischen Wurfmaschinen hier vor diesen Wällen stehen? Oder bis sich eines Nachts vor den Toren unserer Festungen riesige Reisighaufen türmen und riesiger Brand unsere hölzernen Bollwerke verzehrt?"

Der Kreis der Krieger geriet in wilde Erregung; wie ein Schrei schlug der Beifall dem Redner entgegen. Herrisch reckte sich Chlodowalds Hand:

"Warum hat das Volk der Chatten die riesige Festungsfront des Taunus aufgetürmt? Damit ihr, seine streitbaren Männer,euch feige dahinter verkriecht?"

Wieder tobte der Beifall auf, so leidenschaftlich, daß Herzog Chariobalda, der bis jetzt in edler Haltung an der Seite des Sohnes ausgeharrt hatte, erblassend zurückzuckte.

Chlodowalds Stimme hob sich:

"Die Römer dulden kein starkes Volk an ihrer Grenze! Jetzt setzen sie an zum Sprung gegen uns. Und nur zehn unserer Hundertschaften verteidigen die ausgedehnten Wälle. Bald werden die Römer den Hofheimer Berg im Besitz haben, wenn wir nicht schleunigst den Gipfelwall bis zum Rande mit Kriegern füllen."

Knapp wandte sich Chlodowald um, maß seinen Vater mit hartem Blick, drohend klangen seine Worte:

"Ich verlange sofortigen Aufruf des gesamten chattischen Heerbannes!"

Schroff kehrte er sich um, trat einen Schritt zurück und über-

ließ seinen Platz dem Herzog. Der zögerte einen Augenblick, blickte wie hilfesuchend auf die chattischen Fürsten, fand aber in deren verkniffenen Gesichtern keine Aufmunterung. Leise begann er:

"Freunde und Männer, ich stehe hier wie ein Angeklagter, der seine Pflicht gegen Volk und Land der Chatten nicht erfüllt hat. Ich weiß nicht, ob es zutrifft, was euch Chlodowald von den Römern und ihren Absichten erzählt hat." Seine Stimme wurde fester. "Aber ich brauche euch nicht zu sagen, daß diese Festung, in der wir uns befinden, mein Werk ist. In unermüdlicher Arbeit von drei Jahrzehnten habe ich die Bollwerke auftürmen lassen: 42 sind es, die die Chattengaue beschützen. Seit 60 Jahren hat keines Römers Fuß unser Land betreten. Warum sollen sie nun plötzlich so ungeheuerliche Pläne verfolgen? Ich vermag es nicht zu glauben."

Chariobalda hatte seine Überlegenheit zurückgewonnen. Er lächelte. Eben trat Chlodowald an seine Linke; sein Mund öffnete sich schon zu heftiger Gegenrede, als vom Tor am Hangelstein her lautes Rufen heraufdrang. Man hörte heftige Antwort, das Gepolter von Stützbalken und das Knarren des Bohlentores. Im nächsten Augenblick näherte sich der dumpfe Hufschlag einer Reiterschar; das Keuchen überanstrengter Pferde und das Klirren von Waffen klang dazwischen.

Chlodowald starrte in Richtung des Lärms, vor den heranbrausenden Reitern weiteten sich seine Augen vor Entsetzen. Der Hofheimer Berg! schoß es ihm siedendheiß durch den Kopf. Als die Reiter durch eine enge Gasse zwischen den Kriegern auf ihn zukamen, sprang er hastig von der Rasenbank ihnen entgegen: "Was ist mit dem Hofheimer Berg?"

Die Umstehenden vernahmen nur hastiges Gemurmel. Plötzlich schrie eine Stimme: "In den Händen der Römer!" Der Schrei gellte und ließ den Kreis der Chatten vor Schreck erstarren. "Berichte!" befahl Chlodowald leise. Aber der Erschöpfte konnte kein Wort herausbringen. "Berichte!" wiederholte der Jungherr. Da begann der Unglücksbote:

"Ja, der Hofheimer Berg ist in den Händen der Römer! In der Morgenfrühe haben sie die Wälle erstiegen. Von allen Seiten kletterten sie unter den zusammengeschobenen Schilden wie eiserne Tiere über die Brustwehr. Ihre Überzahl war so groß, daß sie unsere paar Hundertschaften überall in die Enge trieben und zusammenhieben. Nur wenige sind entronnen. Die Römer stehen an der Fischbacher Schlucht, und eine starke Marschkolonne bewegt sich im Liederbachtal aufwärts. Zwischen ihr und dem Niddatal ist das Land voll von römischen Reitern. Wie eine eiserne Welle schwemmen sie unsere kleinen Gefolgschaften vor sich her. In wenigen Stunden werden sie am Urselbach stehen." Er schwieg und sank erschöpft in sich zusammen. Hilfreiche Kameraden führten ihn zur Seite.

Chlodowald aber stand aufrecht, seine Augen sprühten. Und sein Blick, der den alten Herzog traf, bedeutete die neue Führerordnung im Chattenvolke.

Und doch blieb Chlodowalds aufrührerischer Entschluß unausgeführt. Chariobalda besaß Größe genug, das Gebot der Stunde zu begreifen. Mit ruhiger Würde trat er an Chlodowald heran und erfaßte dessen Hand. Sogleich wandten sich ihm alle Augen zu. Sei-

ne Stimme klang fest:

"Unser Volk ist in Not, ein übermächtiger Feind bedroht es. Dieser Feind ist ein anderer als der, den ich ein langes Leben gegen mich hatte. Meine Kraft reicht nicht mehr, ihm zu begegnen. Ich überlasse meinem Sohn den Platz des Herzogs. Er kennt das neue Rom und seine kriegerischen Machtmittel. Er soll euch führen. Haltet ihm die Treue, wie ihr sie mir drei Jahrzehnte hindurch gehalten habt! Rettet unser Volk, unsere teure Heimat!"

Er hob die Hand zum Abschied, wandte sich stolz und aufrecht zu seinen Fürsten und tauchte nach rückwärts in der dunklen Türöffnung der Halle unter. Einige der älteren Fürsten folgten ihm.

Es herrschte Totenstille. Das Schicksal des Herzogs, zu dem das Chattenvolk ein ganzes Menschenalter aufgeblickt hatte, griff allen ans Herz. Dann aber löste sich die tiefe Erschütterung in hallende Heilrufe, und das dumpfe Gepolter der Waffen an den Schilden wollte kein Ende nehmen.

Chlodowald stand allein. Seine Augen gingen über den Ring der Mannen hinweg und schienen in weite Fernen zu schauen. Bald aber zwangen ihn die Blicke der Krieger in den Kreis zurück. Vertrauen, Treue und stählerner Kampfeswille strahlten zu ihm auf: Diese Männer konnte er gegen den überstarken Feind führen, dessen ganze Gefährlichkeit er wohl kannte.

"Freunde, Stammesgenossen! Wollt ihr, daß ich euer Führer bin im Kampfe gegen den stärksten Feind, der je das Chattenvolk bedroht hat?"

Wie e i n Schlag kam das "Ja" zurück.

"Wollt ihr mir folgen in einen Kampf hinein, der keinen sicheren Sieg verspricht?"

Das helle "Ja", das ihm antwortete, verriet harte Entschlossenheit und unbeugsamen Mut.

"Freunde,Stammesgenossen! Dieser Kampf geht um das Leben des ganzen Chattenvolkes! Darum muß ich die letzte Männerfaust vom Pfluge wegholen. Wohin ihr also den Blutpfeil des Krieges tragt: Verkündet überall meinen harten Befehl, daß Frauen und Greise u. Kinder pflügen und säen, wenn die Männer in Waffen an der Grenze stehen! Alle Fürsten aber und Gefolgschaftsführer folgen mir jetzt in die Halle, dort werde ich die Befehle ausgeben."

Er wollte sich umwenden, um seitwärts die Hallentür zu erreichen; aber kräftige Fäuste griffen unter seine Arme, im Nu war ein Schild untergeschoben, und unter dem Jubel der Mannen hoben ihn vier Krieger auf ihre Schultern. Ragend stand er unter gleißenden Waffen:

"Heil dir, Herzog Chlodowald!"

+

Um den jungen Chlodowald, der in der Halle den Platz auf dem Hochsitz eingenommen hatte, drängten sich die Gefolgschaftsführer. Seitab standen die Fürsten, Zurückhaltung in den Mienen. Rasch erhob sich der neue Herzog und wandte sich mit freundlicher Miene an die Alten:

"Edle Fürsten und Gauführer! Wenn der Feind uns nicht bedrohte, stände ich nicht hier. Ich weiß, daß ihr meinem Vater durch Alter und Kameradschaft seit Jahren verbunden seid, während ich für euch der Jungherr bin, der vor kaum einem Jahre aus Rom zurückgekehrt ist und nun die Führung an sich gerissen hat. Denkt

daran, daß ich nicht aus persönlichem Ehrgeiz hier stehe, sondern daß die Not des Krieges mich zu eurem Führer gemacht hat! Die Stunde gebietet," er streckte ihnen die Rechte hin, "vertrauensvolles Zusammenarbeiten: Das Chattenvolk braucht euch u. mich."

Sie traten alle heran, einige zögernd, aber ihr Händedruck war ehrlich und fest.

Chlodowald wandte sich den Gefolgschaftsführern zu:

"Meine Waffengenossen, hört, was zu tun ist! Ein feindliches Heer - es gibt kein besseres auf der Welt - bedroht uns mit großer Übermacht. Unser Heer ist nur ein Volksheer, das in größeren Verbänden nicht kampfgeübt ist. Wir dürfen also keine große Schlacht wagen. Wir dürfen auch keine Hilfe erwarten vom Bunde der Cherusker oder von den swebischen Freunden.

Trotzdem führen wir keinen hoffnungslosen Kampf:

Zwar wiegt der Verlust des Hofheimer Berges sehr schwer;wir können ihn auch nicht zurückerobern, da uns größere Truppenverbände nicht zur Verfügung stehen. Aber die Kernfestungen Alkin-Goldgrube sind vorerst nicht gefährdet; wir können sie also von Verteidigern entblößen, um die Außenstellungen mit Kriegern zu füllen.

Vorläufig gibt es drei Brennpunkte des Kampfes:unseren linken Flügel südlich der Nauheimer Salzquellen, den rechten Flügel nördlich des H_ofheimer Berges und das Vorfeld von Alkin u. Goldgrube zu beiden Seiten des Urselbaches: dieses Kampffeld übernehme ich selbst, hier haben wir den stärksten Feindangriff zu erwarten. Den linken Flügel übertrage ich dem Edeling Sigiwalt, der dort zu Hause ist,also die Gegend kennt. Den rechten Flügel übernimmt der Edeling Bernulf aus dem Usatal.

Wir müssen zunächst dem aufmarschierenden Feind seine Flügel beunruhigen: dann kann er seinen Hauptangriff auf Alkin-Goldgrube noch nicht sofort ansetzen. So bekommen wir die Z.eit, unseren Heerbann aufzustellen und die Verbände zu schulen. Beide Flügelgruppen erhalten baldmöglichst Verstärkung aus Heerbanntruppen.

Ihr, die Gefolgschaftsführer, seid die Führer des Volksheeres, und eure kriegsgeübten Gefolgsmannen dienen euch als Unterführer und bilden das feste Gerüst des Volksheeres. Ihr habt sofort Boten hinauszusenden, die den Blutpfeil durch die Gaue tragen.

Und die Gauführer," er wandte sich an die Fürsten, "begeben sich in ihre Gaue und sorgen für Sammlung und Abmarsch der Heerbannleute. Als Aufmarschgebiet gilt das Becken des oberen Erlenbachtales nördlich der Goldgrube. Weitere Feindnachrichten gehen euch laufend zu."

Er ließ den Blick in die Runde gehen:

"Waffengefährten, wir kämpfen gegen einen alten Feind, der uns seit hundert Jahren wie eine ungeheuere Bedrohung gegenübersteht. Er hat sich nicht geändert. Kaiser Domitian nimmt die Eroberungspolitik des Tiberius wieder auf, die Armins Siege zum Scheitern gebracht hatten. Domitian wird das Volk der Chatten zu zerschmettern suchen, das ist gewiß. Das ist des Chattenvolkes Schicksalsstunde. Sieg oder Tod!"

"Sieg oder Tod!" klang es hart und entschlossen zurück, und viele Hände streckten sich dem jungen Herzog wie zum Schwur entgegen. ———

Nachwort.

Der junge Herzog konnte leider sein Ziel nur halb erreichen. Durch die Übermacht der Römer an Kriegern und schweren Waffen wurden die chattischen Festungen zerstört. Aber Chlodowald verstand es, seine Kämpfer immer zur rechten Zeit herauszuziehen und so sein Volk zu retten. Allerdings, die Wetterau war verloren, das liebliche Land zwischen Taunus und Vogelsberg, durchflossen von Nidda und Wetter, umzäunten die Römer.

Zwar empörte sich vier Jahre später der Befehlshaber von Mogontiacum gegen den Kaiser Domitian und suchte Hilfe bei den Chatten: Diese nutzten die Gelegenheit und brannten die Bauten des römischen Grenzwalles, des Limes, nieder, soweit sie vor ihrer Grenze lagen. Aber ein anderer römischer Heerführer stellte den Grenzwall in seiner ganzen Ausdehnung wieder her.

Erst 180 Jahre später, im Jahre 268 gelang es den Chatten, zusammen mit den Sweben und Alemannen die römische Grenze zu durchbrechen, die Römer über den Rhein zurückzuwerfen und die Wetterau ihrem Volke wieder zu gewinnen.

So war die Unterschätzung der Römer und die einseitige Beurteilung der Lage durch den alten Herzog Chariobalda+) ein unauslöschlicher Fehler, der nicht mehr gutgemacht werden konnte, u. war von einer Fernwirkung auf zwei Jahrhunderte hinaus.

+) im Jahre 83/84

Wilhelm Fronemann

Gefährdung deutscher Schiffe

Nachdem am 28. Juni des Jahres 1914 der österreichische Thronfolger ermordet worden war, dauerte die gewitterschwüle Spannung, ob es zum Kriege käme oder der Frieden doch erhalten bliebe, volle fünf Wochen. Fünf Wochen hätte man Zeit gehabt, unsere wertvollen Schiffe, die auf den Weltmeeren fuhren, in die Heimat zurückzuziehen.

Unbegreiflicherweise hat man diese Vorsichtsmaßnahme nicht getroffen. Unsere Kriegs- und unsere Handelsmarine mußte diesen Fehler der Leitung schwer büßen:

Unser ostasiatisches Geschwader unter dem Admiral Grafen von Spee fand am 8.Dezember 1914 nach rühmlichem Kampfe bei den Falklandsinseln einen heldenhaften Untergang. Die "Scharnhorst" u.die "Gneisenau" sanken. Die "Nürnberg",die "Leipzig",die "Dresden" wurden in den Grund gebohrt. Und mit diesen schönen Schiffen,dem Stolz des deutschen Volkes, fanden so viele tapfere Männer den Tod, auch Graf von Spee und zwei Söhne von ihm.

In gleicher Weise gingen uns auch viele Handelsschiffe verloren. Zwar konnten sich manche bei Kriegsausbruch in neutrale Häfen flüchten. Aber die betreffenden Staaten erklärten uns der Reihe nach auch den Krieg und nahmen uns jene Schiffe weg.--

Aber offenbar hat man in Deutschland aus jenen schmerzlichen Erfahrungen des Jahres 1914 nichts gelernt. Denn 1939 wurden genau die gleichen Fehler wiederum gemacht:

Schon der Juli 1939 war mit Kriegsspannung erfüllt. Im August wurde die Gefahr eines Krieges auch mit England immer größer. Trotzdem ließ man sogar noch am22. August das größte deutsche Fahrgastschiff, die "Bremen", welche 52 000 Tonnen groß war,aus-

fahren. - Die Amerikaner, welche sonst aus Europa erst im September zurückkehrten, beeilten sich, diesen Unruheherd zu verlassen! Aber deutsche maßgebende Stellen meinten, England könne jetzt doch noch nicht in den Krieg gegen uns eintreten; dieser Zeitpunkt sei für es ungeeignet; überhaupt sei die Gefahr für die Engländer zu groß, da sie durch eine Kriegserklärung an uns ihr Weltreich gefährden würden.

Am 23. August durchfuhr die "Bremen" die Straße von Calais. An dieser engsten Stelle des Kanals waren auffallend viele englische Kriegsschiffe jeglicher Gattung zusammengezogen. Aber - man glaubte nicht, daß England den Krieg gegen uns entfesseln würde. Auch in dem englischen Hafen Southampton waren starke Flotteneinheiten zu sehen, und die Hafensperren waren gegen früher sehr erheblich ausgedehnt worden. Aber: "England wird es nicht wagen, uns den Krieg zu erklären!" In dem französischen Kriegshafen Cherbourg waren schon seit dem Frühjahr 1939 Sperren aus Netzen angebracht; diese waren jetzt so eng zusammengezogen, daß nur noch eine schmale Einfahrtsrinne von knapp 80 Meter frei war. Hier stiegen wieder viele amerikanische Reisende zu: Fort von Europa, solange es noch geht! Besorgte Anfragen aus Amerika erreichten unsere "Bremen". Doch diese hatte unentwegt weiter zu fahren!

Endlich, am 28. August, als die "Bremen" schon weit draußen im Ozean schwamm, kam eine Warnung von der Reederei und der Befehl an die Schiffsleitung, entweder umzukehren oder einen neutralen Hafen anzulaufen. Jetzt lag die ganze Verantwortung für das stolze Riesenschiff auf den Schultern des Kapitäns: Was würde, wenn die Engländer uns doch den Krieg erklärten? Ernst war die Lage, schwer der Entschluß, der doch unter allen Umständen gefaßt werden mußte.

Indes- Amerika war ja neutral! "Der Weg nach den USA ist der sicherste und der richtige!" Doch zur Vorsicht wich der tüchtige Kapitän von dem üblichen Schiffweg nach Süden ab und ließ den Funkverkehr scharf überwachen, um rechtzeitig ausfindig zu machen, wo etwa englische Kriegsschiffe steckten.

Glücklich kam die "Bremen" nach Neuyork. Zuverlässig brachte die Schiffsleitung die Fahrgäste in ihre amerikanische Heimat. Schnell nahm das stolze Schiff ausreichend Heizöl und Wasser auf, um baldigst wieder in See zu stechen. Doch konnte es erst nach 36 Stunden den Hafen verlassen.

Inzwischen setzten die Engländer von den Bermudainseln aus und vom kanadischen Kriegshafen Halifax ihre Kriegsschiffe, vor allem ihre schnellen Kreuzer in Bewegung und legten sie auf Lauer, um das größte deutsche Schiff in ihren Besitz zu bringen.

Doch der Kapitän der "Bremen" - es war der Kommodore Adolf Ahrens - brachte den Riesen mit seiner 900 Mann starken Besatzung, nach Norden zu ausweichend, glücklich zuerst nach Murmansk in Rußland und dann von hier aus in die Heimat. So haben Tüchtigkeit von Kapitän und Besatzung gut gemacht, was andere in völliger Verkennung der Entwicklung verschuldet haben. —

Doch nicht allen deutschen Schiffen, die durch den ausbrechenden Krieg in Gefahr gebracht wurden, glückte die Rettung.

Auch nicht dem Fahrgastschiff "Columbus".

Dieser Dampfer wurde in einem mittelamerikanischen Hafen vom Krieg überrascht und wollte sich auf See hinausschleichen. Aber

ein Kreuzer verfolgte ihn und meldete alle paar Stunden den Standort des Deutschen in offenem Englisch, so lange, bis endlich ein englischer Zerstörer aufmerksam wurde.
Der Engländer kam. Unsere "Columbus" versenkte sich selbst.-

Zwar kann man sagen: Unsere Schiffe hätten wir ja doch später alle verloren. Es handelt sich aber hier um die Frage, ob in Bezug auf unsere Schiffe die damals einschlägigen Stellen alles richtig vorherbedacht und alle nötigen Maßnahmen rechtzeitig getroffen haben. Und da scheint doch nicht alles Nötige geschehen zu sein.

Diepold

Die Fremdarbeiter in Deutschland

Es war im Juni 1943, da trafen sich zwei Männer in einem Park Mitteldeutschlands: Der eine war von der politischen Leitung unseres Volkes, der andere war ein Privatmann. Sie unterhielten sich über die Kriegsverhältnisse.

Da brachte der Zivilist das Gespräch auf die Fremdarbeiter, die man aus vielen Ländern Europas hergeholt hatte, um die zum Waffendienst eingezogenen deutschen Männer zu ersetzen,und meinte, es seien doch mindestens einige Millionen. Der andere berichtigte diese Zahl und sprach von 7 bis 8 Millionen.

Der Zivilist:"Diese fremden Leute mitten und überall in Deutschland erscheinen mir in mancher H_insicht gefährlicher als die feindliche Front. Sie brauchen ja nur durch die Luft mit Waffen versorgt zu werden, dann sind sie die größte Gefahr für unsere Heimat." - Der andere:"Da ist nichts zu befürchten. Da ist alles schon einkalkuliert, jede Möglichkeit und jede Eventualität ist vorhergesehen."

Später konnte man in Zeitungen lesen, daß 13,1 Millionen von Fremdarbeitern in Deutschland waren. Noch später wurden es sogar 18 Millionen. -

Als im Jahre 1945 die Katastrophe über uns hereinbrach, waren diese Fremden die besten Helfer für die in Deutschland eindringenden Feindheere: sie wußten diesen alles Wichtige und Wissenswerte zu melden.

Die meisten von ihnen kehrten dann bald in ihre Heimat zurück. Aber viele blieben doch aus irgendwelchen Gründen hier und füllten die sog. Verschlepptenlager in Deutschland. Ein gewisser Teil von ihnen macht unserer Polizei immer noch zu schaffen und bringt überflüssige Arbeit. -

Eine neue Schwierigkeit erwuchs, durch die seinerzeitige Verwendung von Ausländern, 8 Jahre nach Beendigung des Krieges, diesmal für die deutsche Industrie.

Es klagte nämlich im Sommer 1953 ein gewisser Norbert Wollheim gegen die IG-Farbenindustrie auf Z_ahlung von 10ooo DM Schadenersatz und Schmerzensgeld:Das Landgericht Frankfurt entschied im Juni zu Gunsten Wollheims; die beklagte Firma legte Berufung zum Oberlandesgericht ein.
Aber schon klagte ein Z_weiter, nämlich der amerikanische Staatsbürger Rudolf Waxmann gegen die IG-Farben:dieser verlangte 500ooo DM Schadenersatz und Schmerzensgeld und außerdem 50ooo DM

für nicht gezahlten Lohn. Und zwar klagte er bei dem amerikanischen Militärgericht in Mannheim. Allerdings zog er später hier seine Klage zurück und reichte sie bei einem deutschen Gericht ein.

Ähnliche Forderungen vertrat ein niederländischer Anwalt gegen die Firmen Krupp, AEG und andere.

Auch für ehemalige französische Fremdarbeiter wurden solche Nachforderungen erhoben.

Die Auswirkungen hievon auf die deutsche Wirtschaft waren unübersehbar: Man schätzte, daß ungezählte weitere Klagen etliche Milliarden betragen würden.

Da traten die beklagten deutschen Unternehmungen zu einem Meinungsaustausch zusammen. Sie waren der Ansicht, daß eine solche Flut von Forderungen Sache des Bundes sei; jeder KZ-Häftling habe bereits durch das Entschädigungsgesetz des Bundes erhebliche Entschädigungen erhalten bez. noch zu erwarten. —

Da die Zeitungen seitdem nichts mehr über diese leidige Frage gemeldet haben, scheint die Angelegenheit doch schließlich im Sande verlaufen zu sein.

Aber wir sehen daraus, daß doch nicht "jede Möglichkeit vorhergesehen und jede Eventualität einkalkuliert" wurde, als man damals aus dem Ausland die Fremdarbeiter nach Deutschland geworben hat.

Diepold

G e g e n s t ü c k :

Die kluge Bauerntochter

Es war einmal ein armer Bauer, der hatte kein Land, nur ein kleines Häuschen und eine alleinige Tochter. Da sprach die Tochter: "Wir sollten den Herrn König um ein Stückchen Land zum Roden bitten!" Als der König von ihrer Armut hörte, schenkte er ihnen auch ein Eckchen Rasen; den hackten sie und ihr Vater um und wollten ein wenig Korn und derart Frucht darauf säen.

Als sie den Acker beinah herum hatten, fanden sie in der Erde einen Mörser von reinem Gold. "Hör," sagte der Vater zu dem Mädchen, "weil unser Herr König so gnädig gewesen ist und uns diesen Acker geschenkt hat, müssen wir ihm den Mörser dafür geben."

Die Tochter aber wollte nichts davon wissen und sagte: "Vater, wenn wir den Mörser abgeben, dann wird der Herr König auch den Stößel dazu fordern, dann müssen wir den herbeischaffen! Darum schweigt lieber still!"

Er wollte ihr aber nicht folgen, nahm den Mörser, trug ihn zum Herrn König und sagte, den habe er gefunden in der Heide, ob er ihn als eine Verehrung annehmen wolle.

Der König nahm den Mörser und fragte, ob er nichts mehr gefunden habe. "Nein," antwortete der Bauer. Da sagte der König, er solle nun auch den Stößel herbeischaffen. Der Bauer sprach, den hätten sie nicht gefunden. Aber das half ihm so viel, als hätt' ers in den Wind gesagt: er ward ins Gefängnis gesetzt und sollte so lange darin sitzen, bis er den Stößel herbeigeschafft hätte. Die Bedienten mußten ihm täglich Wasser und Brot bringen, was man so in dem Gefängnis kriegt. Da hörten sie, wie der Mann

in einem fort schrie:"Ach,hätt' ich doch auf meine Tochter gehört! Hätt' ich doch auf meine Tochter gehört!"

Da gingen die Bedienten zum König und sagten ihm, wie der Gefangene in einem fort schrie:"Ach,hätt' ich doch auf meine Tochter gehört!" und daß er nicht essen und nicht trinken wolle. Da befahl er den B_edienten, sie sollten den Gefangenen vor ihn bringen, und da fragte der Herr König, warum er in einem fort schrie:"Ach,hätt'ich doch auf meine Tochter gehört!" "Was hat Eure Tochter denn gesagt?" - "Ja,sie hat gesprochen, ich solle den Mörser nicht bringen, sonst müßt' ich auch den Stößel schaffen." - "Habt Ihr eine so kluge Tochter, so laßt sie einmal herkommen!"

Also mußte sie vor den König kommen; der fragte sie, ob sie denn so klug sei, und sagte, er wolle ihr ein Rätsel aufgeben; wenn sie das lösen könnte, würde er sie heiraten. Da sprach sie gleich "ja", sie wollt' es erraten.

Da sagte der König:"Komm zu mir, nicht bekleidet,nicht nackend; nicht reitend,nicht gehend,nicht fahrend; und wenn du das kannst, will ich dich heiraten."

Da ging sie hin und zog sich aus splitternackend, da war sie nicht bekleidet, und nahm ein großes Fichnetz, setzte sich hinein und wickelte es ganz um sich herum, da war sie nicht nackend. Und borgte einen Esel fürs Geld und band dem Esel das Fischnetz an den Schwanz, daß er sie fortschleppen mußte:das war nicht geritten,nicht gegangen und nicht gefahren.

Wie sie so daherkam, sagte der König, sie habe das Rätsel gelöst und es sei alles erfüllt. Da ließ er ihren Vater los aus dem Gefängnis, nahm sie zu sich als seine Gemahlin und vertraute ihr das ganze königliche Gut an. --

Nun waren etliche Jahre herum, als der Herr König auf die Truppenschau zog. Da trug es sich zu, daß Bauern mit ihren Wagen vor dem Schloß hielten, die hatten Holz verkauft; etliche hatten Ochsen vorgespannt und etliche-Pferde.

Da war ein Bauer, der hatte drei Pferde, davon kriegte eins ein junges Füllen, das lief weg und legte sich mitten zwischen zwei Ochsen, die vor dem Wagen lagen.

Als nun die Bauern zusammenkamen, fingen sie an, sich zu zanken, zu schlagen und zu lärmen; der Ochsenbauer wollte das Füllen behalten und sagte, die Ochsen hättens gehabt; und der andere sagte, nein,sein Pferd hätt es gehabt,und es sei sein.

Der Zank kam vor den König, und der tat den Ausspruch, wo das Füllen gelegen habe, da sollt' es bleiben. Und also bekam's der Ochsenbauer, dems doch nicht gehörte. Da ging der andere weg, weinte und klagte über sein Füllen.

Nun hatte er gehört, daß die Frau Königin so gnädig sei, weil sie auch von armen Bauersleuten gekommen sei; ging zu ihr hin und bat, sie möchte ihm doch helfen, daß er sein Füllchen wieder bekäme. Sagte sie:"Ja, wenn Ihr mir versprecht, daß Ihr mich nicht verraten wollt, so will ichs Euch sagen. - Morgen früh, wenn der König beim Aufzug der Wache ist, dann stellt Ihr Euch hin mitten auf die Straße, wo er vorbeikommen muß, nehmt ein großes Fischnetz und tut, als fischtet Ihr; also fischet Ihr fort und schüttet das Netz aus, als ob Ihrs voll hättet," und dann sagte sie ihm auch, was erdem König antworten solle, wenn er gefragt würde.

Also stand der Bauer am andern Tage da und fischte auf seinem trockenen Platz. Wie der König vorbeikam und das sah, schickte er seinen Läufer hin, der sollte fragen, was der närrische Mann vorhabe. Da gab er zur Antwort:"Ich fische." Fragte der Läufer, wie er fischen könne, es sei ja kein Wasser da. Sagte der Bauer:"So gut wie zwei Ochsen ein Füllen kriegen können, so gut kann ich auch auf einem trockenen Platz fischen."

Der Läufer ging hin und brachte dem König die Antwort; da ließ er den Bauer vor sich kommen und sagte ihm, das habe er nicht von sich; von wem er das habe? Er sollt's gleich bekennen! - Der Bauer aber wollts nicht tun und sagte immer, er habe es von sich. Da legten sie ihm auf ein Gebund Stroh und schlugen u. drangsalierten ihn so lange, bis ers bekannte, daß ers von der Frau Königin habe.

Als der König nach Hause kam, sagte er zu seiner Frau:"Warum bist du so falsch gegen mich? Ich will dich nicht mehr zur Gemahlin. Geh wieder hin, woher du gekommen bist, in dein Bauernhäuschen!" Doch erlaubte er ihr eins: sie sollte das Liebste und Beste mitnehmen, was sie wüßte, und das sollte ihr Abschied sein. Sie sagte:"Ja, lieber Mann, wenn du's so befiehlst, will ich es auch tun," fiel über ihn her und küßte ihn und sprach, sie wolle Abschied von ihm nehmen.

Dann ließ sie einen starken Schlaftrunk bringen, um Abschied mit ihm zu trinken. Der König tat einen großen Zug, sie aber trank nur ein wenig. Da geriet er alsbald in einen tiefen Schlaf, und als sie das sah, rief sie einen Bedienten und nahm ein schönes weißes Linnentuch und schlug es um ihn herum, und die Bedienten mußten ihn vor die Türe in einen Wagen tragen, und sie fuhr ihn heim in ihr Häuschen. Da legte sie ihn in ihr Bettchen, und er schlief Tag und Nacht in einem fort, und als er aufwachte, sah er sich um und sagte:"Ach Gott, wo bin ich denn?", rief seinen Bedienten, aber es war keiner da.

Endlich kam seine Frau vors Bett und sagte:"Lieber Herr König, Ihr habt mir befohlen, ich solle das Liebste und Beste aus dem Schloß mitnehmen, nun hab ich nichts Besseres und Lieberes als dich, da hab ich dich mitgenommen."

Da stiegen dem König die Tränen in die Augen, und er sagte: "Liebe Frau, du sollst mein sein und ich dein!" und nahm sie wieder mit ins königliche Schloß und ließ sich aufs neue mit ihr vermählen; und da werden sie ja wohl noch bis auf den heutigen Tag miteinander leben.

Brüder Grimm

—+—

Die deutschen E i n t a g s f l i e g e n

mögen aus folgendem lernen!

Ein Rabbiner soll einmal gesagt haben:

"Der Politiker denkt in Monaten und Jahren,

der Staatsmann in Jahren und Jahrzehnten,

der religiöse Mensch in Jahrhunderten,

wir Juden in Jahrhunderten und Jahrtausenden."

Der Erfolg hat diesem Rabbi doch recht gegeben, wenn man die heute in der Welt herrschenden Machtverhältnisse betrachtet!

Was aber ist das Ergebnis des Kampfes vieler - und nicht der schlechtesten Deutschen in unserer Zeit?

Sie müssen in die Tiefe bauen!

Hans Röscheisen

—+—

Kurzsichtige Machtgier

Die Grottimühle

Vor altersgrauen Zeiten herrschte einmal der König Frodi in Gotland, das liegt an der Südspitze Schwedens. In seinem Reich gab es nun eine ganz sonderbare Mühle, die Grottimühle nämlich: an der brauchte man nur die beiden Mahlsteine zu drehen, dann konnte man alles bekommen, was man sich nur wünschen mochte. Nur waren die Steine so groß und so schwer, daß niemand sie bewegen konnte.

Da ließ König Frodi die stärksten Mägde seines Reiches kommen, die mußten versuchen, die Mühle zu drehen, aber es war unmöglich. Auch als sich ihrer hundert über die Mahlstange beugten und sich mit aller Kraft ins Zeug legten,- die Mühle blieb doch unbewegt, sie stand still wie zuvor.

Nun rief der König die stärksten Männer ~~zusammen~~, stellte ein gewaltiges Heer zusammen und schickte dieses nach Jötunheim, wo die Eisriesen hausten; die Männer sollten ihm zwei Riesenmägde rauben. Der Überfall gelang, und so wurden vor den König die Riesenfrauen Fenja und Menja geführt.

Wenngleich sie Gefangene waren, so trugen sie doch stolz erhoben ihr Haupt und sie rühmten sich , stärker zu sein als jeder einzelne von Midgard, dem Reiche der Menschen. Nur durch die feige Übermacht der Männer seien sie bezwungen worden.

König Frodi wollte ihre Stärke erproben. Darum sagte er, die Grottimühle könnten sie aber doch nicht drehen. Aber siehe: durch die Kraft der beiden Frauen drehten sich mit Leichtigkeit die Mahlsteine, und weithin hörte man ihr Knarren und Knattern.

Das gefiel dem König. Nun versprach er den Riesinnen die Freiheit, wenn sie ihm reiche Schätze an Gold hermahlen würden. Da drehten Fenja und Menja die Mahlstange und sangen ein Lied dazu, in dem sie für den König Frodi reiche Schätze erflehten.

Dieser lauschte ihrem Gesange und sah mit gewaltigem Staunen, wie der geheimnisvollen Mühle Goldesschätze in unendlicher Fülle entströmten.

Doch nun erwachte in seinem Herzen schnöde Habsucht. Statt sein Königswort zu halten und sein Versprechen einzulösen, zwang er die Maiden, immerfort weiter zu mahlen: bergehoch sollte sich das Gold vor der Mühle häufen.

Diese Treulosigkeit empörte die Riesinnen.

Wohl drehten sie die Mühle weiter. Doch das Zauberlied, das

sie jetzt sangen, wiegte den König und alle seine Mannen in Schlummer.

Sie drehten weiter und sangen ein anderes Lied: Da entquollen der Grottimühle unübersehbare Scharen gewappneter Krieger. Dann riefen sie den Schwedenkönig Mysing herbei, der war Frodis Feind von alters her. Und erst, als die Schweden Feuer in die Burg des Gotenkönigs warfen, weckten die Maiden diesen und seine Krieger.

Wohl kämpften die Goten wacker gegen die Feinde. Doch Fenja und Menja drehten weiter an der Mühle, da entströmten ihr weiter gewappnete Männer. Und für jeden Kämpfer, den die Goten töteten, mahlten die Riesinnen dem König Mysing deren zwei. Am Abend dieses Schlachtentages deckte Frodi die Walstatt und mit ihm seine Mannen, sie waren alle tot. -

Doch vergebens hofften jetzt die Riesenfrauen auf Befreiung. Auch in König Mysings Seele erwachte die Machtgier und die Habsucht, und er ließ auf seine Schiffe nicht nur die wundersame Grottimühle schaffen und alles Gold der Goten, sondern er schleppte auch die Riesinnen mit fort.

Und als sie an der norwegischen Küste entlang fuhren, befahl er ihnen, schon unterwegs ihm Salz in das Schiff zu mahlen.

Erbittert über den Undank, legten sich Fenja und Menja in die Mahlstange mit aller Kraft und sangen dazu ein Lied: schon bedeckte schneeweißes Salz den Boden des Schiffes. Sie drehten ohne Unterlaß, immer weiter, immer zu, und die Salzmenge stieg hoch und immer höher. Da drehten sie beschleunigt mit aller Kraft, bis des Salzes so viel wurde, daß das Schiff unter der Last in die Tiefe sank und mit ihm der König samt der Besatzung. Auch die Grottimühle stürzte ins Meer.

Die Riesinnen aber sangen ein anderes Lied, mit dem riefen sie ihre Brüder herbei, die Sturmriesen: die trugen die Befreiten in die Heimat zurück.

Die Grottimühle gibt es nicht mehr. Aber machtgierige Männer gibt es immer noch unter allen Völkern und allen Rassen. Ihnen mahlt eine unsichtbare Mühle das Grab.

Diepold

G e g e n s t ü c k :

DIE MUTTER DES VOLKES !

Königin Luise von Preußen

Keine deutsche Fürstin lebt so tief in der Liebe ihres Volkes weiter wie Königin Luise von Preußen, sie, die Anmutreiche, die trotz ihrer Jugend eine wahre Landesmutter war, welche Hoheit der Erscheinung mit Adel des Herzens verband, die mit jeder Lebensfaser ihrer Sippe und ihrem Volke verhaftet war. Sie war die Hoffnung und die Freude, woran in jener Zeit der tiefen Erniedrigung sich die gebeugten Gemüter aufrichteten; einten sich doch in ihrem Wesen weibliche Güte mit kindlicher Unschuld, Herzensstärke mit heiterer Geduld, warme Anteilnahme mit mutiger Entschlossenheit.

Durch diese seltene Vereinigung so vieler Vorzüge verstand sie es, Männer einander nahe zu bringen, die ohne ihr Zutun sich fremd, ja feindlich gegenüber gestanden hätten. Sie wußte ihren

Gemahl, den zaudernden König Wilhelm den 3., zu dem sie herzliche Neigung empfand, zu entschlossenem Handeln zu bewegen; sie wußte seine wahren Freunde zu schätzen und deren Einfluß beim Könige zu heben; vor der Lauterkeit ihres Wesens hielten sich die unredlichen Einflüsterer am Hofe zurück. Einen Stein, einen Scharnhorst, einen Gneisenau wußte sie zu würdigen; sie war es, die Kleists vaterländische Dichtung anregte und Schiller nach Berlin ziehen wollte.

Im Gegensatz zu zahlreichen Fürstlichkeiten des unglücklichen Landes lebte das Königspaar in vorbildlicher Einfachheit u.Sparsamkeit; der Haushalt wurde auf das Äußerste eingeschränkt,kostbares Tafelgeschirr verkauft, um die Kriegssteuer an Napoleon bezahlen zu können.

Die Königin erlebte nur die Jahre der tiefsten Schmach, erlebte nur die Sehnsucht nach der Befreiung. Wohl ahnte sie,daß der Freiheitdrang der Besten des Volkes bald alle Fesseln sprengen werde; aber das Volk, als Ganzes genommen, war noch mut-und ratlos, niedergeschlagen und dumpf-wehrlos. Doch, was in ihren Kräften stand, das tat Luise, um den Stern der Hoffnung zu zeigen.

Als dann schließlich die Siege der Deutschen erfochten wurden, weilte Königin Luise leider nicht mehr unter den Lebenden. Wehmütig gedachten ihrer jene tapferen Männer, die den Erfolg herbeigeführt hatten, gedachten ihrer Fürstin, der zu früh Dahingeschiedenen.

Der König verwand nie völlig ihren Tod, sie war der Halt und Inhalt seines Lebens gewesen, eine Warnerin vor schleichendem Verrat, eine Weiserin auf die echten und ehrlichen Freunde des Volkes.

So war sie durch ihre Hingabe an Volk und Heimat, durch ihre Fürsorge und warme Liebe in so großer Notzeit, durch das Wirken ihres Wesens mittelbar an jenen Siegen beteiligt, die zu erleben und freudig mitzufeiern, ihr nicht mehr vergönnt war.

Gertrud Finck

Die beiden Bäume

Zwei Bäume standen einst im Wald,
ungleich an Größe und Gestalt.
Die Eiche welkte, als es kalt,
die Blätter wurden braun;
die Tanne stand im Winterwald
lebendig anzuschaun.

Die Eiche sprach zur Tanne stolz:
"Mich braucht des Kriegers Kraft;
mein gutes,eisenhartes Holz
wird blanker Speere Schaft." -
Die Tanne wiegte leis und lind
das dunkle Nadelgrün
und ließ den Regen und den Wind
durch ihren Wipfel ziehn:
"Sei du des Mannes Schutz und Wehr
und diene ihm mit Stolz;
ich gebe meine Bretter her
zum schlichten Wiegenholz.

Die Mutter legt ihr Kindlein klein
in meiner Wiege Schoß,
sie singt ein Lied und wiegt es ein
und zieht es liebend groß.
Viel gab dem Volk und Vaterland
der Speer in edler Helden Hand;
doch mehr noch schenkt mein Wiegenschrein
für eines Volkes ewges Sein."

Da hielt die Eiche still beschämt
ihr mächtig Rauschen an.
Der Abend zog, mit Gold verbrämt,
durch Eichenbaum und Tann.

Lotte Huwe

+

Wenn wir zusammenfassend auf die Schwächen der uns Deutschen angeborenen Erkenntniskraft zurückblicken, so müssen wir ehrlich erkennen: Unser Volk hat zwar ganz hervorragende Persönlichkeiten hervorgebracht. Aber,als Einheit genommen, sind wir nicht die Klügsten der Menschheit. Andere Völker sind uns in manchem voraus. Indes ist die seelische Entwicklung unseres Volkes ja nicht abgeschlossen.

-+-

V E R Z E R R T E   M A N N E S T U G E N D E N

Die B l u t r a c h e

Eins von den ungeschriebenen Gesetzen bei unseren Ahnen war dies: Wenn ein wehrfähiger Mann oder Jüngling erschlagen wurde, mußte diese Tat von dem nächsten Verwandten des Erschlagenen gerächt werden. Es konnte aber auch beim Thing darüber verhandelt werden, und der Täter konnte sich in manchen Fällen durch eine "Buße", das heißt durch eine Geldsumme loskaufen. Doch war das nur in wenigen Fällen so. Das Gesetz der Blutrache forderte, daß der Vater den Sohn und der Sohn den Vater rächte an dem Mörder. Das geschah in offenem Kampfe, nicht durch heimtückischen Überfall. Erfüllte ein Mann diese Pflicht der Blutrache nicht, war er mit seiner Sippe von da an verachtet. Er hatte mit der Sippe die Ehre verloren.

Oswald Kraft

Die Sagas der Isländer

Das Wort "Saga" klingt fast gleich dem Wort "Sage", bedeutet aber doch etwas anderes. Die Sagas sind Geschichten, meist ganz nüchtern, aber unvergleichlich klar erzählt, vielfach die Geschichten von Sippen. Die Worte, die die Menschen jener Zeit miteinander wechselten, waren kurz, aber inhaltsreich. Mit dem, was ein Mann der Saga in drei Sätzen spricht, füllen unsere heutigen Bücher zehn Seiten.

Gertrud Finck

Diesen wortkargen, knappen und herben Stil der Sagas läßt uns sehr gut folgende Erzählung erleben:

Thorgeirs Vaterrache

Ein Mann hieß Havar. Er wohnte auf dem Hof Gletscherquell. Seine Frau war Thorelf. Sie hatten einen Sohn namens Thorgeir. Er war früh entwickelt, groß,kräftig und kampflustig. Schon in jungen Jahren nahm er Schild und Schwert in die Hand. -

Auf dem Hof Schalenhang wohnte ein Mann namens Jödur. Ein großer Häuptling und Haudegen war er, streitsüchtig und ungerecht, aber mächtig und einflußreich im Bezirk. Er hatte viele Totschläge vollbracht und hatte niemals mit Geld gebüßt. -

Einmal im Winter ritt dieser Jödur mit seinen Knechten nach Ackerspitze, um Mehl zu kaufen. Sie kamen an Havars Gehöft vorüber, und Jödur bat Havar, ihm ein Pferd zu leihen für seine Fahrt. Havar lieh ihm das Pferd, sagte aber:"Ich will, daß du das Pferd auf deinem Rückweg hier läßt. Länger sollst du es nicht haben."

Jödur versprach es. Er ritt nach Ackerspitze und kaufte, wie beabsichtigt, Mehl ein. Sobald er alles erledigt hatte, machte er sich auf den Heimweg.

Als sie wieder an Havars Hof vorüberkamen, sagten die Knechte, daß man Havars Pferd zurückgeben müßte. "Ich habe keine Lust, mich damit aufzuhalten!" erwiderte Jödur, "das Pferd soll seine Last bis nach Hause tragen, und ich schicke es zurück,sobald ich es nicht mehr brauche." - "Tu, was du willst," meinten die anderen, "doch hat es Havar nie geliebt, daß seine Bestimmungen mißachtet werden." - "Darum werden wir uns nicht kümmern," sagte Jödur. -

Havar sah die Schar kommen und erkannte, wer es war. Er ging auf sie zu, grüßte und sagte:"Jetzt mußt du das Pferd hier lassen, Jödur!" - "Du wirst es mir doch bis nach Hause leihen," erwiderte Jödur. - "Ich will nicht, daß das Pferd weiter mitkommt," sagte Havar. - "Dann werden wir das Pferd behalten, ob du es willst oder nicht!" rief Jödur. - "Kann sein, daß es dazu kommt," versetzte Havar. Er lief zum Pferd, warf die Last herunter, ergriff es bei den Zügeln und wollte es nach Hause führen. Jödur hatte einen Speer mit Widerhaken in der Hand. Er stürzte auf Havar zu und durchbohrte ihn. Die Wunde kostete Havar das Leben. Darauf nahm Jödur das Pferd und führte es nach Hause. ---

Havars Hausgenossen fanden, daß er reichlich lange ausbleibe. Sie begannen, nach ihm zu suchen, und fanden ihn dort liegen,wo Jödur ihn erschlagen hatte. Das schien ihnen ein großes Ereignis zu sein. Die Kunde von Havars Tod verbreitete sich rasch über den Bezirk. --

Havars Sohn Thorgeir befand sich damals bei seinem Freund Thormod im Eisfördenbezirk. Als ihn die Nachricht von dem Tode seines Vaters erreichte, ließ er sich über die Breitförde rudern und machte sich auf den Weg nach Süden. Die Wege waren gut, und in der ganzen Gegend gab es keinen Schnee. Als Thorgeir über die Weißach gekommen war, nahm er die Richtung auf Schalenhang. Es war neblig und lau. Es war dunkel, auch weil es Nacht zu werden begann.

Am späten Abend kam Thorgeir nach Schalenhang. Die Tür war schon geschlossen, und die Leute waren gerade aus der Küche in die Stube gegangen. In der Stube brannte Licht. Thorgeir pochte an die Tür. Jödur sagte:"Es ist an die Tür geklopft worden. Gehe einer hinaus!" Ein Knecht schaute hinaus und sah einen bewaffneten Mann vor der Tür stehen.

"Wer bist du?" fragte er. - "Ich heiße Vigfuß," antwortete der Mann.-"Tritt ein!" sagte der Knecht, "du kannst Obdach haben." - "Ich nehme kein Obdach an von einem Knecht. Sage dem Jödur, daß er herauskommen soll!"

Der Knecht ging wieder hinein, und Thorgeir blieb draußen.Als der Knecht wieder in der Stube war, fragte Jödur:"Wer ist da draußen?" - "Ich habe keine Ahnung, wer es ist," antwortete der Knecht. - "Hast du ihm Obdach angeboten?" fragte Jödur. - "Ja, das habe ich ," sagte der Knecht. - "Was hat er dazu gesagt?" - "Er hat gesagt, daß er sich von Knechten nicht einladen lasse. Du möchtest selbst herauskommen."

Jödur nahm einen Speer und setzte sich einen Helm auf. Darauf ging er mit zwei Knechten zur Tür. Er sah einen Mann davor stehen, senkte den Speer und setzte ihn mit der Spitze auf die Schwelle. Er fragte den Ankömmling, wer er sei.

"Ich heiße Thorgeir!" sagte der Mann. - "Was für ein Thorgeir bist du?" - "Ich bin Havars Sohn." - "In welcher Angelegenheit bist du gekommen?" - "Was es für eine Angelegenheit wird, weiß ich noch nicht. Ich will fragen, ob du mir Buße zahlen willst für die Erschlagung meines Vaters." - "Hast du denn noch nie gehört, daß ich schon manchen Mann erschlagen und doch niemals Buße gezahlt habe dafür?" - "Darüber ist mir nichts bekannt. Doch, wie dem auch sei, mir kommt es zu, diese Buße zu fordern; denn der Hieb traf mich sehr."

Da sagte Jödur:"Büßen kann ich den Tod deines Vaters nicht, Thorgeir; denn dann wird noch manch anderer der Meinung sein,daß ich auch ihm Buße zu zahlen hätte." So sprachen sie weiter.

Thorgeir stand in einem gewissen Abstand zur Tür. Er hatte einen Speer in der Rechten und hielt ihn mit der Spitze nach vorne. In der Linken hatte er eine Axt. Jödur und seine Leute konnten draußen schwer etwas erkennen, da sie aus dem Licht gekommen waren. Thorgeir sah dagegen leichter, wie sie in der Tür standen.

Als sie es am wenigsten erwarteten, trat Thorgeier heran und durchbohrte Jödur mit dem Speer, so daß er seinen Leuten in die Arme fiel. Darauf entfernte sich Thorgeir schnell im Dunkel der Nacht. Die Knechte aber bemühten sich um Jödur.

Fünfzehn Jahre alt war Thorgeir, als er diesen Totschlag vollbrachte.

Thorgeir ging geradewegs nach Hause. Als er dort angelangt war, klopfte er an die Tür. Thorelf, seine Mutter, weckte einen Knecht. Der zeigte wenig Neigung, hinzugehen. "Unnötig scheint es mir,aufzustehen, wenn Leute bei nachtschlafender Zeit kommen!" sagte er. - "Wenn einer bei Nacht und Nebel kommt, wird er schon einen Grund haben," sagte Thorelf. Der Knecht erhob sich langsam, ging zur Tür und öffnete. Er sagte nichts und legte sich wieder in sein Bett. Thorgeir trat ins Haus, schloß die Tür und ging in die Stube.

"Wer war da?" fragte Thorelf den Knecht. "Ich weiß es nicht u. will es auch nicht wissen," antwortete der Knecht. Dann sagte sie

zu einer Magd:"Sieh du nach, was es für ein Mann ist, der hergekommen ist!" Die Magd stand auf, ging zur Stube und fragte,ob da jemand sei. "Gewiß ist jemand hier," war die Antwort. Sie fragte, wer das sei. "Ich heiße Thorgeir," wurde geantwortet. Die Magd ging wieder in die Schlafstube. "Wer ist gekommen?" fragte Thorelf. "Ich glaube, dein Sohn Thorgeir ist gekommen," antwortete die Magd.

Da stand Thorelf auf, machte Licht und ging in die Stube.Sie begrüßte herzlich ihren Sohn und fragte, was geschehen sei."Eine Wunde ist heute auf Schalenhang geschlagen worden," sagte Thorgeir. - "Wer hatte Teil daran?" fragte Thorelf. - "Ich kann nicht bestreiten, daß ich dabei war," sagte Thorgeir. - "Wie groß war die Wunde?" - "Ich glaube nicht, daß die Wunde, die er von mir bekam, einen Verband brauchte. Meinem Speer konnte ich es ansehen, daß er ganz hindurchgegangen war. Und der Mann fiel zurück in die Arme seiner Leute!" Da rief Thorelf aus froher Brust:"Wie ein Mann hast du dich benommen,mein Sohn! Heil über deine Hände! Warum haben dich aber seine Leute nicht verfolgt?" - "Zunächst hatten sie anderes zu tun," sagte Thorgeir, "und später war nicht mehr viel von mir zu sehen bei dieser Dunkelheit." - "So wird es gewesen sein," sagte Thorelf. Und Thorgeir bekam sein Abendessen.

Thorgeir und seine Mutter verkauften ihren Besitz und zogen in eine andere Gegend. Im Sommer wurde ein Vergleich abgeschlossen mit der Sippe des Jödur.

Oswald Kraft

Helge und Sigrun

Sigfried, der Drachentöter, war der Sohn des Frankenkönigs Sigmund, des Wälsungen, und der Königin Jordis.
Frau Jordis aber war die zweite Gattin Sigmunds. Vor dieser hatte er die stolze und selbstbewußte Borghilde von Dänemark zur Gemahlin.

Deren erstes Kind war der Knabe Helge. In diesem lebte, wie in seinem jüngeren Halbbruder Sigfried, Wotansgeist und Asenkraft. Darum konnte ihm schon mit fünfzehn Jahren die Herrschaft anvertraut werden.

Doch dem König Hunding deuchte die Gelegenheit günstig, Dänemark zu erobern, und so fiel er mit Heeresmacht über das "Kind Helge" her. Es kam zur Schlacht. Schon wankten die Reihen der Dänen. Da, in höchster Not, erwachte der Asengeist in Helge: obwohl er seinen Helm verloren hatte, stürzte er sich auf König Hunding selber; dieser stutzte vor dem ungewohnten Anblick des unbehelmten Angreifers, mehr aber noch vor Helges Augen, die ihn wie eine verzehrende Sonne anlohten, - und in diesem kurzen Augenblicke traf ihn unvermutet ein furchtbarer Schlag Helges, der ihm durch den Helm in den Kopf drang. Dänemark war gerettet vor dem Angriff, die Leute aber nannten seitdem den jungen Helge "Hundingstöter". Er hatte sich bewährt. ---

Es vergingen einige Jahre in Frieden. Als aber die Hundingsöhne herangewachsen waren, forderten sie von Helge Buße für des Vaters Tod. Der verweigerte sie, und so zogen die Hundingsöhne wider ihn zu Felde. Aber auch sie konnten vor dem Wälsungenmut

nicht bestehen: alle fielen sie durch Helges Hand.
Noch größer wurde Helges Ruhm. –

Eines Tages kam eine Königstochter namens Sigrun zu ihm und bat um seinen ritterlichen Schutz. Ihr Vater wollte sie an einen ungeliebten Mann(Hodbrod hieß er) verheiraten. Da floh sie zu Helge.

Die königliche Erhabenheit des stolzen Mädchens, ihr Ehrgefühl, ihre Schönheit und die Kraft ihres Wesens machten es ihm leicht, ihr Beschützer zu werden. Er gewann die Holde lieb und war bereit, sie in ehrlichem Kampfe zu erringen.

Also rüstete er seine Drachenschiffe gegen Hodbrod. An dessen Gestade angekommen, kündete er ihm durch hochgezogenen Schild den Kampf an und ließ ihm durch einen Boten erklären,daß er mit Hodbrod um das Mädchen kämpfen wolle. Sodann wartete er, bis der Gegner gerüstet war.

Aber der ging nicht allein in den Kampf, sondern auch Hodbrods Vater und Brüder, auch Sigruns Vater zusammen mit dem jungen Dag, der Sigruns Bruder war, sie alle stürzten sich kampfesmutig auf die Dänen. So entbrannte die Schlacht am Wolfsstein, und sie tobte den ganzen Tag vom Morgen bis zum Abend. Aber schließlich hatte Helge mit seinen tapferen Mannen die Gegner ins Innere des Landes zurückgedrängt; Hodbrod, sein Vater und seine Brüder waren gefallen, auch Sigruns Vater war tot.Da stellten die anderen den vergeblichen Kampf ein.

Von Sigruns Sippe war nur einer übrig geblieben, der Knabe Dag. Ihn hatte Helge töten wollen; doch der Knabe hatte die gleichen strahlenden Blauaugen wie Sigrun, da wurde Helge gerührt und schenkte dem Jungen das Leben. Doch mußte Dag Urfehde, also Frieden den Wälsungen schwören.

Traurig über den Verlust manches Gefährten, glücklich über den Erfolg, kehrte Helge zurück nach Helgesheim, Sigrun die Kunde vom Siege zu bringen.
Nun konnte sie seine Gemahlin werden. --

Aber Dags Seele konnte nicht zur Ruhe kommen. Das Gewissen quälte ihn:
Immer hatte er vom heiligen Gesetz der Blutrache gehört, von der höchsten Pflicht, den Tod des Vaters zu rächen. Die größten Helden hatten ihr Leben geopfert, um dieses Gesetz zu erfüllen. Sollte er sich vor diesen schämen müssen?
Drum lastete schwer auf ihm die Fessel des Eides, den der Wälsunge ihm abgenommen. "Soll ich ehrlos werden und das heilige Gebot nicht erfüllen? Oder werde ich ein Meineidiger, der seinen heiligen Schwur bricht?"

In diesem Zwiespalt des Gewissens siegte Blut und Sippengefühl: Dag fuhr hinüber nach Helgesheim. In einem Hohlweg lauerte er jenem auf, der ihm den Vater genommen, und tötete Helge mit gut gezieltem Speerwurf. Dann reitet er auf Helges Roß zur Schwester und teilt ihr mit, was er habe tun müssen als heiligste Pflicht.
In namenlosem Weh verflucht Sigrun den Bruder, dann beerdigt sie den einzig Geliebten, den herrlichen Helden in einem Grabeshügel am Meer. Sie ißt nicht mehr, trinkt nicht mehr; tagsüber weilt sie am Grabe, die Nacht ist ihr ein einziger Traum von Helge, dem Helden. Schließlich stirbt sie an gebrochenem Herzen,

bevor der Schmerz ihre Seele vollends umdüstert hätte.

So hat Dag durch seine Blutrache nicht nur einem Helden aus Wotans Stamm das Leben genommen, sondern auch der eigenen Schwester, bevor sie das Leben weiter gegeben hat. Noch war kein Kind aus der Ehe dieser beiden hochgemuten Menschen entsprossen. Germanisches Blut war um eine wertvolle Sippe, die Erde um Göttliches ärmer geworden.

Doch Dags"Gewissen"war zur Ruhe gekommen!

Diepold

Der Blutrache Ende

Wenn man vom Weserstrome her westwärts an die zwei Stunden durch die fruchtbare Marsch gewandert ist und in derselben Richtung ebensolange über das bebende Moor, dann steht man am hohen Rande der sandigen Geest vor einem weithin lugenden,stattlichen Bauerngehöft. Das heißt "der Eekenhoff".

Vor hundert Jahren hatte ein Schreiber auf dem Amte den plattdeutschen Namen in den hochdeutschen "Eichenhof" übertragen.Ihm erschien das "vornehmer". Wer aber den Hof betritt und die Umgebung abschreitet, der findet dort mächtigen Buchenbestand und weiß, daß die paar Eichen, die hier und da stehen, erst in allerjüngster Zeit angepflanzt wurden.

Man erhebt also die Frage:Warum wurde der Hof nicht "Bökenhoff" benannt? Wir stehen mithin vor einem Rätsel.

Die Forschung hat es jedoch gelöst und sagt, daß er ursprünglich "Ikenhoff" hieß nach dem Bauerngeschlechte der Iken, das dort wohnte. Die Iken aber waren Nachkommen des Friesen Iko,der hier bei Nacht und Nebel einwanderte zu der Zeit, als noch die Wölfe ihre nächtlichen Wege durch das Nordermoor über die Wolfstraße machten, die heute noch jedes Kind in der Gegend kennt.-

Iko war nächtens den Weg gar oft gegangen. Ostwärts ledig, westwärts keuchend unter schweren Lasten, die er dann in einer dürftigen Hütte barg,und sich dazu. Saure Wochen hatte ihn der Bau gekostet: Alle Arbeit mußte er allein verrichten;denn niemand sollte seinen Unterschlupf erfahren.

Auf seinem letzten Wege in die neue Heimat folgten ihm seine Frau Jarste mit dem fünfjährigen Sohn an der Hand und einem Wikkelkind auf dem Arm. Iko selber trug ein dreijähriges Mädchen huckepack; und der siebenjährige Herge tastete im Mondenschein seinen Weg schon wacker mit. Aber der jüngere Bruder weinte schließlich vor Müdigkeit und sagte, ihm täten die Füße so weh. Da mußte man rasten. Nach kurzer Pause ging es weiter, bis der kleine Trupp sich unter den Buchen verlor und endlich in der Hütte unterkroch. Die Kinder fielen auf spärlicher Streu rasch in Schlaf. Die Eltern aber entfachten das Torffeuer noch zu neuer Glut, kochten einen Tee aus Schafgarbe und aßen ein wenig Brot dazu. Das geschah unter sorgenschwerem Schweigen.

Endlich begann Jarste:"So - Iko - hier sind wir ja wohl nach so viel Fluchten endlich sicher. Wölfe werden nicht in unsere Hütte einbrechen wie die Menschen." - Nach einer Pause fuhr sie fort:"Wenn ichs recht überlege, so finde ich, daß Menschen ärger sind denn die Wölfe. Tiere töten, solange sie Hunger haben . Ihr Männer aber tragt eure Rachegelüste Tage und Nächte, ja Monde u.Jah-

re hindurch in eurem Herzen, daß eure Augen finster und all euer Sinnen ohne Freude wird. Euch hetzt eine kranke Ehre von Ort zu Ort, von Tat zu Tat, von Blut zu Blut. In eurem Rasen seht ihr nicht, wie durch Mord um Mord des Stammes Kraft vergeudet wird. Rettet einer seiner Sippe Blut, so wie du, dann zieht er ins Elend, in die Fremde. O,ihr Männer, wie hart sind eure Gesetze!"

Iko sah seinem Weibe voll ins überglutete Antlitz und sprach: "Vielleicht bin ich durch dich weich geworden, oder es pocht mir das Blut nur noch matt in den Adern, daß ich dir recht gebe.Aber sage selber: Mußte ich nicht Blutrache nehmen an Wenke, der mir den Vater erschlug?"

"Ach" - lachte Jarste bitter auf - "du vergissest wohl, daß d e i n Vater des Wenke Vater Tammo niederhieb bei der Mahd u. Tammos Bruder Lübbo dazu."

Wild fuhr Iko dazwischen:" Mußte er nicht also tun? Hätte nicht Lübbo sonst Blutrache geübt? Du weißt doch, wie auf dem Robbensand beim Robbenschlagen das ganze Unheil anhub."

"Ich weiß, ich weiß" - seufzte Jarste - "Gerke tötete Ummo, Ihno den Gerke, H_ayo wieder Ihno, ach, du kennst sie ja alle selber besser als ich. Überzähle ich sie, so liegen über dreißig Männer erschlagen. Wieviel Frauen und Kinder in Not kamen, das hab ich noch nicht einmal bedacht bislang. Aber nun es mich selber trifft durch dich, da fange ich an, den ganzen Jammer mehr zu umsinnen. Das weiß ich: Der erste Mord ist wie eine Saat von Unkraut, das aufgeht und das dann alle edle Frucht ringsumher erstickt."

"Du irrst, es ist dem Unkraut nicht vergleichbar, Jarste" - grollte Iko - "es ist die Treue zum Blut."

Jarste sann eine Weile und starrte in die rote Glut des Feuers. Dann erhob sie ihre Stimme aus der tiefsten Not in ihrer Seele und sprach dumpf:"Ja - es ist die Treue, das ist wahr.Aber eure Treue gilt allein den Toten, nicht den Lebenden oder gar dem Leben unseres Stammes."

"Halte ich dir nicht die Treue?" widerfragte Iko.

"Das tust du,ja" - erklang es aus des Weibes Munde - "aber du spielst mit deiner T_reue zu mir und den Kindern und damit zu unserm Stamme, spielst, wie du mit deinem Leben spielst, wenn du auf Rache ausziehst, von der du nicht immer weißt, ob sie dir gelingen wird. Das Leben sollte dir um eines Spieles willen zu heilig sein."

"Nicht Spiel ist es" - entgegnete Iko.- "Es ist ein Tun aus Herzensnot, die das Gesetz der Blutrache in unser Leben bringt. Folgen wir ihm nicht, dann verfolgt uns die Unehre."

"Diese eure Unehre ist nichts als mangelnder Mut, ein neues Gesetz zu fordern, das dem Leben dient," sprach Jarste. Ihre Worte klangen nicht wie eine Anklage, sondern wie eine Erlösung,die da ruft: Ich fand den Ausweg!

Iko sah seine Frau erstaunt an. Er begriff ihre Worte und schweren Herzens brachte er hervor:

"Jarste, du hast recht. Ich will vor das Thing treten u.will dein Gesetz fordern, das d e m L e b e n d i e n t . Wahrhaftig, ihr Frauen wißt dort noch Wege, wo sie uns Männern verram-

melt erscheinen."
Das Thing fand dies Gesetz: das Gesetz vom Wehrgeld.
Iko zahlte es.
Daher grünt der Stamm seines Geschlechtes noch heute.

Richard Hoyer

Über die Blutrache sind wir hinausgewachsen.
So wird eines Tages unser Volk auch reif werden, zu überwinden:

U n s i t t l i c h e   V a s a l l e n t r e u e

Hagens Meintat

(Walter und Hildegund, die Königskinder, mußten lange Jahre wie auch Hagen von Tronje als Geiseln im Hunnenlande"im Elend" verbringen. Hagen entfloh zuerst. Später gelang auch den beiden anderen die Flucht. (Siehe Band 2,Seite 43) Nach vierzig Rasten gelangten sie an den Rhein, ein Fährmann setzte sie über. Walter gab dem Fergen als Fährgeld Fische,) seltene Tiere, wie sie das Rheinvolk nicht kannte.

Der Ferge brachte die Fische zur Pfalz(an den Hof, wo Gunter thronte und Hagen diente,) löste klingende Münze und ging. Der Königskoch briet sie am andern Tage, deckte das Mahl und freute sich stolz seiner Kunst.
Als Gunter die Schüssel erblickte, rief er:"Ein Zauberer schuf diese Fische. In Franken schwammen sie nicht. Man hole den Koch!"
Der brachte den Fergen, und düster erzählte der Riese:

"Da schon der Mond aus dem Walddunkel stieg, kam ein gewappneter Fürst, ein Recke, und bat um das Boot,für sich,eine Maid und den Hengst. Er trug eine goldene Brünne, heldisch Gebärde und Blick. Ihm folgte die Maid, die schön war wie keine des Landes. Sie führte den Hengst. Am Sattel hingen zwei Schreine,und als er die Planke zum Fährboot betrat, klangen und klirrten sie auf. Sie bargen Kleinode, Schatzgold der Ferne. Die Maid blickte gütig; ein goldener Reif hielt ihr das Haar; er aber schritt wie ein Sieger. Der Recke bot mir die Fische als Lohn, dazu einen Armring aus edelstem Gold."

So sprach er, und Hagen rief in den Saal:"Walther,der Blutsfreund, kehrt heim, und Hildegund,Herrichs Tochter, ist seine Braut."
Gunter entgegnete lüsternen Blickes:"Der Schatz, den mein Vater dem Attila gab, kommt aus hunnischem Lande zurück.Ich fordre das Gut!"

"Nicht dir gehört,was er trägt," erwiderte Hagen. "Walter hütet eigene Gaben. Ich warne."
Aber der König sprang auf, besessen von Gier. Er wählte im Ring der Gefährten zwölf Degen, auch Hagen, schnürte die Brünne,den Helm und das Schwert, rief nach den Hengsten und zwang seine Recken zu Rüstung und Ritt. Das Mahl ließ er stehen.
Hagen gedachte des Freundes und wehrte. Doch Gunter rief trunken:"Gold ist des Ewigen Gabe,gewachsen aus Sonne und Erde.

Wir reiten und kehren beladen zurück!" - "Ich reite," trotzte der Tronjer, "und grüße den Bruder aus Elend und Wal."

Da jagten sie fort: Ein König und streitharte Degen, spähten wie Wölfe im Wald und lachten des Warners, der dunkel und schamrot im Hengstsattel saß und unwillig ritt.

+

Hildegund, Walter und Löwe,der Hengst, stiegen die Schlucht hinauf, die eng und zackig,doch sicher zwischen zwei Hochfelsen lag. Sie ragten ins Blaue, und schmal lief ein Pfad und führte hinauf. "Hier können wir ruhen. Schaue hinab, während ich schlafe! Erkennst du wirbelnden Staub, der Reiter verhüllt, so wecke mich!" So sagte Walter.

+

Gunter merkte die Spuren des Hengstes, die Schritte der Maid, den männlichen Fuß und trieb die Gefährten durch Kiesel und Dorn. Hagen warnte noch einmal:"Hättest du Walter im Kampfe gesehen, den Recken im feindlichen Ring: du zagtest und hieltest den Hengst. Er reitet ehern. Sein Schwert türmt den Hügel der Toten: Keiner ist mächtig wie er!"-Gunter blieb hart, und die Staubwolke flog.

+

Hildegund merkte sie bald, erkannte dreizehn im Trabe und weckte den Schlummernden jäh:"Helmträger nahen und reiten zu Berg!" Walter sprang auf, nahm seine Wehre und prüfte das Schwert: Es schnitt wie ein Blitz. "Die Norne wartet am ewigen Baum. Wir stehen gefeit," sagte er stolz. Wuchtig stand er, von Sonne umflammt, im Eingang der Schlucht. --

Hagen sah ihn und sprach: Walter sei maßvoll und klug; der Bitte spende er gern den Schatzteil des fahrenden Gastes. - Gunter versetzte:"Wir wollen ihn fragen." So fegten sie fort, im Hufschlag der Hengste.

Am Fuße des Berges hielt Gunter inmitten der Degen und schickte Gamelo von Metz, Hagens Neffen, hinauf. Er sprengte wie Sturm über den Saumpfad, dicht an den Wall und rief:"Künde Herkunft u. Weg, gewappneter Mann!"

Walter gab zurück:"Gote bin ich, Walter, der heimkehrt vom Lande der Hunnen. Hagen kennt mich, der Kämpe auf schwarzem Hengste mit düsterer Brünne und schmucklosem Helm."

Gamelo begehrte:"Gunter befiehlt dir, die Schreine zu geben, den Hengst und die Maid. Er schenkt dir Brünne und Leben, das Schwert und den Schild."

"Ich biete, den König zu ehren," sprach Walter, "als Wegezoll einhundert goldene Spangen."

Gamelo brachte die Kunde zu Tal, und Hagen riet, die Gabe zu nehmen. Er ahnte Unheil. Gunter höhnte:"Im Sohne redet der Vater; der riet auch, dem Hunnen zu zinsen."

Der Spott zürnte den Tronjer, er straffte die Zügel und rief: "Ich reite zur Seite, sag los mich vom Raub." Er lenkte den Hengst auf den Hügel, der abseits vom Bergpfade lag, stieg aus dem Sattel, legte den Helm, das Schwert und den Schild neben die Eiche und setzte sich nieder. -

Gamelo ritt wieder hinauf, hielt vor dem Helden und rief:"Der König läßt dir die Maid und das Roß. Er will deinen Schatz."

"Stahl ich die Schreine," sprach Walter, "dem Herrn, der dich schickt? Schulde ich Zins? Doch sage ich: Friede steht höher! Ge-

währe den Zug! Ich biete dir zweihundert Spangen aus uraltem Golde."

"Du gibst, was ich wollte, oder dein Leben!" trotzte Gamelo, raffte den Schild und warf seinen Speer. Walter bog aus;dann sprang er an, schwang seine Klinge und trieb sie dem Gegner ins Herz. -

Scaramund sah es, der Neffe Gamelos, und stürzte den Bergpfad hinan, allein auf stämmigem Hengste; denn schmal war der Weg und bot nur für einen Mann Raum. Auch ihn traf der Schlag: Der Ger des Goten durchbohrte ihm Ringe und Hals. -

Als Gunter es sah, der König in brünnstarker Schar, schrie er: "Wo Blut floß, gibt es nur Rache. Wir zwingen den Goten, der kampfmüde wird!" So stürmte der Dritte, der Vierte, der Fünfte; als Sechster Patafried,Hagens Neffe; es stürmte der Siebte, der Achte, der Neunte, der Zehnte, der Elfte: sie alle fielen durch Walter, den wuchtigen Recken. --

Gunter stand einsam, und Grauen durchschüttelte ihn. Er stieg auf den Hengst und floh zu dem Hügel, wo Hagen, starr, in das Abendrot sah, das über den Waldbergen wuchs.
Er bat ihn, zu streiten.
Aber der Tronjer blieb hart:"Du schmähtest den Vater im Ringe der Recken: da wurde ich unwert. Der Ehrlose ist nur ein Wicht."
Gunter bestürmte den Starren:"Wehe, wie magst du des Wortes gedenken? Ich sprach es im Zorn. Tot liegt die Ruhmschar der Recken, Fraß für Raben, und Schande folgt künftig dem fränkischen Bann, so man erzählt, ein Fremder erschlug sie, e i n Degen die Schar! Dich trifft dann dreifacher Schimpf. Hagen,den König im Schicksal zu fliehen, ist Frevel, der jeden Gesippen empört!" --

Wie Stachel trafen die Worte den Tronjer. Aber er sprach:"Walter ist mein Gefährte. Mich bindet der Schwur." - "Sind dir die Toten," erwiderte Gunter, "nicht auch Gesellen der Treue?" - "Nicht ich: DU triebst sie hinauf!" versetzte der Tronjer, "und bitter rächt sich die Gier!" - "Gilt dir der Gote mehr als dein Volk? Spüre die Stunde! Ehre brennt mir das Blut." So redete Gunter.

Doch Hagen stand düster und schwieg. Bleich wie Bast war sein Antlitz, und Gunter saß traurig im Sattel.

Hagens Treue lag in der Wage:
Er dachte an Walter - sah drüben die Toten, darunter der Schwester einzigen Sohn,den Neffen, und vor ihm stand Gunter,der König, und bat.

Da brannte allmählich sein Sinn, und er entschied:
Die Ehre des Königs bleibt heilig Gebot! ---

"Walter steht ehern," so sprach er," geschützt von der Schlucht, bezwingt er ein Heer. Doch ich helfe! Ich helfe dem König, wie schwer es auch wird. Den Neffen zu rächen, trennte ich niemals den Bund; denn Walter ist edel und treu."

So sprach er und riet eine List: die Rosse zu nehmen und seitwärts zu reiten durch Wiese und Hag; dann wähne er Ruhe, verlasse das Lager und ziehe ins offene Feld: dort wolle er streiten!
Gunter war froh. Er sprang aus dem Sattel, umarmte und küßte

den Tronjer und gab ihm die Hand. Dann griffen sie rüstig die Rosse, stiegen hinauf und ritten ins Ried. ---

Die Sonne sank hinter das Joch,und Nacht brach herein. Walter stand müde, prüfte die Stunde und sprach:"Was bleibt mir,zu tun? Der König küßte den Tronjer. Im Kuß liegt Verrat. Reiten wir nächtlich den dornigen Pfad? Ruhe ich hier? Gunter wird jagen, Hilfe zu holen. Beim Frühlicht beginnt der Kampf wieder neu, wenn nicht ein Hinterhalt wartet. "Der Gote sorgte und sann, bis er entschied: Gunter solle nicht sagen, er sei gleich dem Diebe entflohen; die Schlucht biete Schutz: dort schlafe er sicher und ruhe. - Hildegund rührte sich still, ein Mahl zu bereiten. Er fällte Gehölz, nahm Reiser und Dornen und sperrte den Pfad, den Zugang zur Schlucht. Dann nahm er Hildegunds Trunk, Bratfisch und Beeren des Waldes, die sie ihm pflückte. Er tröstete sie, sah über den Gipfeln die Sterne und streckte sich müde.

Hildegund wachte indes, saß ihm zu Häupten und sang Lieder der Ahnen, bis Mitternacht kam und Walter, erquickt durch den Schlaf, sich hob und die Frühwache begann, derweil sich das Königskind legte und schlief.

Die Stunden rannen, und als die Frühe den Wundersaum spann, rief er Hildegund wach und hob sie aufs Pferd. Sie ritten und spähten.

+

Nach einer Weile sah Hildegund um, schaute zwei Männer im Ritt und rief dem Geliebten:"Der Feind naht!" Walter erkannte den König und Hagen von Tronje, hob seine Rechte und schwur:"Besser als Schande ist rühmlicher Tod! Was soll uns die Furcht? Ich trotzte schon schlimmerer Not. Lenke den Löwen und birg dich im Hain! Ich warte am Bergfuß und grüße den Feind!"

Sie folgte dem Worte des Helden und schwand, und Gunter rannte ihn an:

"Dem Schlupfloch entronnen, wütender Würger?-Stehe auf offenem Plan: Und Spott wird dein Sieg!"

Der Gote mißachtete den König und sah ihn nicht an. Aber zu Hagen sprach er:

"Wurde die Treue Trug? Standen wir darum im Elend? Denkst du der Kämpfe, die uns am Weltende einten, als wir die Gegner des Hunnen bestanden? Ziehst du das Schwert gegen mich? Ich hoffte, dich friedlich zu finden, nach hastiger Fahrt im Lande der Franken den Freund. Ich rufe die Eide der Jugend und bitte: Meide die Meintat! - Ich biete den Schild,bis zum Rande mit uraltem Golde gefüllt."

Hagen versetzte, finsteren Blickes:" D U brachest die Treue, wie klug du auch sprichst, erschlugst mir den Neffen, die Blüte der Sippe. - Was soll mir der Schatz? Hier gilt die Ehre. Ich fordre von dir des Erschlagenen Blut!"

Dann sprang er vom Hengste, und Gunter und Hagen folgten ihm jäh. Sie standen zum Kampfe, zwei gegen einen, und Hagen begann. ...Die Franken zogen das Schwert und stürmten ihn an. Er wehrte mit machtvollem Ger und stand als Eiche im Sturm.

"Hüte dich,Gunter!" flüsterte Hagen, "Walter kämpft wach.Wir machen ihn matt."

Walter stand zornrot wie nie: ein Bär, den Hunde umbellen zu

tödlicher Hatz. Die Stunden vergingen. Walter spürte: Nicht lange mehr kann ich mich wehren. Mich zwingt ihre List. Ich ende das Spiel!

Er hob seinen Ger und warf ihn dem Tronjer entgegen, mit dem Schwerte packte er den König, schlug ihm den Schild auf die Seite und hieb ihm das Bein bis zur Hälfte ins Gras. Gunter brach nieder und stürzte auf wankendem Schild.

Hagen merkte das Unheil, rannte und fing mit dem Haupte den Todesstreich, den Walter dem König zudachte. Ein Funkentanz sprühte vom Helme des Tronjers, und Walters Klinge klirrte:sie sprang wie ein Splitterspiel ab, funkelnd ins blutrote Gras.

"Treulos auch du!" rief der Gote, warf den Goldgriff, ~~den~~ den seine Rechte noch hielt, ins nahe Gebüsch, reckte beim Wurfe den Arm und fühlte des Tronjers Hieb: Der schlug ihm die Rechte vom Arm. Die Faust, die siegte,wohin sie auch fuhr, der Schrecken der Völker in Attilas Reich, lag zuckend im Grund!

Doch Walter blieb stark, verwand seinen Schmerz und blickte in eisernem Grimm. Er schob den Schild an den Stumpf, nahm mit der Linken das hunnische Halbschwert und hieb es entschlossen dem Tronjer ums Haupt: Es zerriß ihm die Schläfe der Rechten, das Auge, fuhr durch das Antlitz zum Munde und brach ihm die Zähne,sechs an der Zahl, und Blut sprang dem Tronjer um Halsberg,Brünne und Schild.

So schloß der Kampf. Zwei Helden, an Großmut und Stärke einander gewachsen, endeten ihn, und Wunden mahnten, zu ruhen am sonnigem Hang: Gunters Bein, die gotische Faust, das Auge des Tronjers.

Walter stützte mit seiner Linken die Rechte und sprach:"Gunter, gierer König im Blute, gewannst du den Schatz? - Hagen, liebst du die Treue nun wieder?" Der Streitzorn starb; die Helden ließen die Waffen und stilltendie Wunden mit Kräutern. Hildegund kam aus dem Hag, die Wunden zu pflegen, riß Linnen und band es um Schenkel, Schädel und Arm der kampfmüden Herrn.

"Das Werk ist getan," sprach Walter,"und Attila lachte, sähe er uns! Zu Krüppeln schlugen sich Brüder. Hildegund hilf!"

Theodor Seidenfaden

"Treue" dem Blutsfeind

Mehrere Jahre schon war der altrömische Feldherr Cäsar damit beschäftigt, mit jeglichem Mittel der List und Gewalt den Galliern die Freiheit zu nehmen: da geriet er im Jahre 52 vor unserer Zeitrechnung in schwere Bedrängnis. Die Gallier wurden ihm an Reiterei überlegen und schnitten ihn von seinen Stützpunkten und seinem Nachschub ab.

In dieser Not nahm Cäsar seine Zuflucht zu jenen rechtsrheinischen Germanenstämmen, die er wenige Jahre vorher unterworfen hatte, und befahl ihnen, ihm Hilfetruppen zu stellen.

Und unsere Ahnen?

<u>Sie gehorchten</u> dem Unterdrücker und sandten ihre Jungmannschaft ihm für den Kampf.

<u>Ohne zu bedenken</u>, daß der gleiche Römer ihnen selbst die Freiheit genommen, daß er sechs Jahre vorher den Germanenkönig Ario-

wist im Elsaß angegriffen, besiegt und vertrieben hatte; daß sein Krieg gegen die Gallier ein unsittlicher Eroberungskrieg sei; ohne das alles zu bedenken, liehen sie dem eigenen Unterdrücker Hand und Heldengeist gegen die gallischen Nachbarn. Gerade diese germanischen Hilfetruppen waren es dann, welche den Galliern den Sieg aus der Hand rissen. Die Folge war, daß die gallische Freiheit vernichtet wurde:

durch die Schuld jener Germanen.

Zwei Menschenalter später wurde die Römermacht im germanischen Rhein- und Maingebiet verankert als weitere Folge jener kurzsichtigen und gedankenlosen "Gefolgschaftstreue", die zu schwerem Unrecht gegen das eigene Blut wurde.

Diepold

Todesmutig, aber denkunfähig!

In der unseligen Zeit der deutschen Kleinstaaterei im 18. Jahrhundert wanderten unsere Landsleute zu Tausenden aus und halfen den Engländern, Franzosen, Holländern, ihre Kolonien zu erobern. Als Söldner in fremden Heeren haben sie dann auch oft genug gegen die eigene Heimat gekämpft - "getreu" den fremden Herren!

Einen traurigen Fall solch deutscher "Treue" finden wir im nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg der USA gegen das englische Mutterland in den Jahren 1776 bis 1783:

Den Nordamerikanern stellten sich viele Deutsche zur Verfügung; die Engländer aber hatten sich deutsche Soldaten von undeutschen Fürsten gekauft. Als nun die englische Festung Yorktown belagert wurde, kämpften Deutsche hüben wie drüben:

hier kommandierte in deutscher Sprache ein General von der Wieden,

dort auf Deutsch ein Prinz von Zweibrücken!

Für England fochten Ansbacher, Hessen, Braunschweiger "treu und tapfer bis zum Einbruch des Feindes, obgleich sie Verkaufte waren", wie es in einer zeitgenössischen Darstellung heißt.

Dort stürmte ein Regiment Zweibrücker und ein Regiment Elsäßer:

Deutsche gegen Deutsche, "treu" den Amerikanern die einen, "treu" den Engländern die andern!

Und die letzten heldenhaften Verteidiger der niedergehenden englischen Flagge waren nicht Engländer, sondern: Hessen und Ansbacher. --

Blindwütige Vernichter des Lebens, des eigenen Blutes, welche nicht dachten: warum und wozu?

Darum werden sie auch nicht als Helden gewertet, die einen nur als bedauernswerte Sklaven des Todes, die unser Mitleid verdienen.

+

Die deutsche Not der Gegenwart begann mit dem Jahre 1914, als das mächtige Deutsche Reich Kriegshetzern die "Treue" gehalten hat. Wenn nun eine Zeitung unserer Tage das tadelnde Wort schrieb. "Den Deutschen ging ja schon im Mittelalter Vasallentreue über Blutstreue", so ist das zu begrüßen. Es wächst also in unserem Volke das Verständnis dafür, daß wir Treue zu halten haben:

dem höchsten sittlichen Werte,

der uns sichtbar ist als ein Wesen höherer Art,
nämlich unserem deutschen Volke,
welches vertreten wird durch seine besten Frauen und Männer,
in denen die deutschen Rassetugenden lebendig sind,
welche bewußt die Zusammengehörigkeit pflegen,
welche ihre heilige Pflicht darin sehen, zu wirken für die Lebenserhaltung unseres Volkes und ebenso für die Erhaltung seiner seelischen Gesundheit.

Diepold

—+—

Gedankenloser Paragraphen-Gehorsam

ORDNUNG MUSZ SEIN ...

Blüchers Pfeife

Blücher hatte seinen Truppen das Rauchen auf der Straße verboten. Er selber vergaß aber offenbar den Befehl und trat eines Tages rauchend aus einem Gasthaus heraus.

Der Posten am Stadttor forderte ihm, entsprechend den Wachvorschriften, die Pfeife ab.

Blücher gab sie ihm, ohne ein Wort zu verlieren, und ging ruhig weiter.

Hernach ließ er die Pfeife durch seinen Burschen gegen zwei Taler auslösen.

Max Kemmerich

... ABER MIT SINN UND VERSTAND!

Vorschrift ist Vorschrift!

In einem oberhessischen Dorf müssen die Kinder zur Schule in die Kreisstadt. Deshalb läßt die Post jeden Wochentag morgens für sie einen Kraftwagen dorthin fahren, der ausdrücklich den Kindern vorbehalten ist. –

Eines Tages besuchte ihre,in der Kreisstadt wohnende Lehrerin Eltern der Kinder in dem Dorfe, übernachtete hier und wollte am anderen Morgen mit ihren Schülern zusammen nach der Stadt fahren. Schon saß sie im Wagen und war fröhlich mit den Kleinen.

Da kam der Fahrer und wies die Lehrerin aus dem Autobus.

Diese beteuerte, daß sie doch die Lehrerin dieser Kinder sei. Sie wies darauf hin, daß ohne sie ja gar kein Unterricht stattfinden könne. Doch der Fahrer blieb stur:

Er berief sich auf seine Dienstvorschrift mit den Worten:"Dieser Bus ist ein Schulbus; Sie als Erwachsene dürfen nicht damit fahren."

Die Lehrerin verzichtete darauf, mit dem Mann weiter zu sprechen. Sie machte den Weg nach der Stadt eben zu Fuß , zwei einhalb Stunden lang. Ihre Schüler hatten so lange keinen Unterricht. Die Lehrerin aber hatte unterwegs Zeit, sich zu beschäftigen mit dem Dichterwort:

Gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.

(Nach einer wahren Begebenheit im Gilbhart/Oktober 1953.)= Sachlich:Der Busschaffner klebte am Wortlaut seiner Dienstvorschrift,ihren Sinn und Zweck verstand er nicht. Diepold

Auf dem Dienstweg!

Es war im Scheiding/September des gleichen Jahres, da fuhren in einer größeren Stadt Niedersachsens zwei Männer gegen 23 Uhr vor dem Postamt vor: Sie wollten zu zweit eine Postanweisung aufgeben und verhandelten dieserhalb mit einem Beamten, den sie herausgeläutet hatten.

Zufällig kam ein zweiter Beamter hinzu: Da liefen die Männer davon, sprangen in ihren Wagen, dessen Motor sie hatten laufen lassen, und verschwanden:

Es lag auf der Hand, die beiden hatten einen Überfall auf die Postkasse geplant.

Nun wäre es selbstverständlich gewesen, daß der Beamte nach dem Fernsprecher gegriffen hätte, der doch auf seinem Tisch oder in seinem Zimmer war,und die Kriminalpolizei verständigt hätte.

Das Nächstliegende geschah nicht. Erst nach zwei Tagen meldete das Amt der Polizei, daß unbekannte Männer einen Raubüberfall geplant hatten. Da wars natürlich zu spät!

Aber "der Dienstweg war eingehalten" worden.

Diepold

Bestrafte Arbeitswilligkeit

Ein Erwerbsloser in Schleswig-Holstein fand keine Arbeit;auch das Arbeitsamt konnte ihm keine vermitteln.

Da wandte er sich an ein größeres auswärtiges Unternehmen und machte diesem den Vorschlag, er wolle ihm in fraglicher Stadt eine Zweigstelle einrichten. Man ging darauf ein; der Versuch glückte, und der bisherige Arbeitslose wurde als Leiter der neuen Filiale fest angestellt.-Für seine vorbereitende Tätigkeit ließ er sich von dem Großhandelsunternehmen nichts zahlen;denn er bezog ja in dieser Zeit die Arbeitslosenunterstützung.

Er handelte also ordnungsgemäß und einwandfrei:so urteilt der gesunde Menschenverstand. --

Aber nun fing das Amt, das diesem tüchtigen Menschen keine Arbeit hatte verschaffen können, an,zudenken, forderte von ihm die Rückzahlung eines Betrages von 56,40 DM und verhängte überdies über ihn eine Ordnungsstrafe.

Als Begründung gab das Arbeitsamt an, daß er "der Arbeitsvermittlung nicht mehr uneingeschränkt zur Verfügung gestanden habe".

Der nunmehrige Zweigstellenleiter ließ sich das nicht gefallen und nahm einen Rechtsanwalt. Es kam zu einem sog. Einspruchs-

verfahren vor dem Spruchausschuß des betreffenden Arbeitsamtes:
Der Anwalt wies darauf hin, daß der Arbeitsverwaltung ja kein geldlicher Schaden entstanden sei; der Kläger wäre wahrscheinlich auch jetzt noch erwerbslos, wenn er nicht selbst sich eine Arbeitsmöglichkeit gesucht hätte. Durch seine Tüchtigkeit habe er dem Staat sogar Kosten erspart, also ihm genützt!
Der Vorsitzende des Spruchausschusses erklärte aber:
an die augenblicklichen gesetzlichen Bestimmungen gebunden zu sein, auch wenn dadurch die Tüchtigkeit und Selbsthilfe eines Erwerbslosen bestraft werde; er bedaure das selbst, müsse aber den Einspruch des Klägers abweisen.

Das geschah im Sommer 1952, wie gesagt, in Schleswig-Holstein.

Im Gegensatz dazu findet man bei den ordentlichen Gerichten immer wieder Richter, welche mit klugem Verstehen erklären, daß so manche Gesetzesparagraphen dem heutigen Leben nicht mehr entsprechen, und sich mit gütiger Väterlichkeit darüber hinwegsetzen, weil sie sagen: Das Gesetz ist da für die Menschen, und nicht umgekehrt haben die Menschen Sklaven von lebensfremden Paragraphen zu sein.

Diepold

Die "Zuständigkeit"

Im Gilbhart/Oktober 1953 lief auf der Autobahn Hamburg-Lübeck ein herumstreunendes Pferd in einen Kraftwagen: Der Fahrer wurde leichter, seine Ehefrau lebensgefährlich verletzt. -

Dieser Unfall geschah hart an der Grenze zwischen den Ländern Hamburg und Schleswig-Holstein. -

Ein dem Unglückswagen nachfolgender Kradfahrer sah die beiden Verletzten, das Pferd und den Wagen: er bog von der Autobahn ab nach dem benachbarten Ort Stapelfeld und alarmierte den dortigen Polizeiposten. - Dieser benachrichtigte sofort den ortsansässigen Arzt und den Roßschlächter und fuhr mit seinem Rad zur Unfallsstelle. Und die Frau des Polizeibeamten rief den Unfalldienst der Hamburger Feuerwehr an und bekam den Bescheid, daß man sofort einen Krankenwagen schicken werde. - Der Arzt aus Stapelfeld leistete den beiden Verletzten erste Hilfe, der Pferdemetzger kam, und der Polizeiposten sorgte für die Abschirmung der Unglücksstelle.

Wer aber nicht kam, das war der Hamburger Krankenwagen!
Auf ihn wartete man vergebens. Nach 25 Minuten fuhr der Polizeibeamte zu seiner Dienststelle zurück und rief erneut die Hamburger Feuerwehr an; da erhielt er den Bescheid:

> Man habe deswegen keinen Wagen gesandt, weil ja fragliche Unfallsstelle außerhalb der hamburgischen Landesgrenze liege, man also nicht zuständig sei; man habe aber die Feuerwehr von Stapelfeld gebeten, einen Wagen hin zu entsenden.

+

Weitere Menschen, die auf der Autobahn vorbeikamen, bemühten sich um einen Krankenwagen aus Hamburg. - Der Polizeiposten rief nun in Ahrensburg an, welches von jenem Ort weiter entfernt liegt

als Hamburg. Der Ahrensburger Wagen brauchte zwar seine Zeit, doch er kam(inzwischen waren 70 Minuten seit dem Unglück verstrichen) und brachte die beiden Verletzten in ein Krankenhaus.

Und - 20 Minuten später, als die Unfallsstelle leer war,kam: die Hamburger Feuerwehr mit einem Wagen und konnte, da nicht mehr benötigt, wieder abziehen! --

Das war die Kette von Handlungen, die durch den Unfall ausgelöst wurden.

Es ist nun ein gutes Zeichen für das gesunde Empfinden des Volkes, daß die Tagespresse und zahlreiche Leserzuschriften sich mit diesem Fall beschäftigten. Dabei wurde festgestellt:

Die Hamburger Feuerwehr darf für sich das Recht in Anspruch nehmen, daß man vor ihr den Hut zieht. Denn sie ist über alles Lob erhaben.

Dagegen geht es hier um die tödliche Formel der Bürokratie, namens "Zuständigkeit".

Menschliches Versagen lag hier vor. Schuld daran aber war: die falsche Vorschrift, das falsche System, die fehlerhafte Organisation. Und die Leser trafen den Nagel auf den Kopf,wenn sie schrieben:

Die Verzögerung in der Hilfeleistung war zurückzuführen auf die leidige Kompetenzstreiterei, auf die noch immer nicht auszurottende Angst der Beamten vor Überschreitung ihrer "Zuständigkeit". Die Tatkraft der einzelnen Beamten werde gelähmt durch den Geist, der über sie herrsche, durch die Furcht, ihre Zuständigkeit zu überschreiten und sich dadurch einen Rattenschwanz von Unannehmlichkeiten zuzuziehen. Diesem Ungeist der Behörden aber müsse der Garaus gemacht werden. --

Dieses Urteil des Volkes in Norddeutschland wird unterstrichen durch die Klage eines süddeutschen Ministerpräsidenten. Dieser erklärte(laut "Hamburger Abendblatt"vom 17.Mai 1954): "Ich habe noch nie so unter den Behörden gelitten wie als Ministerpräsident. Ich kenne die Mentalität der Behörden. Zuerst muß die Zuständigkeitsfrage geregelt sein, denn vorher darf anscheinend bei uns keiner etwas tun, getraut sich nichts zu tun u.tut auch nichts."

Diepold

-=-

MANGELNDE ZIVILKOURAGE

Ernst Moritz Arndt prägte das Wort:

"Es sind viele Laster schändlich zu nennen;
doch das schändlichste von allen ist ein
knechtischer Sinn."

Einige Jahrzehnte später schrieb August Heinrich Hoffmann von Fallersleben, welcher im Jahre 1842 wegen seiner "Unpolitischen Lieder" als Universitätsprofessor in Breslau entlassen worden war, sich das hohnvoll-bittere Gedicht von Herzen:

Willst du was werden,
Mußt du schweigen,
Mußt dich zur Erden
Tief verneigen.

Daß du ein Knecht bist,
Hat man gerne.
Allem, was recht ist,
Halte dich ferne!

Lerne den Willen
Unsrer Lenker!
Und auch im Stillen
Sei kein Denker!

+

(Dieser Dichter unseres Deutschland-Liedes - 1841 entstanden auf dem damals noch englischen Helgoland=Heiliges Land - mußte einige Zeit, um nicht zu verhungern, einen - Kuhhirten machen!)

Wieder einige Jahrzehnte später schrieb der Kultur- und Literaturhistoriker Johannes Scherr:

"Man kann, ohne in Phantasterei zu verfallen, kecklich sagen, daß die Frauen, weil idealistischer gestimmt, inniger fühlend, hingebungsvoller und opferungsfähiger als die Männer, ganz vornehmlich zur Mitschaffung an diesem Zukunftsbau (Deutschland) berufen sind.
Frau Germania ist ein viel edleres Wesen als Michel Nebelheimer, dessen Bleiseele jedem von oben geübten Druck untertänigst nachgibt, dessen ewige Vor-, Rück-, Um- und Nebensicht gar häufig die bedenklichste Ähnlichkeit mit der Bedientenhaftigkeit hat und der die zahlreichen von ihm ersonnenen 'Philosophien' glücklich noch um eine vermehrte, um die 'Philosophie' der Feigheit, genannt Kompromißkunst oder Realpolitik!" (1879)

Das sind bittere Wahrheiten. Die mangelnde Zivilkourage des Deutschen findet aber eine Erklärung in der leidvollen Geschichte unseres Volkes:

Der Bauernkrieg und seine Auswirkung (1525) hat in Südwestdeutschland diesen Stand zum Sklaven gemacht. Der Augsburger Religionsfriede von 1555 gab den Landesherren das Recht, über die Religion ihrer "Untertanen" zu bestimmen, was viele Deutsche zu Heuchlern in der heiligsten Frage unseres Lebens gemacht hat. Dann kam das unsagbare Leid des 30jährigen Krieges. Hernach der Despotismus vieler Fürsten, die männliches Rückgrat in ihren Gefängnissen gebrochen haben, und die Hexenprozesse, die die hochwertigsten Frauen zu Tode gequält und sie nebst ihrem Nachwuchs unserem Blute geraubt haben. Und nun seit Jahrzehnten die Wirtschaftskrisen, in denen dem Familienvater seine Liebe zu Weib u. Kind ein großes Schloß vor den Mund hängt -

nein, von einem Volke, dessen Geschichte seit vier Jahrhun-

derten eine von glücklichen Zeiten nur unterbrochene Kette von L e i d ist, kann man billigerweise keine Scharen von Helden erwarten. Es scheint aber doch Charakterlosigkeit leicht im deutschen Wesen zu wachsen;man denke nur an deutsche Würdelosigkeit in der napoleonischen Zeit.

Andererseits kann erst auf Grund wirtschaftlicher Freiheit auch die seelische gedeihen und Charakterstärke, Freimut und moralischer Mut wieder in unserem Volke sich besser ausbreiten.

Es gibt aber auch heute noch viele Deutsche, die sich die geistige Unabhängigkeit gewahrt haben als ihr Heiligstes, ohne das ihnen das Leben nicht lebenswert wäre. Sie sind freilich nicht so dumm, sich von einer geschäftstüchtigen Mode und Massensuggestion zu albernem,überflüssigem Aufwand verleiten zu lassen, und erhalten sich dadurch die wirtschaftliche Freiheit.

Diepold

Selbstaufgabe

Ihr schaut auf andre, wenn Ihr handeln wollt -
Und habt Euch Eures stolzen Selbst begeben.
Ihr wißt nur noch, daß Ihr vollbringen sollt,
Was andre als Befehl, als Rat gegeben.
Euch ist der Selbstentschluß Unmöglichkeit geworden,
Laßt Euch damit den letzten Rest von Freiheit morden.

Richard Hoyer

Vorsicht

Weil Gesinnung so gefährlich,
hält es mancher für entbehrlich,
sie der bösen Welt zu zeigen.
Also hüllt er sich in Schweigen
und behält tief innerlich
seine Meinung ganz für sich.

Das belastet nicht die Stellung,
mindert nicht des Beutels Schwellung -
und "es gibt ja immer welche
ohne Angst vorm Leidenskelche".
Erst wenn "Sieg" das Feldgeschrei,
war man "fördernd" auch dabei.

Erich Limpach

Den Lauen

Vieles lerntet ihr erkennen,
Wißt, was falsch[1] und Schaden bringt.
Dennoch wagt ihr kein Beginnen;
Alles tut ihr nur bedingt.

Halbheit bleibet euer Streben
Und das Wissen hohler Schein. -
Wer nicht wagt, sich ganz zu geben,
Der wird niemals Sieger sein.

Erich Limpach

1)ergänze:ist!

Was eines Volkes Ewigkeit bestimmt,
das ist die Stärke seiner wachen Seelen.

Erich Limpach

-+-

E N T W U R Z E L U N G durch F R E M D G E I S T

Fremdtümelei unserer Zeit

Als vor einigen Jahren die niedersächsischen Standesbeamten eine Tagung abhielten, ergab sich, daß die meisten Vornamen, welche die Eltern heute ihren Kindern geben, von Filmtiteln und aus Programmheften der Kinos entnommen werden. Manche Eltern beantragten sogar, daß der Name "Micky-Maus" als Vorname zugelassen werde, was indes die Standesbeamten ablehnten. --

In Oberfranken machten acht Halbwüchsige einen "Indianerüberfall" auf einen Personenzug, indem sie mit Pfeilen auf die Fenster schossen. Es "gelang" ihnen, einige Scheiben zu zertrümmern und Reisende durch Glassplitter und sogar durch einen Pfeil zu verletzen.

Im Frühjahr 1952 wurden im Kreise Nienburg an der Weser zwei Arbeiter durch Schmerzensschreie aufmerksam; sie suchten und fanden Indianer spielende Kinder, welche einen achtjährigen Jungen an einen Baum gefesselt hatten und ihm brennende Hölzer an die nackten Beine hielten: dadurch wollten sie ihn zwingen, das Versteck seiner Partei zu verraten. Die Männer lösten das Kind vom "Marterpfahl": es hatte schon erhebliche Brandverletzungen erlitten und berichtete mit schwacher Stimme, daß es trotz der Marterung das Versteck seiner Freunde nicht verraten hatte.

In München stellte die Polizei vier Jungen im Alter von 10 bis 14 Jahren fest, welche an kleineren Kindern unglaubliche Roheiten verübt hatten. Bei der Vernehmung gestanden sie, daß sie durch Kriminalhefte und Wildwestfilme zu ihren Schandtaten angeregt worden seien.

Ein Achtzehnjähriger schlug ein Mädchen nieder, um es zu berauben. Vor dem Schwurgericht gab er zu, die Anregung zu der furchtbaren Tat von einem Film bekommen zu haben.

Noch vor einigen Jahren wurden in Westdeutschland Verbrecherfilme gezeigt, in denen man genau lernen konnte, wie man Untaten auf die geschickteste Weise ausführt. In einem anderen Film wurden Menschen serienweise "umgelegt":in diesen wurde schulpflichtige Jugend von den Kleinsten an geführt. Eine Mutter schrieb dazu in die Zeitung:"Wenn man es darauf absieht, die Seelen unserer Kinder planmäßig zu vergiften, dann ist das der richtige Weg." --

360 Morde, 98 Einbrüche, 85 Brandstiftungen, 84 Selbstmorde und 37 Ausbrüche aus Gefängnissen sind im Laufe eines Jahres in einer einzigen Stadt Schleswig-Holsteins im Film gezeigt worden. Das ist der "Segen der Leinwand", schrieb eine Zeitung dazu im Mai 1951. ---

Im Oktober 1953 entfesselte der Neger Lionel Hampton "urwüchsigen Jazz,gemischt mit einer guten Prise negerischen Temperaments, und versetzte 12 000 Hamburger in rhythmischen Taumel. 'Hamp', einer der vitalsten Jazzmusiker der Welt, ließ zum Schluß Kapelle und Publikum ineinander überfließen. Hamp warf die Worte des Refrains in den Saal: Tausendfach wurden sie rhythmisch zurückgeschleudert. Singend und klatschend kletterten die Begeisterten auf die Sitzgelegenheiten.Die Tausende rasten. Als Hamp das Schlachtfeld als Triumphator verließ, mußte ein Ring stämmiger Polizisten ihn vor den erdrückenden Liebesbeweisen seiner gläubigen Gemeinde bewahren. Das Publikum, das stundenlang unter einer rhythmischen Massensuggestion gestanden war, wippte immer noch im Takt weiter und staunte über sich selbst."

+

Von den Tanzböden der Jam- und Jive-Klubs:

"Eight o'clock Jam-Club" steht auf der Karte. Zu deutsch:Acht-Uhr-Tanz-Verein. Man muß fünfzig Pfennig bezahlen. Dann ist man zugelassener Teilnehmer der Jive-Session in Hamburg. Lauter junge Leute um die Zwanzig herum. Die Jungen vielfach in Bikini-Hemden, die Mädchen in einfachen Kleidern, nichts Feiertägliches. Was sie vereint jeden Mittwochabend, ist der Tanz, Hingabe an heiße Rhythmen, Trunkenheit ohne Wein.

Musik ist der Motor. Die klopfenden Rhythmen gehen ins Blut: Jitterbug und Boogie Woogie, diese merkwürdige, faszinierende Form des amerikanischen Tanzes mit seinem maschinenmäßig pochenden Stakkato - Erinnerung an Urformen afrikanischen Tanzes.

Und die Auswirkung?

Inbrunst, Beseligung in den Gesichtern, vielleicht Verzückung, etwas Rauschhaftes. Die Paare vergessen sich ,ihren Alltag. Die Augen, schwärmerisch zur niedrigen Saaldecke erhoben, scheinen von Glück zu sprechen.

Wird jemand müde im Dickicht der Rhythmen, der zuckenden Schultern, der geschwungenen Beine, setzt er sich dort, wo er zuletzt stand. Dort bleibt er sitzen mitten auf dem Parkett, fasziniert von dem Wirbel, der ihn umbraust, atemlos und berauscht. Das ist Trunkenheit ohne Wein!

Und wer sind die Menschen, die hier eine Art Verrücktheit austoben? Blutjunge Kontoristen, Handwerker, Lehrlinge; eben flügge gewordene Verkäuferinnen. Sie toben sich aus, ungebärdig, übertrieben.

Aber der größere Teil unserer Jugend, der gesünder empfindende, will nichts davon wissen." (Nach einer Zeitung gekürzt)

+

Doch wäre es falsch, zu meinen, Fremdtümelei solcher Art sei ein Zeichen nur unserer heutigen,versumpfenden Zeit. Entwurzelung durch Fremdgeist ist echt germanisch und begegnet uns schon vor zwei Jahrtausenden. Selbst der Bruder eines Sigfried-Armin wurde ihr Opfer.

Diepold

Ein Bruderzwist

Südlich von dem heutigen Hameln, nahe der Elfenwiese lagerte das Heer der Cherusker und einiger Nachbarstämme. Feuer lodern. An einem sitzt Sigfried und stochert mit einem abgebrochenen Speerschaft in der Glut. Immer,wenn das Ende wieder hell aufleuchtet, zieht er den Schaft zurück und beobachtet, wie die

Flamme gar bald erlischt, wie die dunkelrote Glut verglimmt und zuletzt der Stecken schwarz wird wie zuvor. Sigfrieds Freunde sehen seinem Treiben zu und plaudern dabei von den Römern und der nahen Schlacht, bis schließlich einer fragt:"Was sinnst du bei dem Spiel?"

"Ich sehe ein Gleichnis von uns Menschen da vor mir," antwortete Sigfried. "In seiner Jugend lodert der Mensch hell auf in seiner Freude. In seinen Mannesjahren erglüht er still bei heldischer Tat, im Alter erlöschen Wärme und Leben. Aber eins ist gewiß: Wir Menschen selbst bestimmen, ob wir strahlen im Lichte des Ruhmes andern zur Freude, zu hinreißender edler Tat." Doch bei diesen Worten kamen bereits andere Gedanken in seiner Seele auf.

"Kommt mit,Ihr Freunde!" stößt er hervor. "Ich will versuchen, ob ich meinen Bruder Flavus aus dem römischen Heer erlösen kann." Man bricht auf und schreitet an die Weser. Sigfried, der fremden Sprache mächtig, fordert eine römische Wache, die jenseit des Stromes nahe einem Weidengebüsch steht, auf, den Feldherrn Germanicus zu bitten, ihm,Sigfried-Armin, den Bruder Flavus zu einer Zwiesprache zu senden.

Er kam. - Sigfried verlangt, daß die römischen Bogenschützen, die Flavus begleiten, zurücktreten; denn er will mit seinem Bruder vertraulich reden.

Also stehen sich denn, getrennt durch den Strom, die beiden Brüder alleine gegenüber. Erst dann beginnt Sigfried:"Wie bist Du entstellt! Wo blieb denn Dein eines Auge?" - "Im Kampfe für meinen Herrn, den erhabenen Augustus, verlor ichs in Syrien." - "Was aber gab er Dir für das lebende Kleinod?" - "Die Ritterkette, den Ehrenkranz, erhöhten Sold und neue Würden." - "Daß ich des armseligen Lohnes nicht lache,Flavus! Alles ist Knechteslohn! Komm zurück zu uns, zu Deinem Volke, in dem Du ein Führer bist durch Abkunft und die Gewandtheit Deines Könnens!"

"Das sei ferne!" rief Flavus zurück. "Ich bleibe treu. Besinne Dich, Arminius! Du sahest selbst einst Rom, seine Macht, seinen Glanz. Fürchte die Strafe des erhabenen Kaisers! Bitte ihn um Gnade für Dich, Dein Weib und Kind, die in der Gefangenschaft ehrbar gehalten werden! Gnade wird Augustus Dir großmütig gewähren, mit Ehren wird er den Friedfertigen überhäufen, wenn Du Dich beugst."

Doch Sigfried lacht in bitterem Harme.

Dann spricht er:

"Flavus, Bruder! Hat nicht jedes Volk unter der Sonne ein Recht auf Freiheit? Darf es nicht wandeln und singen und sagen, so wie die heimischen Götter es uns gaben? Dürfen wir nicht richten nach eigenem Recht? Sind unsere Sitten nicht rein und schön? - Zogen w i r denn gegen Rom, die Römer zu knechten? Kann nicht Friede sein zwischen den Völkern, wie zwischen den verschiedenen Gesippen eines Volkes? Erscheint Dir der Römer Sprache nicht wie ein starrer Fels, der nur dürftiger Blumen Geleucht trägt, von dem nicht eines Baumes mächtiggrüner, lebensvoller Wipfel gen Himmel ragt? Sehnst Du Dich nicht nach Deines Volkes Heldenliedern, nach seiner Kinder frohem Lachen aus reinen lichtblauen Augensternen? Ist Dir Dein Volk so nichts, des herrlicher Führer Du selbst sein könntest, kämest Du zurück?"

Doch Flavus lächelt über den Bruder, wie man über einen Toren

lächelt. So mitleidvoll lächelt Flavus.

Sigfried sieht es. Er erkennt, daß des Bruders Seele nicht mehr erbebt bei den Klängen der Muttersprache, beim Nennen des Heiligsten, was doch jedes freie Volk besitzt.

E i n Gewicht hält Sigfried noch in Händen, ein letztes, das des Bruders Seele neigen muß zu seinem Volke. So hofft er, aber er bangt auch schon, wenn er des Flavus hoffährtige Haltung betrachtet.

Für einen Augenblick schweigt Sigfried. Dann, fast zerspringt ihm sein Herz vor Not um den, mit dem er als Kind daheim spielte, dann ruft er stahlblank übern Strom:

"Mutter ruft Dich, Flavus, Deine, unsere Mutter!"

Der aber lächelt nur blöde, zuckt die Achseln und schreit zornbebend zurück: "Laß die Weiber aus dem Spiel!"

Alle Empörung, deren ein Mensch fähig ist, quillt auf in Sigfrieds reiner Seele und nimmt Gestalt an in dem einen Worte: "P f u i !"

Da aber fällt jäh des Flavus letzter Adel von ihm ab. Mit einer Flut von Schmähworten niederträchtigster Art verhöhnt er den eigenen Bruder, seiner Sippe Blut. Ja, er ruft römische Söldner herbei, fordert seine Waffen und will kämpfen auf Tod und Leben mit seinem Bruder für das ferne Rom.

Obwohl der Strom sie trennt, stürzen besorgt die Söldlinge heran, umringen ihn und führen Flavus ins Lager; denn sie wissen, daß niemand im Zweikampf einen Sigfried besteht.

Dieser sieht sich von getreuen Freunden umringt. Er und sie alle empfinden gleiche Scham. Sie wissen es: Wie werden die hinterhältigen Römer schadenfroh lachen! Bekümmert schreiten sie dem Lager zu. Schwer lastet die Stunde auf ihrer Seele.

. . .

Immer noch fließt die Weser an jener Stätte vorüber, die den Bruderzwist sah. Zweitausend Jahre sind fast vergangen. Da Deutsche Art die gleiche ist im Blut, so sollte dort ein Denkstein stehn, darein die Worte eingegraben:

Nichts knechtet die Völker stärker

als maßlose Gier nach Gold und Macht.

Blutsbande brechen.

Böses erblüht.

Tod und Verderben entquellen daraus.

Richard Hoyer

Der Untergang germanischer Völker

Ein Volk, das seine Arteigenheit aufgibt, bringt sich selbst in die Gefahr der Ausrottung, des Untergangs, der Vernichtung. Das lehrt uns die germanische Völkerwanderung. Sie sollte uns gerade in der heutigen Zeit eine ernste Warnung sein.

In früheren Jahrzehnten wurde die Völkerwanderung gefeiert als die hohe Zeit großer Helden und großer Taten. Uns Heutigen

erscheint diese Wertung als kurzsichtig, als falsch. Denn sie übersieht ganz die Frage, ob jene gewaltigen Leistungen auch das entsprechende Ergebnis für unser Blut gezeitigt haben. Da muß leider festgestellt werden, daß die meisten germanischen Völker, die sich auf die Wanderung begeben und die Verbindung mit der alten Heimat abgebrochen haben, untergegangen sind. Das ist das traurige Ergebnis jener Zeiten. Das nordische Blut hat einen furchtbaren Verlust durch sie erlitten.

Jene Völker konnten sich wohl zunächst zu Herren über Italien, Spanien, Nordafrika machen; vielleicht hätten sie diese Länder behaupten können, wenn sie allein dort gelebt hätten. So aber lebten sie inmitten anderer Kulturen. Und da wirkte sich vernichtend die germanische Rasseschwäche aus, daß der nordische Mensch sich leicht entwurzeln läßt, sich zu leicht für das Fremde begeistert und der eigenen Art untreu wird.

So erklärt es sich, warum die Nordlandhelden sich den südländischen Frauen zuwandten und ihr Volk dann durch Rassemischung unterging.

Ferner hätten sie inmitten jener alten Kulturen ihr persönliches und staatliches Leben nur entsprechend ihrer germanischen Eigenart gestalten dürfen. Statt dessen haben sie das fremde Wesen angenommen.

Sie kannten eben nicht das Gesetz, daß Erhaltung und Pflege des Rassetümlichen lebenswichtige Voraussetzung für Erhaltung eines Volkes ist. Sie wußten nicht, daß die Entwurzelung aus der Muttersprache, aus artgemäßer Kultur und aus rassetümlichem Gotterleben todbringende Gefahr bedeutet.

Jene Germanenhelden haben siegreich das römische Großreich zerschlagen, aber dann dessen Religion angenommen. Dadurch wurde die seelische Einheit des Volkes, die artgemäße Weltanschauung zerstört; dadurch entstanden jene Entartungen, wie man sie bei entwurzelten Völkern immer findet.

Die Todesgefahren für die siegreichen Germanenvölker wurden durch eine andere germanische Eigenart verstärkt: Sie wollten nur ihre Selbsterhaltung und übersahen in Seelenblindheit den Haß und Vernichtungswillen jener Völker, in deren Mitte sie ihre Reiche gegründet hatten. Sie selbst hatten keinen Vernichtungswillen gegen die anderen, ließen jene Völker neben sich bestehen, ja im Gefühl ihrer (äußerlichen) Stärke und Überlegenheit übten sie Großmut gegen jene. Diese wurde natürlich ausgenützt von Gegnern, die, weil mit Waffen unterlegen, mit "List und Ränken aller Art", d.h. mit seelischen Waffen gegen die Eroberer kämpften.

Aus solchen Gründen erklärt sich der Untergang jener Völker unseres Blutes. Auch wenn man jene Jahrhunderte die großgermanische Zeit nennt, so freuen wir uns nicht über diese unglückliche Art der Völkerwanderung. Es war verlorenes Blut, kein Gewinn an bleibendem Lebensraum. Nur dauernder Gewinn rechtfertigt den Beinamen der Größe.

Diepold

Theoderich der Große

Alle die Fehler, die unsere Ahnen in der germanischen Völker-

wanderung gemacht haben, begegnen uns auch in dem Lebenswerke Theoderichs des Großen. Dieser errichtete im Jahre 493 in Italien den Staat der Ostgoten und leitete ihn bis zu seinem Tode 526 von seiner Hauptstadt Ravenna aus. (Die Germanen veränderten diesen Namen zu "Bern", so erklärt sich der Ausdruck "Dietrich von Bern". Siehe die einschlägigen Erzählungen und Gedichte in Band 2, Seite 51-55.)

Die Geschichteschreiber legten ihm den ehrenden Beinamen"der Große" bei. Er war in der Tat der größte Germane in der Zeit der Völkerwanderung. Er war ein gewaltiger Herrscher. Und doch verdient er diese Ehrung nur in beschränktem Maße, insoferne nämlich, als er die bedeutende Leistung zustande brachte, die allzeit auseinanderstrebenden Germanen wenigstens zum Teil zu einem germanischen Staatenbunde zusammenzuschließen.

Dagegen ist gerade Theoderich zu einem beträchtlichen Teile schuld an dem Untergang seines Volkes. Es schmerzt den Geschichteforscher, dies erkennen zu müssen.

Verhängnisvoll war der Umstand, daß Theoderich in seiner Jugend als Geisel in Konstantinopel gelebt hat. Hier "eignete er sich Achtung vor der tausendjährigen Bildung der Griechen und Römer an", d.h. er legte sein, aus vieltausendjähriger germanischer Kultur erwachsenes völkisches Denken und Fühlen ab, ließ sich entwurzeln und wurde unserem Blute weitgehend entfremdet.

Diese, seiner bildsamen und begeisterungsfähigen jugendlichen Seele aufgedrängten Fremdsuggestionen hafteten eisern in ihm fest bis zu seinem Tode und wirkten sich verhängnisvoll in seiner Regierung aus:

Er hielt fast mit Ängstlichkeit an den römischen Staatseinrichtungen fest, unterwarf seine Ostgoten dem fremden,römischen Recht, ordnete sogar sein Heereswesen nach der fremden,römischen Art. D.h.er war nicht mehr schöpferisch infolge seiner Entwurzelung, konnte nicht ein volkhaftes Staatswesen aufbauen : Das germanische Blut hat in ihm nicht mehr gesprochen.

Nur so ist es zu erklären, daß er römische Bildung,Kunst und Wissenschaft pflegte, daß er römische Dichter und Gelehrte an seinen Hof zog, daß er seine Verehrung für die römische Kultur in großartigen Bauwerken,Palästen und Kirchen nach römischer Art bekundete.

"Es ist erschütternd, zu lesen, wie der große Theoderich seine Goten ermahnte, sich das feinere römische Wesen und die römischen Wissenschaften anzueignen. Dieser kluge Fürst eines der herrlichsten Völker, die diese Erde betreten haben, glaubte, mit seinem Volk eine Brücke zwischen römischem und germanischem Wesen schlagen zu können, ein Ziel, das zum eigenen Untergang führen mußte."(Luft) Er hat nicht erkannt, daß eine "Einordnung der Germanen in die römische Kultur" das gerade Gegenteil eines völkischen Germanenstaates war und diesen zerstören mußte.

Er hat ferner nicht erkannt, daß seine arianischen Ostgoten nicht in Frieden mit der katholischen Bevölkerung Italiens leben konnten.

So sehr war er in argloser Vertrauensseligkeit befangen, daß er wähnte, er könne mit Vorteil römische "Staatsmänner" an seinen Hof ziehen, er dürfe sich "des Rates" gebildeter Römer ohne Schaden bedienen. Er durchschaute nicht ihren naturgemäßen Haß gegen die fremden Eroberer. Er ließ sich "unterstützen" von seinem "gro-

ßen Minister" Cassiodor, einem Römer, der "schon frühzeitig sich den Ostgoten anzupassen wußte".

Uns wundert nicht, daß schließlich diese seine "Ratgeber" in den Verdacht kamen, hochverräterische Unterhandlungen mit den Feinden der Ostgoten zu pflegen. Es half nichts mehr, daß sie beseitigt wurden. Die schlimme, verhängnisvolle Saat war gelegt: man brauchte nur ihr Aufgehen abzuwarten! Und die "Zeit" kam mit dem Tode Theoderichs im Jahre 526!

Nun begann das völkische Unglück: Die Regierung übernahm Theoderichs Tochter Amalasuntha, welche ihrem Volkstum entfremdet u. ganz dem Römertum gewonnen war. Das führte von selbst zu "inneren Wirren". Der Bruderzwist brauchte nur geschürt zu werden, dann vernichteten die Ostgoten sich selbst.

In diese Zwistigkeiten mengten sich dann die Byzantiner ein: um einen "sittlichen" Vorwand zu haben, gaben sie sich als Rächer der Amalasuntha aus und zerstörten in 18jährigem Kampfe von 535 bis 553 das Ostgotenreich. Die letzten gotischen Heldenkönige, welche das schlimme Erbe Theoderichs zu begleichen hatten, waren Totila und Teja. Beide starben in tapferem, aussichtslosem Kampfe den Opfertod in den Jahren 552 bez. 553.

In diesem Kriege ist der edle Stamm der Ostgoten zu Grunde gegangen. Ein kleiner Rest des Volkes erhielt schließlich freien Abzug aus Italien. Wo er sich niederließ, steht nicht fest. "Die letzten Goten" verloren sich wahrscheinlich unter den Alpenstämmen.

Furchtbar haben die Kinder und Enkel, hat das gesamte nachgeborne Volk büßen müssen, was bei dem Neubau des Ostgotenstaates an verhängnisvollen, t o d bringenden Fehlern gemacht wurde.

Gerade die Geschichte der Ostgoten lehrt uns die ganze Unerbittlichkeit des Naturgesetzes, welches heißt:

Ein Volk, das sich aus seiner naturgegebenen Eigenart entwurzeln läßt, s t i r b t !

+

Aus dem Tode des Ostgotenvolkes haben diese Lehre aber auch die Langobarden nicht gezogen, als sie im Jahre 568 Oberitalien eroberten und hier ihr Reich gründeten. Sie machten die gleichen Fehler. Darum gingen auch sie zugrunde an Blutmischung, Fremdlehre und der Durchdringung mit der verwesten römischen "Kultur".

Diepold

G e g e n s t ü c k :

Das Ahnenerbe

Es ist gerade die farbige Menschheit, welche heute, an der Wende der Zeiten, bestrebt ist, Gegenwart und Zukunft fest im Ahnenerbe zu verankern: in der althergebrachten Überlieferung, in ihrer artgemäßen Religion, in völkischer Kindererziehung, und aus solcher Verbindung heraus Recht, Kultur und Wirtschaft zu gestalten.

Allen anderen Völkern voran, tun dies die Japaner. Das nämli-

che streben die Inder an. Bei den Indios von Mittel- und Süd= Amerika heißt die Losung:"Die alten Götter rufen dich!" Bei den Negern der USA geht man den Weg, die uralten heiligen Tänze zu neuem, künstlerisch vollendetem Leben zu erwecken und will dadurch die entwurzelten Neger der Assimilation entreißen, sie von dem Einfluß der Weißen erlösen.

In der weißen Rasse sind es Teile der Deutschen, welche, unbewußt und bewußt, bestrebt sind, das Rauschen und das Raunen ihres Erbgutes zu beachten, das heilige Erbe zu wahren und darauf den Bau der Zukunft zu errichten:

Da wird im Süden wie im Norden die Mundart des Volkes gepflegt in Schulen, auf Volksbühnen und von Dichtern, als ein hervorragendes Gegengewicht gegen Fremdtümelei und Entwurzelung. Heimatzeitungen und -Zeitschriften treiben liebevolle Pflege der Vergangenheit als unseres Urgrundes. Volksvereine erhalten altvertraute Sitten, Gebräuche und Lieder wach und lebendig.

Und in immer weiteren Kreisen erkennt man die dringende Notwendigkeit, daß unsere Kinder in arteigener Unterweisung heranwachsen müssen, unberührt, ungebrochen und ungeschädigt von Fremdgeist, auf daß die in ihnen naturhaft schlummernden Anlagen und Kräfte sich richtig entfalten können. Das ist die Forderung der Zeit, und gerade durch die Ungunst der Verhältnisse wird dieses Erkennen immer weiter ins Volk getragen.

In einigen Jahrzehnten werden diese Bestrebungen der arteigenen Kindererziehung klare Formen gewonnen und schon schöne Früchte gezeitigt haben.

Bereits im Jahre 1932 hat diese volkhafte Aufgabe Erich Limpach in die programmatischen Worte gekleidet:

Zerbrecht,
was schlecht
und fremder Art !
Nur das bewahrt,
was Euch entspricht !
Geht grad und schlicht,
ohn' Rast und Ruh
der Zukunft zu ! -
Des B l u t e s W o r t
sei Euer H o r t !

Die singende Muschel

Ein Märchen von Lotte Huwe

Die Knechte kamen zu ihrem Herrn und berichteten von einer Jungfrau, die am Meere hause und verzaubert sein müsse:

denn sie verstünde, in die Zukunft zu schauen wie eine heidnische Priesterin. Auch bewahre sie in einem alten Schrein geheimnisvolle Dinge, die kein Mensch zu sehen bekomme. Eine singende Muschel nenne sie ihr Eigen, und um den Hals trage sie eine

Kette aus Bernstein so frei zur Schau, als wisse sie nichts von den schrecklichen Strafen, die jedem unbefugten Sammler des nordischen Goldes drohten.

Boso winkte ab. Er kannte die Verdächtigungen, welche nur allzu oft gegen Unschuldige ausgestreut wurden.

Doch die Obrigkeit schickte den Vogt an den Strand der Ostsee. Er sollte Erla, die Hexe, vernehmen, und wenn er sie für schuldig erkannte, ausliefern.

Als Boso mit dem Knecht über die Heide ritt, überkam ihn ein wundersames Ahnen, als müsse dieser Tag entscheidend werden für sein ganzes Leben. Unter nichtigem Vorwand schickte er den Knecht zurück. Nach langem Ritt erreichte der Vogt den Ostseestrand. Von der Hügelkette aus sah er eine Fischerhütte liegen. In dem Gärtlein stand eine hohe Fichte wie ein schützender Wächter.

Der Vogt war am Ziel. Er band sein Roß am Zaun fest und trat ein in das saubere Anwesen. Der große Herdraum war hell u.sonnig. In seiner Mitte befand sich ein unbehauener Kiefernstamm. Rings um den Stamm zog sich eine breite Rundbank. Darauf saß ein Mädchen und spann. Der Vogt sah, daß Erla, die Fischertochter, sehr schön war. Ihre hellen Augen hatten einen Ausdruck, als könnten sie jedes Geheimnis enträtseln. Die blonden Zöpfe waren mit roten Bändern umwunden. Eine wundervolle Bernsteinkette zierte das schlichte Linnenkleid der Jungfrau.

"Was will Boso,der Vogt, in meines Vaters Hütte?" fragte das Mädchen ruhig und legte die Spindel zur Seite.

"Wenn du Erla bist, dann wirst du auch wissen, warum ich gekommen bin. Man hat dich verklagt."

"Ich weiß, daß böse Zungen mir Unrechtes nachsagen; aber ich tue weder Mensch noch Tier ein Leid an." Sie hob den Arm und lockte mit zärtlichem Laut. Eine weiße Taube flog vom Fenstersims herbei und ließ sich auf ihrer Hand nieder.

"Man neidet mir meine Bernsteinkette. Aber sie stammt von einem Urahnen, dem gotischen Schmied Berno. Glaubst du dem Gerede der Menschen, Vogt? Man pries dich als tapferen Streiter, als gerechten und weisen Herrn. Du weißt wie ich, daß Elke und Hale, die man aus dem Walde holte und als Hexen verbrannte, unschuldige Jungfrauen waren. Nun verklagt man mich, weil ich hellhöriger bin und meine Augen mehr sehen als die anderer Menschen. Man sinnt mir Böses, weil ich verehre, was ihr verachtet."

"Bekennst du dich zum Kreuz?"

"Fremde Götter ziemen einer Nordlandtochter nicht. Sie ehrt, was von den Vätern kommt."

Der Vogt wurde unruhig vor ihrem klaren, furchtlosen Blick. "Man sagt, daß du in einer alten Truhe Heimliches bewahrst. Auch reden die Leute von einer Muschel, der du zu singen befiehlst."

Die Fischertochter lächelte.

"Ich will dir alles zeigen; vielleicht verstehst du mich.Wenn du es aber nicht vermagst, so klage auch du mich als Hexe an und überliefere mich dem Gericht!"

Sie schaute den Vogt an, als wollte sie seine Seele enträtseln. Dann öffnete sie ein Wandfach in der hölzernen Täfelung und entnahm dem Versteck einen großen,leuchtenden Bernstein. In dem gelben Harz lag ein Käfer eingeschlossen, wie ein Samenkorn in der Erde ruht.

"Sieh, so hat man deine freie Seele eingefangen, so will man

sie knechten und ersticken durch gleißendes Gold, das unsere Vorfahren die Saat der Kracke nannten. Du aber bist ein Sohn dieser Erde und hast nichts gemein mit den fremden Neidlingen. Wach auf, liebe Seele, aus deinem Schlaf! Sonst mußt du für immer sterben, und Erla zeigte einem Unwerten die singende Muschel."

Der Vogt strich sich mit schwerer Hand über die braunen Haare, die im Feuerschein wie rotes Kupfer glänzten.

"Und welche Bewandtnis hat es mit der singenden Muschel?" fragte er verwirrt.

Erla holte aus einem zweiten Fach eine große, bunt schimmernde Muschel. Sie hielt sie ans Ohr und lauschte.

"Neige dich zu mir," sprach sie zu Boso, der sie fast um Haupteslänge überragte, "halte den Atem an und höre, was sie raunt..!" Boso gehorchte; seine Locken streiften ihr helles Haar.

"Was hörst du, Boso?" - "Nichts, nur ein ganz feines Rauschen, als habe sich das Echo des Meeres in der Muschelhöhle gefangen.." - "Leise!" flüsterte Erla, "dein Herz schlägt zu laut und überschallt die wundersame Stimme der Muschel. Ich aber höre es schon deutlich singen, ganz rein und klar.." Leise summte sie die Worte der singenden Muschel nach:

"Offen sei dir das Wagetor,
so sei dir das Waffentor,
nahe sei dir das Siegetor..!"

Boso beugte sich über Erla. Wie ein Zauber erfaßte es ihn;sein sein Herz begann zu jubeln. Er ergriff die Muschel, und weil Erla ihr Kleinod nicht losließ, schlossen sich seine großen Hände um ihre zarten Finger. So hielten sie nun gemeinsam die singende Muschel. Boso lauschte lange, seine grauen Augen fest in die des Mädchens senkend. Und dann sprach er leise:

"Tönende Quelle,
wachsende Welle,
rausche und singe!
Zage bezwinge, (=Zagende)
Liebende leite.."

Ein wunderbares Leuchten ging über Erlas Gesicht. Sie nahm die Muschel und legte sie auf die Rundbank. --

"Komm, Boso, öffne mir diesen Kasten! Niemand, außer meinem Vater, hat bisher den Deckel von den Schätzen gehoben."

Sie führte ihn vor eine alte Truhe mit metallverziertem Dekkel. Der Vogt nahm alle Kraft zusammen; die schwere Platte hob sich. Alte Waffen von wunderbarer Schönheit boten sich dem erstaunten Blick dar. Bronzedolche, Speerspitzen, alte Vasen, Schmuckstücke und Ketten füllten die Truhe.

"Woher kommt dir das alles, Erla?" fragte Boso mit Staunen.

"Wir haben es in Wald und Heide ausgegraben; jedoch der größte Teil dieser alten Schmuckstücke stammt von meines Vaters Ahn, dem kunstvollen Schmied Berno. Dieser Dolch gehörte ihm; Siegrunen sind in seinen Griff eingegraben. Gefällt er dir?"

Bosos Augen blitzten; er nahm die Waffe in die Hand und betrachtete entzückt die kunstreich verschlungenen Muster des silbernen Griffes.

"Ich schenke ihn dir; du wirst ihn zu ehren wissen," sprach

Erla. - "Ich danke dir," entgegnete der Vogt. "Seid ihr alle so freigebig?" - "Du bist ein Gast in meines Vaters Haus; diesen Gast ehrte ich so," lächelte die Jungfrau. - Boso schloß den Deckel der Truhe.

Draußen wieherte der Falbe. Boso mußte sich losreißen. "Meine Zeit ist um; ich muß reiten, Erla," sagte er, und eine leise Trauer lag in seinem Gesicht.
Das Mädchen geleitete den Gast vor das Haus. "Boso wird wiederkehren," sprach Erla.

Aber plötzlich schrak sie zusammen.
"Böses wird über uns kommen, denn Lauscher waren vor unserer Tür," murmelte ihr Mund.
Der Vogt hörte Pferdewiehern. Waffenlärm klirrte durch die anbrechende Nacht. Erla vernahm des Vaters zornige Stimme. Schreckliche Ahnungen erfüllten ihr Herz.

"Kamst du allein, Vogt?" fragte die Jungfrau hart. Bosos graue Augen sahen ihr groß und ehrlich ins Gesicht. Er ahnte, daß argwöhnische Herren ihn verfolgen und beobachten ließen. Zorn und Verachtung stiegen auf in seinem Herzen. Ihn schreckte keine Drohung, keine Gefahr. Aber Erla, die Jungfrau, sollte niemand anrühren, solange er lebte.

"Bleibe hier und erwarte mich!" rief er ihr zu und schwang sich auf sein Roß. Bald hörte die Jungfrau seine Stimme vom Strand herüber schallen.
Zwei Reiter flohen dem Hügel zu. Erla zitterte um den Vater, bangte um Boso, dem ihr Herz zugetan war, seit sie in seine Seele geschaut hatte. --

Endlich trabte der Falbe heran. Boso flog aus dem Sattel. Eine blutende Wunde zog sich quer über die edle Stirn.
"Komm," sagte er, "dein Vater liegt von den Schergen erschlagen am Strand. Wir waren zwei gegen acht. Er fiel wie ein Held. Nun werden sie kommen, um uns beide zu verderben. Aber niemand soll Erla antasten, solange Boso noch einen Atemzug tut. Laß uns reiten! Ich weiß den freien Hof eines Oheims, wo dich niemand finden wird."
Schmerz und Liebe schüttelten Erlas junges Herz.
"Ich komme," sagte sie und reichte ihm die Hand, "ich habe dich zurückgewonnen; fliege nun wie ein stolzer Adler, freie Seele!"

Die Jungfrau zog Boso in die Hütte. Dort wusch sie die Wunde und legte blutstillende Kräuter auf. Dann umwand sie die Stirn des wunden Mannes mit weichen Linnentüchern. Willig überließ sich der Vogt den milden Händen des Mädchens. Vor seiner Seele stand plötzlich das Bild der Mutter; sie hatte auch so weiche geschickte Hände gehabt wie Erla, die Fischertochter. -

Boso erhob sich. Erla reichte ihm den Mantelsack. Brot und Früchte wurden hineingetan und obenauf die Bernsteinkugel. Mit vereinten Kräften zogen sie die Truhe aus der Hütte und vergruben die Kleinodien in der Nähe des Hauses im weißen Sand der Dünen.

Vorsichtig barg Erla die singende Muschel. Dann schritt das Mädchen noch einmal zum Herd zurück, nahm aus der Feuerstelle ein glühendes Holzscheit und stieß es in das Strohdach der Hütte.
"Rule, Rule!" lockte die Jungfrau, und sogleich flog die weiße Taube auf ihre Schulter.

Boso hob Erla in den Sattel. Eilig führte er sie zum Strande hinunter. Erla nahm Abschied von dem geliebten Toten. Sie bereiteten ihm ein letztes Bette in dem weichen Sand. Das Meer rauschte.

"Eines weiß ich, das ewig lebt: der Toten Tatenruhm," sprach die Fischertochter und wendete sich ab.

Boso zog die Jungfrau vor sich auf sein Roß.

Eine feurige Lohe stieg aus der Fischerhütte . Schwarz ragte der Kiefernstamm aus dem Brand wie ein Riese, der den Flammen trotzen wollte. Erla hob wie zum letzten Gruß die Hand:

"Leuchtende Lohe,
flammendes Feuer,
brenne zu Asche!
Was wir geliebt,
heiliges Erbe
trag ich im Herzen!"

Auf einmal begann die Muschel, welche Erla im Arm hielt, in den herrlichsten Farben des Regenbogens zu leuchten und erfüllte die Dunkelheit mit einem sanften Licht. Wundersames Klingen entströmte dem perlmuttenen Muschelmund:

"Uralter Ahnung
wachendes Wissen
steigt aus der Asche,
führt euch in Freiheit!"

Boso hielt Erla umschlungen; sie fühlten in heiliger Ahnung das kommende Geschehen.

Von dem Leuchten der singenden Muschel geleitet, ritten sie einer freien Zukunft entgegen.

Lotte Huwe

Nachtrag zu Seite 27: Das Unglück am Dachstein vom 15.4.1954.

Zur Belohnung für gute Osterzeugnisse durften 10 Schüler aus Heilbronn eine Fahrt in die Salzburger Alpen machen; 2 Lehrer und die Braut des einen begleiteten sie. Am Donnerstag vor Ostern wollten sie in ihrer leichten Kleidung auf den Dachstein. Die Einheimischen rieten ihnen ab. Die Heilbronner hörten nicht auf sie - da griff sie sich der Tod als seine Beute. Unterhalb einer Alm schickte er ihnen einen plötzlichen Schneeorkan. In dem Gestöber stürzten sie auf Felsen und zerschunden sich Hände und Gesichter. Erschöpft fiel die Braut mit dem Gesicht auf den Schnee: so liegen bleibend, starb sie. 3 Schüler glitten in ein schneegefülltes Loch: in diesem erstickten sie. 6 andere kauerten sich in einer Mulde schutzsuchend eng aneinander: ermattet schlummerten sie hinüber in den ewigen Schlaf. Aber übermenschliche Anstrengung und Todesangst hatte ihre Gesichter entstellt und ließ sie um viele Jahre altern. So starben qualvoll 13 blühende Menschen. - Volle 9 Tage aufopferndster Suche vieler, vieler Männer bedurfte es, um endlich ihre Leichen im Schnee zu entdecken. Bei einem toten Schüler fand sich ein Photoapparat mit Aufnahmen: diese enthüllten die erschütternde Tragik ihres schmerzerfüllten Sterbens.

Diepold

Deutsches Wesen - Deutsche Zukunft

Auch Völker haben ein Gedächtnis. Wir sehen das an der farbigen Menschheit, die dem weißen Mann die Gemeinheiten der Kolonialgeschichte nicht vergessen hat und die sich nun anschickt, der weißen Rasse insgesamt die Rechnung dafür vorzulegen.

Ebenso hat das deutsche Volk einen gewissen Erfahrungsschatz. Eine solche unverlierbare Erinnerung ist die Bismarcksche Reichsschöpfung vom 18.Januar 1871, die das Sehnen eines ganzen Jahrhunderts vorher erfüllt hat. - Andere sind die schmerzlichen Erlebnisse der Kriegs-und Nachkriegszeit. Die Größe dieses Leides kann auch nicht durch Not,Überarbeitung,Propaganda usw. aus dem Bewußtsein der denkenden Deutschen getilgt werden.

Sie alle schweigen darüber. Doch gerade dieses Schweigen ist richtig. Denn es setzt sich um in Kraft: in den Willen, Klarheit zu gewinnen über die Ursachen und Zusammenhänge der Vergangenheit.

Das Schweigen wandelt sich weiterhin in Besinnlichkeit über unser eigenes Wesen, es wird zu stiller Einkehr in uns selbst. Diese Einstellung hat gerade diesen 4.Band des Lebenskundewerkes als vordringlich gewünscht. Aus dieser Tatsache dürfen wir die Hoffnung schöpfen, daß wir über unsere deutschen Erbfehler hinauswachsen werden. Diejenigen, welche an der Erfüllung dieser Aufgabe arbeiten, tun dies in dem Bewußtsein, damit eine heilige Pflicht gegenüber dem göttlichen Wesen zu erfüllen; sie tun es aus Liebe zu unserem Volke.

Dieser innerseelische Vorgang des Reifens der deutschen Art kann sich nur freiwillig vollziehen; er ist ein natürlicher Prozeß, der aber seine Zeit braucht, er muß in Geduld abgewartet werden.

Die Deutschen werden eines Tages auch ihre religiöse Frage lösen. Die deutsche Seele, die man eingefangen hat, wird einmal aus ihrer Narkose erwachen und die ihrer Art gemäße Einstellung zum göttlichen Wesen gewinnen. Dazu gehört als große Wichtigkeit, daß unsere Kinder artgemäß,unbeeinflußt von Fremdgeist heranwachsen.

Dann strömen den Deutschen vom Göttlichen her Kräfte zu, und sie werden ihre äußeren Fragen selbst lösen.

So können wir trotz aller Hoffnungslosigkeit der Gegenwart mit Zuversicht in eine Zukunft sehen, auch wenn wir Alten das nicht mehr erleben.

Das hat schon vor hundert Jahren ein gewisser Karl Postl erkannt. Im Jahre 1793 ist dieser aus Österreich nach Nordamerika ausgewandert; 1864 ist er in der Schweiz gestorben. Postl lernte gerade aus dem Vergleich mit anderen Völkern unsere deutsche Eigenart richtig beurteilen. Er sprach das trostreiche Wort:

> "Ihr werdet euch wieder verjüngen. Glaubt es mir! Es liegt in Euch Deutschen eine Zähigkeit u.Dehnbarkeit und wieder eine Schwungkraft u.Elastizität, die tausend Jahre nicht erdrücken."

Und Heinz Ritter (vom"Sternbergkreis", der geleitet wird von Professor Dr.Burghart Schomburg,(23)Osnabrück,Lienesch 75) deutet unsere Zeit richtig mit dem Ausspruch:

"Gerade das Schwere, das unser Volk durchzumachen hat, ist Ausgangspunkt für größte künftige Impulse."

Wache Menschen, die in der Seele unseres schweigsamen Volkes lesen können, stimmen Ritter bei. Diepold

Dem Deutschen Volk

Meinen Glauben an Dich, Volk, erhalte ich,
wie der Atem mich selbst: lebendig und warm.
Deine Ehre, Volk, schütze ich,
wie früher der liebenden Mutter Arm
wehrend der Not, sich um mich gelegt,
sorgsam fühlend, wie das Herz sich bewegt.

Meinen Glauben an Dich, Volk, bekenne ich
vor der zerrissenen, ruhlosen Welt.
Niemals, Heimat, verleugne ich Dich
oder schäme mich, daß ich in Dich gestellt.

Meinen Glauben an Dich, Volk, erhalte ich
aus Deutscher Erde zeugendem Schoß
in diesem Unglück stärker denn je.
Dir will ich dienen im Glück und im Weh,
bis sich mit sterbender Kraft für Dich
erfüllt meines Lebens forderndes Los.

A. F. Krüger

+=+

Inhaltsverzeichnis

von Band 4 "Unsere Deutschen Charakterfehler"

=+=

S c h l u ß w o r t

Allen den geschätzten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die durch ihre Beiträge diesen Band vielseitig machten, gebührt herzlichster Dank! Desgleichen allen denen,die durch ihre Vorauszahlung mir halfen, die nicht unbeträchtlichen Kosten für Herstellung des Buches tragen zu können. Ich gedenke auch meines hochherzigen Freundes R.F. in Dankbarkeit.

Alle Leser aber möchten sich bewußt sein, wie unendlich wichtig und nötig es ist, sich für den sog.Lebenskunde-Unterricht einzusetzen. In erfreulich wachsender Zahl pflegen ihn Erzieher in der Schule. Wo sie fehlen, kann jeder in die Bresche springen,der es versteht,mit Kindern umzugehen: er bez. sie braucht ja nur die

Erzählungen gut vorzulesen: sie wirken von selbst weiter in der Seele der Kinder und veranlassen eine befruchtende Aussprache. So würden sich Keimzellen bilden, die weitere Kinder anziehen und Zukunft gestalten.

Es ist zu bedenken: Wir stehen in geschichtlicher Stunde! An Stelle des Fremdgeistes ist eine neue,geistige Welt aufzubauen und zwar vom Kinde ab.

Dieser geschichtlichen Aufgabe dient der sog.Lebenskunde-Unterricht. Der Ausdruck befriedigt uns nicht mehr voll, er hat sich aber eingebürgert, seit er um 1907 vom damaligen sächsischen Lehrerverein geprägt wurde. Besser ist vielleicht der Ausdruck "artgemäße Jugendunterweisung", weil dadurch sofort der grundlegende Unterschied zum Fremdgeist, eben das Artgemäße betont ist.

Jene, deren Ziel eine Menschheitskultur, "Humanität" ist,beachten grundlegende Gesetze der Kindesseele nicht.

Denn ausgehen kann man nur von den Erbkräften, die im Kinde schlummern, und muß die Seelengesetze beachten, nach denen sie sich allmählich entfalten.

Artgemäße Jugendunterweisung beachtet das Seelengesetz, daß das deutsche Kind alles freiwillig tun will;Zwang erzeugt Heuchelei oder haßerfüllte Ablehnung auch des Guten. 2)arbeitet sie mit Vorbildern, die den Nachahmungstrieb des Kindes wecken.3)artgemäße Vorbilder wenden sich an das Unterbewußtsein im Kinde, schlagen in diesem Wurzeln, wachsen hier fort, werden also nicht "vergessen" und treten eines Tages an die Oberfläche des Bewußtseins als Wort,als Tat.

In diesem Sinne arbeite ich seit 1935 an Büchern für artgemäße Jugendunterweisung:

Band 1 für 5-8jährige erschien 1952 in 2.Auflage, ist leider vergriffen, erscheint aber voraussichtlich wieder 1956. Unverbindliche+) für diese 3.Auflage würde ich sammeln. +)Bestellungen

Band 2 für Kinder vom 9.Jahre ab enthält germanische Götter- und Heldensagen sowie Erzählungen über vorbildliche Deutsche; er verwurzelt unsere Jugend im deutschen Volkstum. Preis 5,30 DM + 60 Pfennig für Versand = 5,90 DM. Vorauszahlung auf Postscheckkonto Diepold,Hamburg 570 78.

Vorliegender Band 4 ist bestimmt für Jugend vom etwa 10. Lebensjahre ab, aber ebenso auch für Erwachsene.

Band 3, fertig seit 1942, dient der Seelenentfaltung der 9-12=Jährigen und hat reichen Inhalt: schöne Märchen(eine neue Mitarbeiterin hat sich erfreulicherweise dafür zur Verfügung gestellt) und Erzählungen aus Kinderwelt und Leben, auch lustige Gedichte. Das genaue Inhaltsverzeichnis wird ab Spätherbst bez.im Laufe des Winters zur Verfügung stehen. Interessenten werden gebeten, es anzufordern.

Ferdinand Diepold,

Studienprofessor i.R.,

Hamburg 20,

Im Winkel 2.